

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Hebels rheinländischer Hausfreund**

1906

[urn:nbn:de:bsz:31-262194](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-262194)

Hebel's

Rheinländischer Hausfreund

für das Jahr

1906.



7  
575

Bibl. R. 8, Nr. 3417

VI  
3155

K

98 B 82974, 1906



## Sonnen- und Mond-Finsternisse 1906.

Zur Jahre 1906 werden drei Sonnen- und zwei Mond-Finsternisse stattfinden, von denen jedoch in Deutschland nur die erste Mondfinsternis teilweise sichtbar sein wird.

### 1. Totale Mondfinsternis am 9. Februar.

Beginn der Finsternis überhaupt am 9. Februar vorm. 6 Uhr 57 Min. Beginn der totalen Verfinsternung vorm. 7 Uhr 58 Min. Mitte der Finsternis vorm. 8 Uhr 47 Min. Ende der totalen Verfinsternung vorm. 9 Uhr 36 Min. Ende der Finsternis überhaupt vorm. 10 Uhr 37 Min. M.G.Z. Der Eintritt der Verfinsternung erfolgt bei 96° und der Austritt bei 289° Positionswinkel vom Nordpunkt gezählt. Die Größe der Verfinsternung beträgt in Teilen des Monddurchmessers = 1,6. Diese Finsternis wird in der westlichen Hälfte Europas, im Nordwesten von Afrika, im Atlantischen Ozean, in Amerika, im Stillen Ozean, im Nordosten Asiens und auf der Ostküste Australiens sichtbar sein.

### 2. Partielle Sonnenfinsternis am 23. Februar.

Diese Finsternis ist in Deutschland unsichtbar und beträgt 0,5 in Teilen des Sonnendurchmessers. Diefelbe findet vorm. zwischen 7 Uhr und 10 1/2 Uhr M.G.Z. statt und ist nur in den südlichen Polargegenden, im südlichen Australien und an der Südspitze Neuseelands zu sehen.

### 3. Partielle Sonnenfinsternis am 21. Juli.

Die Verfinsternung beträgt nur 0,3 in Teilen des Sonnendurchmessers und ist in Deutschland ebenfalls unsichtbar. Diefelbe ereignet sich nachm. zwischen 12 Uhr 49 Min. und 3 Uhr 40 Min. M.G.Z. und ist nur in dem südlichen Teile des Atlantischen Ozeans und an der Südspitze Südamerikas zu sehen.

### 4. Totale Mondfinsternis am 4. August.

Diese Mondfinsternis findet nachm. zwischen 12 Uhr 10 Min. und 3 Uhr 50 Min. M.G.Z. statt, erreicht eine Größe von 1,8 in Teilen des Monddurchmessers, ist in Deutschland unsichtbar und kann in der westlichen Hälfte Nordamerikas, im Großen Ozean, in Australien, in der südöstlichen Hälfte Asiens, im Indischen Ozean und auf Madagaskar gesehen werden.

### 5. Partielle Sonnenfinsternis am 20. August.

Diese Sonnenfinsternis erreicht nur eine Größe von 0,3 in Teilen des Sonnendurchmessers und ist in Deutschland ebenfalls unsichtbar; dieselbe findet vorm. zwischen 12 Uhr 53 Min. und 3 Uhr 32 Min. M.G.Z. statt und kann nur an dem westlichen Teil der Nordküste Asiens, im nordwestlichen Teile Nordamerikas und in den nördlichen Polargegenden gesehen werden.

## Witterung nach dem 100-jährigen Kalender.

Jahresregent für 1906 ist die Venus; dieselbe ist zeitweise der hellste und glänzendste Stern am Himmel und erscheint uns abwechselnd in ihrem größten Glanze als Abend- oder Morgenstern, da dieselbe sich immer in der Nähe unserer Sonne befindet. Die größte Entfernung von der Sonne ist 108,3 Millionen Kilometer und ihre kleinste Entfernung beträgt 106,7 Millionen Kilometer; dagegen von der Erde schwankt die Entfernung der Venus zwischen 257 und 40 Millionen Kilometer. Die Venus vollendet ihren Lauf um die Sonne in 224 Tagen 16 Stunden und 41 Minuten und dreht sich um ihre Achse in 23 Stunden 21 Minuten und 22 Sekunden. Ihr wahrer Äquatordurchmesser beträgt 0,94 in Teilen des Erddurchmessers oder 11969 Kilometer. Die Oberfläche dieses Planeten beträgt 450 Millionen Quadrat-Kilometer oder 0,88 in Teilen der Erdoberfläche. Die Venus ist der unserer Erde die zunächst stehende, innerhalb der Erdbahn um die Sonne laufende Planet; deshalb zeigt sie auch alle die verschiedenen Phasen oder Wechsel des Beleuchtungsstandes wie unser Mond.

Die Venusjahre sind mehr feucht als trocken, dabei ziemlich warm.

Der Frühling ist im Anfang unfreundlich und kalt. Die milde Witterung tritt erst spät ein.

Der Sommer ist schwül und warm, wenn die Nässe im Frühling nicht so lange anhält, sonst folgt ein dürerer Sommer und wächst ein guter Wein.

Der Herbst ist im Anfang warm und schön, doch nicht lang, weshalb man die Weinberge bei Zeiten decken, auch den Winterbau bald bestellen soll, da es um die Mitte November gewöhnlich sehr kalt und vor Weihnachten nicht wieder wärmer wird.

Der Winter ist anfänglich ziemlich trocken, dann aber und namentlich vom 12. Februar bis zu Ende ganz feucht, mit vielen Regengüssen, wodurch gefährliche Überschwemmungen entstehen.

## Die vier Jahreszeiten.

Der **Frühling** beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Widders (♈) am 21. März nachm. 2 Uhr. Die Sonne befindet sich im Äquator. Tag und Nacht gleich.

Der **Sommer** beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Krebses (♋) am 22. Juni vorm. 10 Uhr. Die Sonne hat ihren höchsten Stand erreicht. Längster Tag und kürzeste Nacht.

Der **Herbst** beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen der Waage (♎) am 23. September nachts 12 Uhr. Die Sonne befindet sich wieder im Äquator. Tag und Nacht gleich.

Der **Winter** beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Steinbocks (♏) am 22. Dezember nachm. 7 Uhr. Die Sonne hat ihren tiefsten Stand erreicht. Kürzester Tag und längster Nacht.

Die Hundstage beginnen am 23. Juli und endigen am 24. August.

## Planetenystem der Sonne.

	t		
Merkur	87.969	Größte u. kleinste Entfernung von der Erde in Millionen Kilometern:	218 ; 79
Venus	224.701		257 ; 40
Erde	365.256		— ; —
Mars	686.980		396 ; 57
Jupiter	4332.585		959 ; 587
Saturn	10759.220		1646 ; 1190
Uranus	30686.51		3192 ; 2570
Neptun	60186.64	4655 ; 4281	
Merkur	4816	Wahrer Äquatordurchmesser in Kilometern:	0.05
Venus	11969		0.83
Erde	12756		1.00
Mars	6745		0.15
Jupiter	143757		1334.7
Saturn	123734		823.1
Uranus	59171		91.9
Neptun	54979	80.1	
Sonne	1386690	1284800	

## Umlaufzeit und Entfernungen (in Kilometern) der Rinde der Hauptplaneten.

Namen	Tag	Stunden	Minuten	Kilo- meter	Namen	Tag	Stunden	Minuten	Kilo- meter
Ermond	27	7	43	384,415	Dione	2	17	41	375,500
Rhobos	0	7	39	9,300	Rhea	4	12	25	523,500
Deimos	1	6	18	23,300	Titan	15	22	41	1,214,300
I	1	18	27	401,000	Hyperion	21	6	25	1,473,300
II	3	13	14	638,000	Japetus	79	7	56	3,539,400
III	7	3	42	1,017,000	Iriel	2	12	29	190,800
IV	16	16	31	1,789,000	Umbriel	4	3	28	265,600
V	0	11	57	—	Titania	8	16	56	435,400
Atmas	0	22	37	184,300	Oberon	13	11	7	582,300
Cuceladus	1	8	58	236,400	Eriton	5	21	4	353,000
Zethys	1	21	18	293,700					

## Januar oder Wintermonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- Sauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres	Mondphasen.		
				Ag.	Ug.	Ag	Ug.				
1 Montag	<b>Neujahr</b>	<b>Neujahr</b>		8 <sup>20</sup>	4 <sup>44</sup>	11 <sup>58</sup>	11 <sup>50</sup>	1/365	<p>Erstes Viertel am 2. nachm. 3 Uhr 52 Min. Vollmond am 10. nachm. 5 Uhr 37 Min. Letztes Viertel am 17. nachm. 9 Uhr 49 Min. Neumond am 24. nachm. 6 Uhr 9 Min.</p> <p>☾ Mond geht am 9. abwärts. ☽ Mond geht am 22. aufwärts.</p> <p>Der Mond ist am 4. nachm. 5 Uhr in Erdferne, am 20. vorm. 7 Uhr in Erdnähe und am 2. 16. und 29. im Aequator.</p> <p><b>Planetenauf.</b> Merkur ist Morgenstern, er erreicht am 5. seine größte westliche Elongation zur Sonne. Venus wird als Morgenstern unsichtbar und ist rechtläufig im Schützen. Mars kommt zum Wassermann und geht vor 9 Uhr nachts unter. Jupiter wird am 22. wieder rechtläufig im Stier und kann noch bis 3<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr früh beobachtet werden. Saturn ist rechtläufig im Wassermann und geht um 7<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr abends unter.</p> <p><b>Wetterber. nach dem 100j. Kalender.</b> Januar ist bis zum 3. trübe und kalt, dann folgen bis 6. große Regengüsse, darauf bis 9. Kälte, vom 11. bis 15. Regen und dann bis zum Ende unbeständig mit Wind, Schnee und Nebel.</p> <p><b>Bauernregeln.</b> Ein schöner Januar bringt ein gutes Jahr. Morgenröte im Januar deutet auf viel Gewitter im Sommer, viel Schnee, viel Heu, aber wenig Korn. Tanzen im Januar die Mucken, muß der Bauer nach dem Futter gucken. — Vinzenzen (22.) Sonnenschein, bringt viel Korn und Wein. Wie das Wetter am Marzarius (2.) war, so wird's im September trüb oder klar. — Fabian Sebastian (20.) läßt den Saft in die Bäume gahn. — Sankt Paulus klar (25.) bringt gutes Jahr, hat er Wind, regnet's geschwind; ist Nebel stark, füllt Krankheit den Sarg; wenn's regnet und schneit, wird teuer 's Getreid; doch Gott allein wend't alle Pein. Winternebel bringt bei Ostwind Tau, der Westwind treibt ihn aus der Au. — Bleibt der Winter ferne, es nachwintert gerne.</p>		
2 Dienst.	Gordius	Marz.		8 <sup>20</sup>	4 <sup>45</sup>	12 <sup>24</sup>	Reht.	2/364			
3 Mittw.	Enoch	Genovefa		8 <sup>20</sup>	4 <sup>46</sup>	12 <sup>47</sup>	12 <sup>52</sup>	3/363			
4 Donnst.	Isabella	Litus		8 <sup>20</sup>	4 <sup>47</sup>	1 <sup>12</sup>	1 <sup>52</sup>	4/362			
5 Freitag	Simon	Telesph. C.		8 <sup>20</sup>	4 <sup>48</sup>	1 <sup>39</sup>	2 <sup>53</sup>	5/361			
6 Samst.	Ersh. Chr.	<b>Pl. 3 König</b>		8 <sup>19</sup>	4 <sup>49</sup>	2 <sup>7</sup>	3 <sup>54</sup>	6/360			
<b>1.</b> Protest. { I: Die Welsen a. d. Morgenl. Matth. 2, 1—12. II: Die Befreher der Heiden. Jes. 2, 1—5. Kathol.: Als Jesus 12 Jahre alt war. Luf. 2, 42—52.				Tageslänge: 8 St. 31 Min.							
7 Sonntag	<b>1. S. n. Ep.</b>	<b>1. S. n. Ep.</b>		8 <sup>19</sup>	4 <sup>50</sup>	2 <sup>41</sup>	4 <sup>54</sup>	7/359	<p><b>2.</b> Protest. { I: Der 12jährige Jesus. Luf. 2, 41—52.                  II: Wie lieblich sind deine Wohnungen. Ps. 84.                  Kathol.: Von der Hochzeit zu Kana. Joh. 2, 1—11.</p> <p>Tageslänge: 8 St. 42 Min.</p>		
8 Montag	Erhard	Erhard		8 <sup>19</sup>	4 <sup>52</sup>	3 <sup>21</sup>	5 <sup>58</sup>	8/358			
9 Dienst.	Marzellus	Julian		8 <sup>19</sup>	4 <sup>53</sup>	4 <sup>7</sup>	6 <sup>48</sup>	9/357			
10 Mittw.	Paulus d. C.	Agathon		8 <sup>18</sup>	4 <sup>54</sup>	5 <sup>0</sup>	7 <sup>40</sup>	10/356			
11 Donnst.	Mathilde	Hyginius		8 <sup>18</sup>	4 <sup>56</sup>	5 <sup>59</sup>	8 <sup>28</sup>	11/355			
12 Freitag	Reinhold	Ernst		8 <sup>18</sup>	4 <sup>57</sup>	7 <sup>5</sup>	9 <sup>10</sup>	12/354			
13 Samst.	Hilarius	Beronika		8 <sup>18</sup>	4 <sup>58</sup>	8 <sup>14</sup>	9 <sup>46</sup>	13/353			
<b>2.</b> Protest. { I: Der 12jährige Jesus. Luf. 2, 41—52. II: Wie lieblich sind deine Wohnungen. Ps. 84. Kathol.: Von der Hochzeit zu Kana. Joh. 2, 1—11.				Tageslänge: 8 St. 42 Min.							
14 Sonntag	<b>2. S. n. Ep.</b>	<b>2. S. n. Ep.</b>		8 <sup>17</sup>	4 <sup>59</sup>	9 <sup>25</sup>	10 <sup>18</sup>	14/352	<p><b>3.</b> Protest. { I: Die Hochzeit zu Kana. Joh. 2, 1—11.                  II: Wasser aus dem Felsen. 2. Mos. 17, 1—7.                  Kathol.: Jesus heilt einen Aussätzigen. Matth. 8, 1—13.</p> <p>Tageslänge: 8 St. 58 Min.</p>		
15 Montag	Maurus	Maurus		8 <sup>17</sup>	5 <sup>0</sup>	10 <sup>37</sup>	10 <sup>49</sup>	15/351			
16 Dienst.	Heinrich	Marcellus		8 <sup>16</sup>	5 <sup>2</sup>	11 <sup>50</sup>	11 <sup>18</sup>	16/350			
17 Mittw.	Anton	Antonius		8 <sup>15</sup>	5 <sup>4</sup>	Reht.	11 <sup>47</sup>	17/349			
18 Donnst.	Prisca	Pet. St. 3. N.		8 <sup>14</sup>	5 <sup>5</sup>	1 <sup>4</sup>	12 <sup>17</sup>	18/348			
19 Freitag	Sarah	Kanut, M.		8 <sup>14</sup>	5 <sup>6</sup>	2 <sup>19</sup>	12 <sup>49</sup>	19/347			
20 Samst.	Sebastian	Jab. u. C.		8 <sup>13</sup>	5 <sup>8</sup>	3 <sup>33</sup>	1 <sup>27</sup>	20/346			
<b>3.</b> Protest. { I: Die Hochzeit zu Kana. Joh. 2, 1—11. II: Wasser aus dem Felsen. 2. Mos. 17, 1—7. Kathol.: Jesus heilt einen Aussätzigen. Matth. 8, 1—13.				Tageslänge: 8 St. 58 Min.							
21 Sonntag	<b>3. S. n. Ep.</b>	<b>3. S. n. Ep.</b>		8 <sup>12</sup>	5 <sup>10</sup>	4 <sup>44</sup>	2 <sup>12</sup>	21/345	<p><b>4.</b> Protest. { I: Der Hauptmann zu rc. Matth. 8, 5—13.                  II: Gott h. Jesum gesalbt. Ap.-Gesch. 10, 36—43.                  Kathol.: Vom Schifflein Christi. Matth. 8, 23—27.</p> <p>Tageslänge: 9 St. 15 Min.</p>		
22 Montag	Vincentius	Vincent.		8 <sup>11</sup>	5 <sup>12</sup>	5 <sup>51</sup>	3 <sup>4</sup>	22/344			
23 Dienst.	Emerentian	Meinz., A.		8 <sup>10</sup>	5 <sup>13</sup>	6 <sup>50</sup>	4 <sup>3</sup>	23/343			
24 Mittw.	Timotheus	Timoth.		8 <sup>9</sup>	5 <sup>14</sup>	7 <sup>43</sup>	5 <sup>7</sup>	24/342			
25 Donnst.	Pauli Bef.	Pauli Bef.		8 <sup>8</sup>	5 <sup>16</sup>	8 <sup>26</sup>	6 <sup>14</sup>	25/341			
26 Freitag	Polykarp	Polykarp		8 <sup>8</sup>	5 <sup>18</sup>	9 <sup>3</sup>	7 <sup>23</sup>	26/340			
27 Samst.	<b>Geburtsfest des Kaisers</b>			8 <sup>6</sup>	5 <sup>19</sup>	9 <sup>33</sup>	8 <sup>28</sup>	27/339			
<b>4.</b> Protest. { I: Der Hauptmann zu rc. Matth. 8, 5—13. II: Gott h. Jesum gesalbt. Ap.-Gesch. 10, 36—43. Kathol.: Vom Schifflein Christi. Matth. 8, 23—27.				Tageslänge: 9 St. 15 Min.							
28 Sonntag	<b>4. S. n. Ep.</b>	<b>4. S. n. Ep.</b>		8 <sup>5</sup>	5 <sup>20</sup>	10 <sup>1</sup>	9 <sup>33</sup>	28/338	<p>1. Odilio; Vulgentius. 7. Valentin; Raimund. 14. Felg. 21. Agnes. 27. Joh. Chros. 8. 28. Karl d. Gr.; Manfred.</p>		
29 Montag	Valerius	Franz v. C.		8 <sup>4</sup>	5 <sup>21</sup>	10 <sup>26</sup>	10 <sup>37</sup>	29/337			
30 Dienst.	Abelgunde	Abelgunde		8 <sup>3</sup>	5 <sup>23</sup>	10 <sup>50</sup>	11 <sup>39</sup>	30/336			
31 Mittw.	Birgilius	Petrus v. N.		8 <sup>2</sup>	5 <sup>24</sup>	11 <sup>15</sup>	Reht.	31/335			

1. Odilio; Vulgentius. 7. Valentin; Raimund. 14. Felg. 21. Agnes. 27. Joh. Chros. 8. 28. Karl d. Gr.; Manfred.



## Februar oder Gaumonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.	Mondphasen.		
				Ag.	Ug.	Ufg.	Utg.				
1 Donnst.	Brigitta	Ignatius		8°	5 <sup>28</sup>	11 <sup>40</sup>	12 <sup>40</sup>	32/334	Erstes Viertel am 1. nachm. 1 Uhr 31 Min. Vollmond am 9. vorm. 8 Uhr 46 Min. Letztes Viertel am 16. vorm. 5 Uhr 23 Min. Neumond am 23. vorm. 8 Uhr 57 Min.		
2 Freitag	Mar. Rein.	Mar. Sigm.		7 <sup>58</sup>	5 <sup>28</sup>	12 <sup>10</sup>	1 <sup>40</sup>	33/333			
3 Samst.	Blasius	Blasius		7 <sup>56</sup>	5 <sup>30</sup>	12 <sup>40</sup>	2 <sup>40</sup>	34/332			
<b>5.</b> Protest. { 2: Jesus im Sturm. Matth. 8, 23—27. 3: Gott ist unsere Zuversicht. Pf. 46. • Kathol.: Vom guten Samen. Matth. 13, 24—30.				Tageslänge:				9 St. 36 Min.			☾ Mond geht am 6. abwärts. ☽ Mond geht am 19. aufwärts. Der Mond ist am 1. nachm. 2 Uhr in Erdferne, am 13. nachm. 11 Uhr in Erdnähe und am 12. und 26. im Äquator.
4 Sonntag	5. E. n. Gp.	5. E. n. Gp.		7 <sup>56</sup>	5 <sup>31</sup>	1 <sup>16</sup>	3 <sup>39</sup>	35/331	<b>Planetenauf.</b> Merkur kommt am 20. in obere Konjunktion mit der Sonne und ist unsichtbar im Wassermann. Venus kommt vom Steinbock zum Wassermann und am 14. in obere Konjunktion mit der Sonne. Mars kommt zu den Fischen rechtläufig und geht nach 9 Uhr abends unter. Jupiter kommt am 17. in Quadratur zur Sonne und kann bis 1 1/2 Uhr nachts im Stier beobachtet werden. Saturn kommt am 25. in Konjunktion mit der Sonne, wird also unsichtbar im Wassermann. <b>Wetterber. nach dem 100j. Kalender.</b> Februar ist vom 1. bis 7. trübe und regnerisch, am 8. kalt, vom 9. bis 12. trübe mit Regen und Schnee, vom 13. bis 16. hell und kalt, hierauf bis 23. abwechselnd Regen und Schnee und kalte Winde, vom 23. bis 26. kalt und hell, und zum Schluss rauh und kalt. <b>Bauernregeln.</b> Wie der Februar, so der August. — Wenn am 2. Hornung die Sonne scheint, geraten die Erbsen wohl. — Matthias bricht Eis, hat er feins, so macht er eins. Wenn im Hornung die Schnaken geigen, müssen sie im März schweigen. Petri Stuhlfeier kalt, die Kält noch länger anhält. — Je stürmischer um Dichtmeß, je sicherer ein schönes Frühjahr. — Zu Dichtmeß kommt der Dachs aus seiner Höhle, das Wetter anzuschauen; sieht er seinen Schatten, kehrt er noch 4 Wochen in seine Höhle zurück. Heftige Nordwinde am Ende Februar, vermehren ein fruchtbares Jahr.		
5 Montag	Agatha	Agatha		7 <sup>54</sup>	5 <sup>33</sup>	1 <sup>58</sup>	4 <sup>25</sup>	36/330			
6 Dienst.	Amanda	Doroth.		7 <sup>52</sup>	5 <sup>35</sup>	2 <sup>48</sup>	5 <sup>31</sup>	37/329			
7 Mittw.	Richard	Romuald		7 <sup>50</sup>	5 <sup>36</sup>	3 <sup>40</sup>	6 <sup>20</sup>	38/328			
8 Donnst.	Salomon	Joh. v. M.		7 <sup>49</sup>	5 <sup>38</sup>	4 <sup>50</sup>	7 <sup>4</sup>	39/327			
9 Freitag	Apollonia	Apollon.		7 <sup>48</sup>	5 <sup>40</sup>	5 <sup>58</sup>	7 <sup>44</sup>	40/326			
10 Samst.	Wilhelm	Scholastika		7 <sup>47</sup>	5 <sup>41</sup>	7 <sup>11</sup>	8 <sup>19</sup>	41/325			
<b>6.</b> Protest. { 1: Die Arbeiter im Weinberg. Matth. 20, 1—16. 2: Jetzt ist der Tag des Heils. 2. Kor. 6, 1—10. • Kathol.: Von den Arbeitern im Weinb. Matth. 20, 1—16.				Tageslänge:				9 St. 57 Min.			
11 Sonntag	Septuages.	Septuages.		7 <sup>45</sup>	5 <sup>42</sup>	8 <sup>25</sup>	8 <sup>40</sup>	42/324			
12 Montag	Eulalia	Eulalia		7 <sup>44</sup>	5 <sup>44</sup>	9 <sup>40</sup>	9 <sup>31</sup>	43/323			
13 Dienst.	Jordan	Greg. II. P.		7 <sup>42</sup>	5 <sup>45</sup>	10 <sup>50</sup>	9 <sup>50</sup>	44/322			
14 Mittw.	Valentin	Valentin		7 <sup>40</sup>	5 <sup>47</sup>	10 <sup>20</sup>	10 <sup>20</sup>	45/321			
15 Donnst.	Faustinus	Faustinus		7 <sup>38</sup>	5 <sup>49</sup>	12 <sup>9</sup>	10 <sup>52</sup>	46/320			
16 Freitag	Juliana	Juliana		7 <sup>37</sup>	5 <sup>51</sup>	12 <sup>3</sup>	11 <sup>28</sup>	47/319			
17 Samst.	Konstantin	Donatus		7 <sup>35</sup>	5 <sup>52</sup>	2 <sup>4</sup>	12 <sup>10</sup>	48/318			
<b>7.</b> Protest. { 1: Das Gleichnis v. Sämann. Luf. 8, 4—15. 2: Das Gesetz des Herrn. Pf. 19, 8—15. • Kathol.: Vom Sämann u. guten Samen. Luf. 8, 4—15.				Tageslänge:				10 St. 21 Min.			
18 Sonntag	Sexagesim.	Sexagesim.		7 <sup>33</sup>	5 <sup>54</sup>	3 <sup>42</sup>	12 <sup>58</sup>	49/317			
19 Montag	Konrad	Konrad		7 <sup>31</sup>	5 <sup>56</sup>	4 <sup>48</sup>	1 <sup>53</sup>	50/316			
20 Dienst.	Eucharis	Lioba, Abt.		7 <sup>29</sup>	5 <sup>57</sup>	5 <sup>36</sup>	2 <sup>53</sup>	51/315			
21 Mittw.	Eleonora	Eleonora		7 <sup>28</sup>	5 <sup>59</sup>	6 <sup>21</sup>	3 <sup>59</sup>	52/314			
22 Donnst.	Pet. Stuhl.	Pet. Stuhl.		7 <sup>26</sup>	6 <sup>0</sup>	6 <sup>59</sup>	5 <sup>5</sup>	53/313			
23 Freitag	Reinhard	Milburg.		7 <sup>25</sup>	6 <sup>2</sup>	7 <sup>33</sup>	6 <sup>11</sup>	54/312			
24 Samst.	Matthias	Matthias		7 <sup>24</sup>	6 <sup>3</sup>	8 <sup>1</sup>	7 <sup>17</sup>	55/311			
<b>8.</b> Protest. { 1: Die Leidensverkündigung. Luf. 18, 31—43. 2: Der Anländer u. Vollender. Gebr. 12, 1—3. • Kathol.: Jesus heilt einen Blinden. Luf. 18, 31—42.				Tageslänge:				10 St. 42 Min.			
25 Sonntag	Quinquages.	Quinquages.		7 <sup>22</sup>	6 <sup>4</sup>	8 <sup>27</sup>	8 <sup>22</sup>	56/310			
26 Montag	Nestorius	Mechtildis		7 <sup>20</sup>	6 <sup>5</sup>	8 <sup>52</sup>	9 <sup>25</sup>	57/309			
27 Dienst.	Fastnacht	Fastnacht		7 <sup>18</sup>	6 <sup>7</sup>	9 <sup>16</sup>	10 <sup>27</sup>	58/308			
28 Mittw.	A scher m.	A scher m.		7 <sup>16</sup>	6 <sup>8</sup>	9 <sup>40</sup>	11 <sup>28</sup>	59/307			
2. Adelheid v. Kitzingen; Marquard. 4. Andreas; Rabanus. 11. Euphrosine. 18. Simeon; Konfordia. 25. Walburga. 27. Leander. 28. Romanus; Renata.											





## März oder Frühlingsmonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- gang	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres
				Ug.	Ug.	Ug.	Ug.	
1 Donnst.	Oskar	Suibert, A.		7 <sup>14</sup>	6 <sup>10</sup>	10 <sup>9</sup>	12 <sup>28</sup>	60/306
2 Freitag	Louise	Simplicius		7 <sup>12</sup>	6 <sup>12</sup>	10 <sup>28</sup>	12 <sup>28</sup>	61/305
3 Samst.	Titian	Kunig. D		7 <sup>10</sup>	6 <sup>14</sup>	11 <sup>11</sup>	1 <sup>27</sup>	62/304
<b>9.</b> Protest. { Z: Die Salbung Jesu. Matth. 26, 6—13. P: Meine Seele dürstet nach Gott. Ps. 42, 2—6. • Kathol.: Jesus wird vom Teufel zc. Matth. 4, 1—11.				Tageslänge: 11 St. 9 Min.				
4 Sonntag	<b>Invocavit</b>	<b>1. Invocavit</b>		7 <sup>7</sup>	6 <sup>16</sup>	11 <sup>51</sup>	2 <sup>24</sup>	63/303
5 Montag	Friedrich	Friedrich		7 <sup>5</sup>	6 <sup>18</sup>	12 <sup>37</sup>	3 <sup>18</sup>	64/302
6 Dienst.	Fridolin	Fridolin		7 <sup>3</sup>	6 <sup>19</sup>	1 <sup>29</sup>	4 <sup>9</sup>	65/301
7 Mittw.	Felicitas	+ I. Quat.		7 <sup>1</sup>	6 <sup>20</sup>	2 <sup>29</sup>	4 <sup>56</sup>	66/300
8 Donnst.	Philemon	Joh. v. Gott.		6 <sup>59</sup>	6 <sup>22</sup>	3 <sup>37</sup>	5 <sup>37</sup>	67/299
9 Freitag	40 Ritter	+ Frz. v. R.		6 <sup>57</sup>	6 <sup>24</sup>	4 <sup>48</sup>	6 <sup>14</sup>	68/298
10 Samst.	Cyrellus	+ 40 M.		6 <sup>55</sup>	6 <sup>25</sup>	6 <sup>2</sup>	6 <sup>48</sup>	69/297
<b>10.</b> Protest. { Z: Warnung d. Verräters. Matth. 26, 14—25. P: Aus der Tiefe rufe ich. Ps. 130. • Kathol.: Von der Verklärung Jesu. Matth. 17, 1—9.				Tageslänge: 11 St. 33 Min.				
11 Sonntag	<b>Reminiscere</b>	<b>2. Reminisc.</b>		6 <sup>53</sup>	6 <sup>26</sup>	7 <sup>18</sup>	7 <sup>20</sup>	70/296
12 Montag	Gregor	Gregor		6 <sup>51</sup>	6 <sup>27</sup>	8 <sup>36</sup>	7 <sup>50</sup>	71/295
13 Dienst.	Ernst	Nicephorus		6 <sup>49</sup>	6 <sup>29</sup>	9 <sup>54</sup>	8 <sup>20</sup>	72/294
14 Mittw.	Mechtildis	Mathilde		6 <sup>47</sup>	6 <sup>31</sup>	11 <sup>11</sup>	8 <sup>52</sup>	73/293
15 Donnst.	Christoph	Longinus		6 <sup>45</sup>	6 <sup>32</sup>	12 <sup>1</sup>	9 <sup>28</sup>	74/292
16 Freitag	Henriette	Heribert		6 <sup>43</sup>	6 <sup>33</sup>	12 <sup>25</sup>	10 <sup>9</sup>	75/291
17 Samst.	Patricius	Gertraud		6 <sup>41</sup>	6 <sup>35</sup>	1 <sup>35</sup>	10 <sup>55</sup>	76/290
<b>11.</b> Protest. { Z: Petrus gelobt Treue. Matth. 26, 30—35. P: Sei stark, mein Sohn. 2. Tim. 2, 1—5. • Kathol.: Jesus treibt einen Teufel aus. Lut. 11, 14—28.				Tageslänge: 11 St. 58 Min.				
18 Sonntag	<b>Oculi</b>	<b>3. Oculi</b>		6 <sup>39</sup>	6 <sup>37</sup>	2 <sup>38</sup>	11 <sup>48</sup>	77/289
19 Montag	Joseph d. G.	<b>St. Joseph</b>		6 <sup>37</sup>	6 <sup>38</sup>	3 <sup>34</sup>	12 <sup>47</sup>	78/288
20 Dienst.	Hubert	Nicetas		6 <sup>35</sup>	6 <sup>39</sup>	4 <sup>20</sup>	1 <sup>50</sup>	79/287
21 Mittw.	Benedikt	<b>Frühl.-Anf.</b>		6 <sup>33</sup>	6 <sup>41</sup>	5 <sup>0</sup>	2 <sup>54</sup>	80/286
22 Donnst.	Kasimir	Katharina		6 <sup>31</sup>	6 <sup>43</sup>	5 <sup>35</sup>	4 <sup>0</sup>	81/285
23 Freitag	Eberhard	Viktorinus		6 <sup>29</sup>	6 <sup>44</sup>	6 <sup>3</sup>	5 <sup>3</sup>	82/284
24 Samst.	Gabriel	Simeon		6 <sup>27</sup>	6 <sup>45</sup>	6 <sup>29</sup>	6 <sup>10</sup>	83/283
<b>12.</b> Protest. { Z: Jesus in Bethsemane. Matth. 26, 36—46. P: Wir hast du Arbeit zc. Jes. 48, 21—25. • Kathol.: Jesus speist 4000 Mann. Joh. 6, 1—15.				Tageslänge: 12 St. 21 Min.				
25 Sonntag	<b>Lätare</b>	<b>4. Lätare</b>		6 <sup>25</sup>	6 <sup>46</sup>	6 <sup>54</sup>	7 <sup>14</sup>	84/282
26 Montag	Emanuel	Castulus		6 <sup>23</sup>	6 <sup>48</sup>	7 <sup>18</sup>	8 <sup>16</sup>	85/281
27 Dienst.	Rupert	Rupert		6 <sup>21</sup>	6 <sup>49</sup>	7 <sup>42</sup>	9 <sup>17</sup>	86/280
28 Mittw.	Malchus	Guntram		6 <sup>19</sup>	6 <sup>51</sup>	8 <sup>9</sup>	10 <sup>18</sup>	87/279
29 Donnst.	Eustachius	Rudolf		6 <sup>17</sup>	6 <sup>52</sup>	8 <sup>37</sup>	11 <sup>18</sup>	88/278
30 Freitag	Guido	Quirinus		6 <sup>15</sup>	6 <sup>54</sup>	9 <sup>9</sup>	12 <sup>1</sup>	89/277
31 Samst.	Traugott	Benjamin		6 <sup>13</sup>	6 <sup>55</sup>	9 <sup>46</sup>	12 <sup>15</sup>	90/276

4. Kasimir; Adrian. 7. Thom. v. Aqu. 11. Rosine. 18. Narcissus; Anselm. 25. Maria Verk.

**Mondphasen.**  
 Erstes Viertel am 3. vorm. 10 Uhr 28 Min. Vollmond am 10. nachm. 9 Uhr 17 Min. Letztes Viertel am 17. nachm. 12 Uhr 57 Min. Neumond am 25. vorm. 12 Uhr 52 Min.

( ) Mond geht am 5. abwärts.  
 ( ) Mond geht am 18. aufwärts.

Der Mond ist am 1. vorm. 11 Uhr und am 29. vorm. 4 Uhr in Erdferne, am 13. vorm. 5 Uhr in Erdnähe und am 12. und 25. im Äquator.

**Planetenaufg.**  
 Merkur ist kurze Zeit Abendstern und wird am 26. rückläufig in den Fischen. Venus kommt vom Wassermann zu den Fischen und bleibt unsichtbar. Mars geht nach 9<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Uhr abends unter und kommt von den Fischen zum Widder. Jupiter ist rückläufig im Stier und geht nach Mitternacht unter. Saturn ist der Sonne noch zu nahe um im Wassermann beobachtet werden zu können.

**Wetterber. nach dem 100j. Kalender.**  
 März ist bis 17. kalt und windig, am 19. kommt Schnee mit Regen und am 20. und 21. ist es regnerisch und kalt, die Nachmittage sind hell und schön, vom 22. bis zum Ende bald warm, bald kalt, windig und regnerisch.

**Dauernregeln.**  
 Viel und langer Schnee, viel Heu, aber mager Korn und dicke Spreu. — Märzschnee tut Frucht und Weinstock weh; Märzstaub bringt Gras und Laub. — Donners im März, schneit's im Mai. — Wie's im März regnet, wird's im Juni wieder regnen. — Märzdonner bedeutet ein fruchtbares Jahr. — Nasser März, trockener April, das Futter nicht geraten will; kommt dazu ein kalter Mai, gibt es wenig Frucht, Wein und Heu. — So viel im März Regen dich plagt, so viele Gewitter nach 100 Tagen. — Ist es an Longinus (15.) feucht, so bleiben die Kornböden leicht. — Ist's an Josephstag (19.) klar, so folgt ein fruchtbares Jahr. — Ist an Ruprecht (27.) der Himmel rein, so wird es auch im Juni sein.



April oder Ostermonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres	
				Ag.	Ug.	Mfg	Ug.		
<b>13.</b> Protest. { I: Die Gefangennehm. zc. Matth. 26, 47-56. Kathol.: Die Juden wollten Jesum zc. Joh. 8, 46-59.				Tageslänge: 12 St. 42 Min.				<b>Mondphasen.</b> Erstes Viertel am 2. vorm. 5 Uhr 2 Min. Vollmond am 9. vorm. 7 Uhr 12 Min. Letztes Viertel am 15. nachm. 9 Uhr 37 Min. Neumond am 23. nachm. 5 Uhr 7 Min. ☾ Mond geht am 1. abwärts. ☽ Mond geht am 14. aufwärts. ☾ Mond geht am 29. abwärts. Der Mond ist am 10. vorm. 10 Uhr in Erdnähe, am 25. nachm. 2 Uhr in Erbfeme und am 8. und 21. im Aequator.	
1 Sonntag	Judica	5. Judica		6 <sup>11</sup>	6 <sup>56</sup>	10 <sup>38</sup>	1 <sup>10</sup>	91/275	
2 Montag	Theodosia	Frz. v. P.		6 <sup>9</sup>	6 <sup>58</sup>	11 <sup>17</sup>	2 <sup>2</sup>	92/274	
3 Dienst.	Rosamunde	Richard		6 <sup>7</sup>	6 <sup>59</sup>	12 <sup>13</sup>	2 <sup>49</sup>	93/273	
4 Mittw.	Ambrosius	Isidor		6 <sup>5</sup>	7 <sup>0</sup>	1 <sup>16</sup>	3 <sup>31</sup>	94/272	
5 Donnst.	Maximil.	Vincenz, C.		6 <sup>3</sup>	7 <sup>2</sup>	2 <sup>23</sup>	4 <sup>9</sup>	95/271	
6 Freitag	Irenäus	Sixtus		6 <sup>1</sup>	7 <sup>4</sup>	3 <sup>30</sup>	4 <sup>44</sup>	96/270	
7 Samst.	Elvira	Petrus Can.		5 <sup>59</sup>	7 <sup>5</sup>	4 <sup>51</sup>	5 <sup>15</sup>	97/269	
<b>14.</b> Protest. { I: Jesus v. d. Hohenpr. Matth. 26, 57-68. Kathol.: Vom Einzuge Jesu zc. Matth. 21, 1-9.				Tageslänge: 13 St. 9 Min.				<b>Planetenlauf.</b> Merkur kommt am 5. in untere Konjunktion mit der Sonne, ist unsichtbar und wird am 17. wieder rechtläufig in den Fischen. Venus kommt rechtläufig zum Widder und geht um 8 <sup>1</sup> / <sub>4</sub> Uhr abends unter. Mars geht nach 9 <sup>1</sup> / <sub>4</sub> Uhr abends unter und ist rechtläufig im Widder. Jupiter ist rechtläufig im Stier und geht vor 11 Uhr nachts unter. Saturn geht nach 4 Uhr früh auf und ist rechtläufig im Wassermann.	
8 Sonntag	Palmsonnt.	6. Palmf.		5 <sup>57</sup>	7 <sup>6</sup>	6 <sup>9</sup>	5 <sup>48</sup>	98/268	
9 Montag	Demetrius	Mar. Cl.		5 <sup>55</sup>	7 <sup>8</sup>	7 <sup>29</sup>	6 <sup>16</sup>	99/267	
10 Dienst.	Daniel	Ezechiel		5 <sup>53</sup>	7 <sup>9</sup>	8 <sup>48</sup>	6 <sup>48</sup>	100/266	
11 Mittw.	Julius	Leo I.		5 <sup>51</sup>	7 <sup>11</sup>	10 <sup>7</sup>	7 <sup>24</sup>	101/265	
12 Donnst.	Gründonn.	+ Gründ.		5 <sup>49</sup>	7 <sup>12</sup>	11 <sup>23</sup>	8 <sup>2</sup>	102/264	
13 Freitag	Karsfreitag	+ Karsreit.		5 <sup>47</sup>	7 <sup>14</sup>	12 <sup>41</sup>	8 <sup>48</sup>	103/263	
14 Samst.	Karsamst.	+ Karsj.		5 <sup>45</sup>	7 <sup>15</sup>	12 <sup>31</sup>	9 <sup>41</sup>	104/262	
<b>15.</b> Protest. { I: Die Auferstehung des zc. Mark. 16, 1-8. Kathol.: Von der Auferstehung Jesu. Mark. 16, 1-7.				Tageslänge: 13 St. 34 Min.				<b>Wetterber. nach dem 100j. Kalender.</b> April hat bis zum 5. Schnee und ist unbeständig mit Wind, Regen und Schnee, dann schön bis 15., darauf unbeständig mit Kälte bis zum 30.	
15 Sonntag	Ostersonnt.	Ostern.		5 <sup>43</sup>	7 <sup>17</sup>	1 <sup>30</sup>	10 <sup>38</sup>	105/261	
16 Montag	Ostermontag	Ostermontag		5 <sup>41</sup>	7 <sup>18</sup>	2 <sup>21</sup>	11 <sup>41</sup>	106/260	
17 Dienst.	Rudolf	Rudolf		5 <sup>39</sup>	7 <sup>19</sup>	3 <sup>3</sup>	12 <sup>47</sup>	107/259	
18 Mittw.	Ulmann	Eleutherius		5 <sup>37</sup>	7 <sup>21</sup>	3 <sup>38</sup>	1 <sup>53</sup>	108/258	
19 Donnst.	Hermog.	Emma		5 <sup>36</sup>	7 <sup>22</sup>	4 <sup>8</sup>	2 <sup>58</sup>	109/257	
20 Freitag	Sulpitius	Sulpitius		5 <sup>34</sup>	7 <sup>23</sup>	4 <sup>34</sup>	4 <sup>2</sup>	110/256	
21 Samst.	Abolarius	Ans., Loth.		5 <sup>32</sup>	7 <sup>25</sup>	4 <sup>59</sup>	5 <sup>5</sup>	111/255	
<b>16.</b> Protest. { I: Die Erscheinung des zc. Joh. 20, 24-29. Kathol.: Jesus kommt b. verschloß. zc. Joh. 20, 19-31.				Tageslänge: 13 St. 57 Min.				<b>Bauernregeln.</b> Der April ist nicht zu gut, er schneit dem Bauern auf den Hut. — Dürrer April ist nicht des Bauern Will'; Aprilregen ist ihm gelegen. Märzten trocken, Aprilten naß, füllt des Bauern Scheuer und Faß. — Tiburtius (14.) der Kinder Freud', weil erstmals heut' der Kuckuck schreit. — Wenn die Reben um Georgi sind noch blutt und blind, so soll sich freuen, Mann, Weib und Kind. — Auf nassen April folgt trockener Juni. — Aprilenschnee düngt, Märzenschnee frist. — Bringt Rosamunde (2.) Sturm und Wind, so ist Sibylle (29.) uns gelind. — Ist Markus (25.) kalt, so bleibt die Wittwoche kalt. — So lange die Frösche vor Georgi quaken, so lange müssen sie nach Georgi schweigen.	
22 Sonntag	Quasimod.	1. Quasimod.		5 <sup>30</sup>	7 <sup>27</sup>	5 <sup>23</sup>	6 <sup>7</sup>	112/254	
23 Montag	Albert	Adalbert		5 <sup>29</sup>	7 <sup>28</sup>	5 <sup>47</sup>	7 <sup>9</sup>	113/253	
24 Dienst.	Georg	Georg		5 <sup>27</sup>	7 <sup>29</sup>	6 <sup>12</sup>	8 <sup>10</sup>	114/252	
25 Mittw.	Ermin	Markus C.		5 <sup>25</sup>	7 <sup>31</sup>	6 <sup>39</sup>	9 <sup>10</sup>	115/251	
26 Donnst.	Kletus	Kletus		5 <sup>23</sup>	7 <sup>32</sup>	7 <sup>9</sup>	10 <sup>2</sup>	116/250	
27 Freitag	Anastafius	Peregrinus		5 <sup>21</sup>	7 <sup>33</sup>	7 <sup>44</sup>	11 <sup>2</sup>	117/249	
28 Samst.	Theodor	Val., Vital.		5 <sup>19</sup>	7 <sup>35</sup>	8 <sup>24</sup>	11 <sup>58</sup>	118/248	
<b>17.</b> Protest. { I: Der gute Hirte. Joh. 10, 11-16. Kathol.: Vom guten Hirten. Joh. 10, 2-16.				Tageslänge: 14 St. 19 Min.					
29 Sonntag	Miseric.	2. Miseric.		5 <sup>17</sup>	7 <sup>36</sup>	9 <sup>9</sup>	12 <sup>46</sup>	119/247	
30 Montag	Eutropius	Kath. v. S.		5 <sup>16</sup>	7 <sup>37</sup>	10 <sup>2</sup>	12 <sup>46</sup>	120/246	

1. Hugo; Theodora. 8. Dionysius; Albrecht. 12. Zeno; Gustrorgius. 13. Hermenegild; Fabricius. 14. Justinus; Adwina. 15. Anastasia; Olympius. 16. Tiburtius; Aaron. 22. Soter u. Cajus; Soter u. Gustav. 29. Petrus; Sibylla.



## Mai oder Sonnemonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres	Mondphasen.	
				Ag.	Ug.	Ag.	Ug.			
1 Dienst.	Phil., Jak.	Phil., J. D.		5 <sup>14</sup>	7 <sup>39</sup>	11 <sup>1</sup>	1 <sup>29</sup>	121/245	Erstes Viertel am 1. nachm. 8 Uhr 7 Min. Vollmond am 8. nachm. 3 Uhr 10 Min. Letztes Viertel am 15. vorm. 8 Uhr 3 Min. Neumond am 23. vorm. 9 Uhr 1 Min. Erstes Viertel am 31. vorm. 7 Uhr 24 Min.	
2 Mittw.	Sigismund	Athanasius		5 <sup>12</sup>	7 <sup>41</sup>	12 <sup>5</sup>	2 <sup>7</sup>	122/244		
3 Donnst.	+ Auffind.	St. + Auff.		5 <sup>11</sup>	7 <sup>42</sup>	1 <sup>13</sup>	2 <sup>42</sup>	123/243		
4 Freitag	Florian	Florian, M.		5 <sup>9</sup>	7 <sup>43</sup>	2 <sup>26</sup>	3 <sup>14</sup>	124/242		
5 Samst.	Gotthard	Pius V. P.		5 <sup>7</sup>	7 <sup>45</sup>	3 <sup>40</sup>	3 <sup>44</sup>	125/241		
<b>18.</b>				Protest. { I: Es ist auch gut, daß ic. Joh. 16, 5-15. II: D. Gott d. Friedens ic. 1. Theff. 5, 14-24. Kathol.: Über ein Kleines werdet ic. Joh. 16, 16-22.				Tageslänge: 14 St. 40 Min.		☾ Mond geht am 12. aufwärts. ☽ Mond geht am 26. abwärts.
6 Sonntag	Jubilate	3. Jubilate		5 <sup>5</sup>	7 <sup>46</sup>	4 <sup>58</sup>	4 <sup>13</sup>	126/240	Der Mond ist am 8. nachm. 8 Uhr in Erdnähe, am 22. nachm. 4 Uhr in Erdferne und am 6. und 18. im Aequator.	
7 Montag	Gottfried	Stanislaus		5 <sup>4</sup>	7 <sup>48</sup>	6 <sup>18</sup>	4 <sup>42</sup>	127/239		
8 Dienst.	Stanislaus	Mich. Er.		5 <sup>3</sup>	7 <sup>49</sup>	7 <sup>39</sup>	5 <sup>16</sup>	128/238		
9 Mittw.	Gregor	Gregor		5 <sup>1</sup>	7 <sup>51</sup>	8 <sup>59</sup>	5 <sup>53</sup>	129/237		
10 Donnst.	Viktoria, G.	Antonia		5 <sup>0</sup>	7 <sup>53</sup>	10 <sup>13</sup>	6 <sup>37</sup>	130/236		
11 Freitag	Adolf	Mamertus		4 <sup>59</sup>	7 <sup>53</sup>	11 <sup>20</sup>	7 <sup>28</sup>	131/235	Planetenlauf. Merkur kommt rechtläufig zum Widder und ist kurze Zeit Morgenstern. Venus geht erst vor 10 Uhr abends unter und kommt rechtläufig zu den Zwillingen. Mars geht nach 9 Uhr abends schon unter und ist rechtläufig im Stier. Jupiter geht schon nach 9 Uhr abends unter und ist rechtläufig im Stier. Saturn geht schon gegen 2 Uhr früh auf und ist noch rechtläufig im Wassermann.	
12 Samst.	Panfratius	Panfrat.		4 <sup>57</sup>	7 <sup>55</sup>	12 <sup>11</sup>	8 <sup>25</sup>	132/234		
<b>19.</b>				Protest. { I: Eure Traurigkeit wird ic. Joh. 16, 16-23. II: Tränenfaat und Freudenernte. Pf. 126. Kathol.: Ich gehe zu dem, der mich ic. Joh. 16, 5-15.				Tageslänge: 15 St. 1 Min.		
13 Sonntag	Gantate	4. Gantate		4 <sup>55</sup>	7 <sup>56</sup>	12 <sup>16</sup>	9 <sup>29</sup>	133/233		
14 Montag	Christian	Bonifazius		4 <sup>54</sup>	7 <sup>57</sup>	1 <sup>3</sup>	10 <sup>35</sup>	134/232		
15 Dienst.	Sophia	Sophia		4 <sup>53</sup>	7 <sup>58</sup>	1 <sup>41</sup>	11 <sup>43</sup>	135/231		
16 Mittw.	Peregrinus	Joh. v. Nep.		4 <sup>52</sup>	8 <sup>0</sup>	2 <sup>13</sup>	12 <sup>49</sup>	136/230		
17 Donnst.	Eubertus	Paschalis		4 <sup>50</sup>	8 <sup>1</sup>	2 <sup>41</sup>	1 <sup>54</sup>	137/229		
18 Freitag	Liborius	Benant.		4 <sup>49</sup>	8 <sup>2</sup>	3 <sup>5</sup>	2 <sup>57</sup>	138/228		
19 Samst.	Potentius	Petr. Cöl.		4 <sup>48</sup>	8 <sup>3</sup>	3 <sup>29</sup>	3 <sup>50</sup>	139/227		
<b>20.</b>				Protest. { I: D. Gebet im Namen ic. Joh. 16, 23-30. II: Die Kraft des Gebets. 2. Mos. 17, 8-13. Kathol.: Was ihr in meinem ic. Joh. 16, 23-30.				Tageslänge: 15 St. 17 Min.		Wetterber. nach dem 100j. Kalender. Mai ist anfangs warm und schön, am 7. Gewitter und darauf Regen bis zum 17., von da ab Wind und helles Wetter, vom 23. bis 29. rauhe Luft und zuletzt schön.
20 Sonntag	Rogate	5. Rogate		4 <sup>47</sup>	8 <sup>4</sup>	3 <sup>52</sup>	5 <sup>1</sup>	140/226	Bauernregeln. Abendtau und kühl im Mai, bringt Wein und vieles Heu. — Schöne Eichenblüt' im Mai, bringt ein gutes Jahr herbei. — Servaz, Pantraz, Bonifaz, Seht die drei Eispatronen an, Sollten dem Winzer nicht im Kalender stan. — Trockener Mai, dürres Jahr. — Viel Gewitter im Mai, singt der Bauer Zuchhei! Auf trockenen Mai, kommt nasser Juni herbei. — Wenn am 1. Mai Reis fällt, so gerät die Frucht wohl. — Pantraz (12.) und Urban (25.) ohne Regen, folgt großer Weinlegen. — Vor Servaz (13.) kein Sommer, nach Servaz kein Frost. — Maikäferjahr ein gutes Jahr.	
21 Montag	Prudenz	Konstant.		4 <sup>46</sup>	8 <sup>6</sup>	4 <sup>16</sup>	6 <sup>3</sup>	141/225		
22 Dienst.	Helena	Julia, G.		4 <sup>45</sup>	8 <sup>7</sup>	4 <sup>43</sup>	7 <sup>3</sup>	142/224		
23 Mittw.	Desiderius	Desid.		4 <sup>43</sup>	8 <sup>8</sup>	5 <sup>11</sup>	8 <sup>3</sup>	143/223		
24 Donnst.	Christi Himmelfahrt			4 <sup>42</sup>	8 <sup>10</sup>	5 <sup>43</sup>	9 <sup>1</sup>	144/222		
25 Freitag	Urban	Urban		4 <sup>41</sup>	8 <sup>11</sup>	6 <sup>21</sup>	9 <sup>55</sup>	145/221		
26 Samst.	Veda	Philipp		4 <sup>40</sup>	8 <sup>12</sup>	7 <sup>5</sup>	10 <sup>45</sup>	146/220		
<b>21.</b>				Protest. { I: Der Haß der Welt. Joh. 15, 26-16, 4. II: Wir haben gesehen ic. 1. Joh. 4, 11-15. Kathol.: Wenn aber der Tröster ic. Joh. 15, 16-27.				Tageslänge: 15 St. 35 Min.		
27 Sonntag	Gaudi	6. Gaudi		4 <sup>38</sup>	8 <sup>13</sup>	7 <sup>56</sup>	11 <sup>30</sup>	147/219		
28 Montag	Wilhelm	Germanus		4 <sup>38</sup>	8 <sup>14</sup>	8 <sup>52</sup>	12 <sup>11</sup>	148/218		
29 Dienst.	Christiana	Theodosia		4 <sup>37</sup>	8 <sup>15</sup>	9 <sup>53</sup>	12 <sup>9</sup>	149/217		
30 Mittw.	Ferdinand	Ferdinand		4 <sup>37</sup>	8 <sup>16</sup>	10 <sup>50</sup>	12 <sup>44</sup>	150/216		
31 Donnst.	Petronilla	Angela		4 <sup>36</sup>	8 <sup>17</sup>	12 <sup>7</sup>	1 <sup>16</sup>	151/215		

6. Joh. v. d. L. Pf.; Dietrich. 13. Servatius. 20. Bernardin; Athanasius. 24. Johanna; Elther. 27. Veda, Maad.; Suztan.



Juni oder Brachmonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.	Mondphasen.
				Mg.	Mg.	Mg.	Mg.		
1 Freitag	Nikodemus	Juventius		4 <sup>36</sup>	8 <sup>18</sup>	1 <sup>10</sup>	1 <sup>45</sup>	152/214	Vollmond am 6 nachm. 10 Uhr 12 Min. Letztes Viertel am 13. nachm. 8 Uhr 34 Min. Neumond am 22. vorm. 12 Uhr 6 Min. Erstes Viertel am 29. nachm. 3 Uhr 19 Min.
2 Samst.	Marquard	Erasmus		4 <sup>35</sup>	8 <sup>19</sup>	2 <sup>33</sup>	2 <sup>13</sup>	153/213	
<b>22.</b> Protest. { T: D. hl. Geist uns. Tröster. Joh. 14, 23—29. U: Die Ausgiehung zc. Ap.-Gesch. 2, 1—13. Kathol.: Wer mich liebt, wird zc. Joh. 14, 23—31.									Tageslänge: 15 St. 45 Min.
3 Sonntag	<b>Pfingstsonn.</b>	<b>Pfingstsonn.</b>		4 <sup>34</sup>	8 <sup>19</sup>	3 <sup>50</sup>	2 <sup>42</sup>	154/212	Mond geht am 8. aufwärts. Mond geht am 22. abwärts.
4 Montag	<b>Pfingstmtg.</b>	<b>Pfingstmtg.</b>		4 <sup>33</sup>	8 <sup>20</sup>	5 <sup>9</sup>	3 <sup>12</sup>	155/211	
5 Dienst.	Bonifazius	Bonifazius		4 <sup>33</sup>	8 <sup>21</sup>	6 <sup>29</sup>	3 <sup>45</sup>	156/210	Der Mond ist am 6. vorm. 6 Uhr in Erdnähe, am 18. nachm. 11 Uhr in Erdferne und am 2., 15. und 29. im Aequator.
6 Mittw.	Benignus	+ II. Qu.		4 <sup>33</sup>	8 <sup>22</sup>	7 <sup>47</sup>	4 <sup>24</sup>	157/209	
7 Donnst.	Lucretia	Robert		4 <sup>32</sup>	8 <sup>23</sup>	8 <sup>59</sup>	5 <sup>12</sup>	158/208	
8 Freitag	Medardus	+ Med.		4 <sup>31</sup>	8 <sup>24</sup>	10 <sup>2</sup>	6 <sup>7</sup>	159/207	
9 Samst.	Primus	+ Primus		4 <sup>31</sup>	8 <sup>24</sup>	10 <sup>56</sup>	7 <sup>9</sup>	160/206	
<b>23.</b> Protest. { T: Die Wiebergeburt. Joh. 3, 1—15. U: Das Geheimnis Christi. Eph. 3, 1—9. Kathol.: Mir ist alle Gewalt gegeben. Matth. 28, 18—20.									Tageslänge: 15 St. 54 Min.
10 Sonntag	<b>Trinitatisf.</b>	<b>1. n. Pfingst.</b>		4 <sup>31</sup>	8 <sup>25</sup>	11 <sup>29</sup>	8 <sup>17</sup>	161/205	<b>Planetenauf.</b> Merkur kommt am 8. in obere Konjunktion mit der Sonne, recht- läufig zu den Zwillingen und wird, in der Abenddämmerung kurze Zeit sichtbar. Venus geht gegen 10 <sup>1/2</sup> Uhr abends unter und kommt von den Zwillingen zum Krebs. Mars kommt recht- läufig zu den Zwillingen und geht eine Stunde nach der Sonne unter. Jupiter geht mit der Sonne auf und unter und bleibt deshalb unsichtbar im Stier. Saturn geht um Mitternacht auf, kommt am 6. in Quadratur zur Sonne und wird am 29. rück- läufig im Wassermann.
11 Montag	Barnabas	Barnabas		4 <sup>31</sup>	8 <sup>25</sup>	12 <sup>41</sup>	9 <sup>26</sup>	162/204	
12 Dienst.	Basilides	Basilides		4 <sup>31</sup>	8 <sup>26</sup>	12 <sup>15</sup>	10 <sup>26</sup>	163/203	
13 Mittw.	Tobias	Anton		4 <sup>30</sup>	8 <sup>27</sup>	12 <sup>44</sup>	11 <sup>42</sup>	164/202	
14 Donnst.	Antonia	<b>Fronleichn.</b>		4 <sup>30</sup>	8 <sup>27</sup>	1 <sup>11</sup>	12 <sup>47</sup>	165/201	
15 Freitag	Vitus	Vitus, Cr.		4 <sup>30</sup>	8 <sup>28</sup>	1 <sup>35</sup>	1 <sup>51</sup>	166/200	
16 Samst.	Justina	Benno B.		4 <sup>30</sup>	8 <sup>28</sup>	1 <sup>58</sup>	2 <sup>58</sup>	167/199	
<b>24.</b> Protest. { T: Der reiche u. der arme zc. Luf. 16, 19—31. U: Reich werden an zc. 1. Tim. 6, 17—19. Kathol.: Vom großen Abendmahl. Luf. 16, 16—24.									
17 Sonntag	<b>1. n. Trin.</b>	<b>2. n. Pfingst.</b>		4 <sup>30</sup>	8 <sup>29</sup>	2 <sup>22</sup>	3 <sup>55</sup>	168/198	<b>Betterber. nach dem 100j. Kalender.</b> Juni beginnt warm und schön bis zum 21., dann kommen einige Gewitter, die ein unfreundliches Wetter bis ans Ende zurück- lassen.
18 Montag	Arnulph	Marf. M.		4 <sup>30</sup>	8 <sup>29</sup>	2 <sup>46</sup>	4 <sup>59</sup>	169/197	
19 Dienst.	Gervasius	Gervasius		4 <sup>30</sup>	8 <sup>30</sup>	3 <sup>14</sup>	5 <sup>56</sup>	170/196	
20 Mittw.	Silverius	Silverius		4 <sup>30</sup>	8 <sup>30</sup>	3 <sup>45</sup>	6 <sup>55</sup>	171/195	
21 Donnst.	Alban	Moyfius		4 <sup>30</sup>	8 <sup>30</sup>	4 <sup>21</sup>	7 <sup>51</sup>	172/194	
22 Freitag	<b>Sommer-A.</b>	Paul.		4 <sup>30</sup>	8 <sup>31</sup>	5 <sup>3</sup>	8 <sup>42</sup>	173/193	
23 Samst.	Basilius	Alban		4 <sup>30</sup>	8 <sup>31</sup>	5 <sup>52</sup>	9 <sup>29</sup>	174/192	
<b>25.</b> Protest. { T: Das große Abendmahl. Luf. 14, 16—24. U: Die Gotteskindschaft. Gal. 4, 1—7. Kathol.: Vom verlorenen Schafe. Luf. 15, 1—10.									Tageslänge: 16 St. 1 Min.
24 Sonntag	<b>2. n. Trin.</b>	<b>3. n. Pfingst.</b>		4 <sup>30</sup>	8 <sup>31</sup>	6 <sup>47</sup>	10 <sup>10</sup>	175/191	<b>Bauernregeln.</b> Juni feucht und warm, macht den Bauern nicht arm. — Donnent's im Juni, so gerät das Korn. — Wenn im Juni Nordwind weht, das Korn zur Ernte trefflich steht. — O heiliger Veit (15.), o regne nicht, daß es uns nicht an Gerst' gebracht. — Vor Johannistag keine Gerst' man loben mag. — Wer blüht der Weinstock im Vollmond- licht, er vollen feisten Traub' verspricht. — Wie's wittert auf Medardustag (8.), so bleibt's sechs Wochen lang darnach.
25 Montag	Eulogius	Prosper		4 <sup>31</sup>	8 <sup>31</sup>	7 <sup>47</sup>	10 <sup>47</sup>	176/190	
26 Dienst.	Jeremias	Joh. u. Paul		4 <sup>31</sup>	8 <sup>31</sup>	8 <sup>50</sup>	11 <sup>20</sup>	177/189	
27 Mittw.	Philippine	Ladislauß		4 <sup>32</sup>	8 <sup>31</sup>	9 <sup>58</sup>	11 <sup>49</sup>	178/188	
28 Donnst.	Josua	Leo II.		4 <sup>32</sup>	8 <sup>31</sup>	11 <sup>7</sup>	12 <sup>41</sup>	179/187	
29 Freitag	Pet. u. Pl.	<b>Pet. u. Pl.</b>		4 <sup>32</sup>	8 <sup>31</sup>	12 <sup>18</sup>	12 <sup>17</sup>	180/186	
30 Samst.	Pauli Ged.	Pauli Ged.		4 <sup>33</sup>	8 <sup>30</sup>	1 <sup>31</sup>	12 <sup>44</sup>	181/185	

3. Klottide; Erasim. 4. Quirinus; Karpas. 6. Robert. 10. Margar.; Friedr. 14. Basilus. 17. Adolf; Wolfmar. 24. Joh. d. L.









August oder Erntemonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.	Mondphasen.	
				Ag.	Ug.	Mfg.	Ufg.			
1 Mittw.	Salome	Petri Kettf.		5 <sup>5</sup>	8 <sup>4</sup>	5 <sup>50</sup>	1 <sup>40</sup>	213/153	Vollmond am 4. nachm. 2 Uhr. Letztes Viertel am 12. vorm. 3 Uhr 48 Min. Neumond am 20. vorm. 2 Uhr 28 Min. Erstes Viertel am 27. vorm. 1 Uhr 43 Min.	
2 Donnst.	Gustav	Alph. v. L.		5 <sup>6</sup>	8 <sup>2</sup>	6 <sup>27</sup>	2 <sup>33</sup>	214/152		
3 Freitag	Dominius	Stephan A.		5 <sup>8</sup>	8 <sup>1</sup>	7 <sup>21</sup>	3 <sup>33</sup>	215/151		
4 Samst.	Perpetua	Dom. D.		5 <sup>9</sup>	8 <sup>0</sup>	8 <sup>5</sup>	5 <sup>41</sup>	216/150		
<b>31</b>	Protest. { 1: Sehet euch vor vor den zc. Matth. 7, 16-23. 2: Der Glaube ohne Werke. Jak. 2, 18-24.			Tageslänge:					14 St. 49 Min.	☾ Mond geht am 2. aufwärts. ☽ Mond geht am 16. abwärts. ☾ Mond geht am 29. aufwärts.
5 Sonntag	<b>8. n. Trin.</b>	<b>9. n. Pfingst.</b>		5 <sup>10</sup>	7 <sup>59</sup>	8 <sup>42</sup>	5 <sup>52</sup>	217/149	Der Mond ist am 1. vorm. 8 Uhr und am 27. vorm. 10 Uhr in Erdnähe, am 13. vorm. 7 Uhr in Erdferne und am 8. und 23. im Äquator.	
6 Montag	Berfl. Chr.	Berfl. Chr.		5 <sup>11</sup>	7 <sup>57</sup>	9 <sup>12</sup>	7 <sup>4</sup>	218/148		
7 Dienst.	Ulrika	Afra, G.		5 <sup>12</sup>	7 <sup>56</sup>	9 <sup>39</sup>	8 <sup>14</sup>	219/147		
8 Mittw.	Cyriacus	Cyriacus		5 <sup>14</sup>	7 <sup>54</sup>	10 <sup>4</sup>	9 <sup>29</sup>	220/146		
9 Donnst.	Erikas	Romanus		5 <sup>15</sup>	7 <sup>53</sup>	10 <sup>29</sup>	10 <sup>27</sup>	221/145		
10 Freitag	Lorenz	Laurentius		5 <sup>17</sup>	7 <sup>50</sup>	10 <sup>53</sup>	11 <sup>30</sup>	222/144		
11 Samst.	Hermann	Bianka		5 <sup>18</sup>	7 <sup>49</sup>	11 <sup>18</sup>	12 <sup>33</sup>	223/143		
<b>32</b>	Protest. { 1: D. Bekenntn. d. Petrus. Matth. 16, 18-20. 2: Der Menschensohn. Daniel 7, 13-18.			Tageslänge:					14 St. 28 Min.	Planetentlauf. Merkur erreicht am 29. seine größte westliche Elongation zur Sonne, wird kurze Zeit in der Morgendämmerung sichtbar und am 21. wieder rechtläufig im Krebs. Venus kommt rechtläufig zur Jungfrau und geht nach 8 <sup>1/2</sup> Uhr abends unter. Mars ist infolge seiner Sonnennähe noch sehr ungünstig zur Beobachtung. Jupiter geht schon gegen Mitternacht auf und ist rechtläufig in den Zwillingen. Saturn ist rückläufig im Wassermann und geht gegen 8 Uhr abends auf.
12 Sonntag	<b>9. n. Trin.</b>	<b>10. n. Pf.</b>		5 <sup>19</sup>	7 <sup>47</sup>	11 <sup>46</sup>	1 <sup>35</sup>	224/142	Wetterber. nach dem 100j. Kalender. August beginnt mit Regen bis 9., der 10. ist schön, dann wieder Regen bis 15., von da ab bis zum 25. warm und nun wieder Regen bis zu Ende.  Bauernregeln. Starke Taue im August verkünden gutes Wetter. — Nach Laurenzi (10.) ist's nicht gut, wenn's Rebholz jetzt noch treiben tut. — Nordwind im Augustmond bringt gut' Wetter in das Land. — Sind Laurenzi (10.) u. Bartholomäi (24.) schön, ist guter Herbst vorherzuseh'n. — Ist's in der ersten Augustwoche heiß, so bleibt der Winter lange weiß. — Hitze am St. Dominikus (4.), ein strenger Winter kommen muß. Wie das Wetter an Kassian (13.), so hält es mehrere Tage an.	
13 Montag	Hippolyt	Kassian		5 <sup>21</sup>	7 <sup>45</sup>	11 <sup>41</sup>	2 <sup>35</sup>	225/141		
14 Dienst.	Eusebius	Eusebius		5 <sup>23</sup>	7 <sup>43</sup>	12 <sup>19</sup>	3 <sup>33</sup>	226/140		
15 Mittw.	Mar. Hmg.	Mar. Hmlf.		5 <sup>24</sup>	7 <sup>42</sup>	12 <sup>56</sup>	4 <sup>28</sup>	227/139		
16 Donnst.	Rochus	Rochus		5 <sup>25</sup>	7 <sup>40</sup>	1 <sup>39</sup>	5 <sup>19</sup>	228/138		
17 Freitag	Augusta	Liberatus		5 <sup>27</sup>	7 <sup>38</sup>	2 <sup>30</sup>	6 <sup>5</sup>	229/137		
18 Samst.	Rochus	Helena Kf.		5 <sup>28</sup>	7 <sup>37</sup>	3 <sup>27</sup>	6 <sup>46</sup>	230/136		
<b>33</b>	Protest. { 1: Jesus weint über Jerus. Luk. 19, 41-48. 2: Trauer über Juda. Jerem. 14, 17-22.			Tageslänge:						14 St. 6 Min.
19 Sonntag	<b>10. n. Trin.</b>	<b>11. n. Pfingst.</b>		5 <sup>29</sup>	7 <sup>35</sup>	4 <sup>32</sup>	7 <sup>23</sup>	231/135		
20 Montag	Bernhard	Bernh.		5 <sup>31</sup>	7 <sup>33</sup>	5 <sup>36</sup>	7 <sup>56</sup>	232/134		
21 Dienst.	Hartwig	Johanna J.		5 <sup>32</sup>	7 <sup>31</sup>	6 <sup>46</sup>	8 <sup>25</sup>	233/133		
22 Mittw.	Timotheus	Timotheus		5 <sup>33</sup>	7 <sup>29</sup>	7 <sup>57</sup>	8 <sup>53</sup>	234/132		
23 Donnst.	Zachäus	Philipp		5 <sup>35</sup>	7 <sup>27</sup>	9 <sup>10</sup>	9 <sup>21</sup>	235/131		
24 Freitag	<b>Hundst.-G.</b>	Bartholom.		5 <sup>36</sup>	7 <sup>25</sup>	10 <sup>24</sup>	9 <sup>49</sup>	236/130		
25 Samst.	Ludwig	Ludwig		5 <sup>37</sup>	7 <sup>24</sup>	11 <sup>39</sup>	10 <sup>20</sup>	237/129		
<b>34</b>	Protest. { 1: Der Pharisäer und zc. Luk. 18, 9-14. 2: Wohl dem, dem vergeben ist. Pf. 32.			Tageslänge:					13 St. 43 Min.	
26 Sonntag	<b>11. n. Trin.</b>	<b>12. n. Pfingst.</b>		5 <sup>39</sup>	7 <sup>23</sup>	12 <sup>54</sup>	10 <sup>55</sup>	238/128		
27 Montag	Gebhard	Gebh., J.		5 <sup>40</sup>	7 <sup>20</sup>	2 <sup>6</sup>	11 <sup>36</sup>	239/127		
28 Dienst.	Augustin	Augustin, P.		5 <sup>42</sup>	7 <sup>18</sup>	3 <sup>16</sup>	11 <sup>41</sup>	240/126		
29 Mittw.	Johann. G.	Sabina		5 <sup>43</sup>	7 <sup>16</sup>	4 <sup>18</sup>	12 <sup>25</sup>	241/125		
30 Donnst.	Rebeka	Rosa v. L.		5 <sup>44</sup>	7 <sup>14</sup>	5 <sup>13</sup>	1 <sup>23</sup>	242/124		
31 Freitag	Paulina	Raimund		5 <sup>45</sup>	7 <sup>13</sup>	5 <sup>50</sup>	2 <sup>25</sup>	243/123		

5. Mar. Sch.; Oswald. 12. Klara. 19. Sebald. 26. Zepherinus; Samuel.



## September oder Herbstmonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.
				Ag.	Ug.	Ag.	Ug.	
1 Samst.	Adrian	Egid., Ver.		5 <sup>47</sup>	7 <sup>10</sup>	6 <sup>38</sup>	3 <sup>34</sup>	244/122
<b>35.</b> Protest. { Z: Sephata, v. i. tue zc. Mark. 7, 31-37. Kathol.: Jesus heilt 10 Aussägige. Luf. 17, 11-19.				Tageslänge: 13 St. 20 Min.				
2 Sonntag	12. n. Erin.	13. n. Pfing.		5 <sup>48</sup>	7 <sup>8</sup>	7 <sup>11</sup>	4 <sup>44</sup>	245/121
3 Montag	Manfuet.	Seraphia		5 <sup>49</sup>	7 <sup>6</sup>	7 <sup>40</sup>	5 <sup>34</sup>	246/120
4 Dienst.	Moses	Rosalia		5 <sup>51</sup>	7 <sup>4</sup>	8 <sup>5</sup>	7 <sup>3</sup>	247/119
5 Mittw.	Justinian	Justinian		5 <sup>52</sup>	7 <sup>2</sup>	8 <sup>30</sup>	8 <sup>11</sup>	248/118
6 Donnst.	Magnus	Magnus		5 <sup>53</sup>	7 <sup>0</sup>	8 <sup>55</sup>	9 <sup>16</sup>	249/117
7 Freitag	Regina	Regina		5 <sup>55</sup>	6 <sup>58</sup>	9 <sup>19</sup>	10 <sup>20</sup>	250/116
8 Samst.	Adrian	Mar. Geb.		5 <sup>58</sup>	6 <sup>58</sup>	9 <sup>48</sup>	11 <sup>22</sup>	251/115
<b>36.</b> Protest. { Z: Der barmh. Samariter. Luf. 10, 23-37. Kathol.: Niemand kann zwei zc. Matth. 6, 24-30.				Tageslänge: 12 St. 56 Min.				
9 Sonntag	Geburtsfest des Groß.			5 <sup>58</sup>	6 <sup>54</sup>	10 <sup>17</sup>	12 <sup>28</sup>	252/114
10 Montag	Jodokus	Nif. v. I.		5 <sup>59</sup>	6 <sup>52</sup>	10 <sup>52</sup>	1 <sup>28</sup>	253/113
11 Dienst.	Protus	Amilian		6 <sup>0</sup>	6 <sup>50</sup>	11 <sup>32</sup>	2 <sup>18</sup>	254/112
12 Mittw.	Guido	Guido		6 <sup>2</sup>	6 <sup>48</sup>	11 <sup>32</sup>	3 <sup>10</sup>	255/111
13 Donnst.	Gottlieb	Tobias		6 <sup>3</sup>	6 <sup>46</sup>	12 <sup>19</sup>	3 <sup>59</sup>	256/110
14 Freitag	† Erhöb.	Hl. † Erh.		6 <sup>4</sup>	6 <sup>44</sup>	1 <sup>13</sup>	4 <sup>41</sup>	257/109
15 Samst.	Eutropia	Gerihtsf.-E.		6 <sup>6</sup>	6 <sup>42</sup>	2 <sup>13</sup>	5 <sup>19</sup>	258/108
<b>37.</b> Protest. { Z: Die Dankbarkeit. Luf. 17, 11-19. Kathol.: Vom Jünglinge zu Natm. Luf. 7, 11-17.				Tageslänge: 12 St. 33 Min.				
16 Sonntag	14. n. Erin.	15. n. Pfing.		6 <sup>7</sup>	6 <sup>40</sup>	3 <sup>18</sup>	5 <sup>54</sup>	259/107
17 Montag	Lampert	Lampert		6 <sup>8</sup>	6 <sup>38</sup>	4 <sup>27</sup>	6 <sup>25</sup>	260/106
18 Dienst.	Richard	Kornel.		6 <sup>10</sup>	6 <sup>35</sup>	5 <sup>39</sup>	6 <sup>53</sup>	261/105
19 Mittw.	Marolf	† Ill. Qu.		6 <sup>11</sup>	6 <sup>33</sup>	6 <sup>54</sup>	7 <sup>21</sup>	262/104
20 Donnst.	Fausta	Eustachius		6 <sup>12</sup>	6 <sup>31</sup>	8 <sup>10</sup>	7 <sup>50</sup>	263/103
21 Freitag	Matth.	† Matth.		6 <sup>14</sup>	6 <sup>29</sup>	9 <sup>27</sup>	8 <sup>30</sup>	264/102
22 Samst.	Vandolin	† Vandolin		6 <sup>16</sup>	6 <sup>27</sup>	10 <sup>44</sup>	8 <sup>54</sup>	265/101
<b>38.</b> Protest. { Z: Gottes- u. Weltbienft. Matth. 6, 24-34. Kathol.: Jesus heilt einen Wassersücht. Luf. 14, 1-11.				Tageslänge: 12 St. 8 Min.				
23 Sonntag	Herbst-Anf.	16. n. Pfing.		6 <sup>17</sup>	6 <sup>25</sup>	11 <sup>58</sup>	9 <sup>35</sup>	266/100
24 Montag	Gerhard	Gerhard		6 <sup>18</sup>	6 <sup>23</sup>	1 <sup>9</sup>	10 <sup>21</sup>	267/99
25 Dienst.	Kleophas	Kleophas		6 <sup>20</sup>	6 <sup>21</sup>	2 <sup>14</sup>	11 <sup>15</sup>	268/98
26 Mittw.	Cyprian	Cyprian		6 <sup>22</sup>	6 <sup>19</sup>	3 <sup>10</sup>	11 <sup>34</sup>	269/97
27 Donnst.	Kosm. u. D.	Kosm. u. D.		6 <sup>23</sup>	6 <sup>17</sup>	3 <sup>58</sup>	12 <sup>16</sup>	270/96
28 Freitag	Wenzeslaus	Wenzeslaus		6 <sup>24</sup>	6 <sup>15</sup>	4 <sup>28</sup>	1 <sup>23</sup>	271/95
29 Samst.	Michael	Michael, G.		6 <sup>26</sup>	6 <sup>13</sup>	5 <sup>12</sup>	2 <sup>31</sup>	272/94
<b>39.</b> Protest. { Z: Jesus, d. Auferstehung. Luf. 7, 11-17. Kathol.: Vom größten Gebote. Matth. 22, 34-46.				Tageslänge: 11 St. 44 Min.				
30 Sonntag	16. n. Erin.	17. n. Pfing.		6 <sup>27</sup>	6 <sup>11</sup>	5 <sup>41</sup>	3 <sup>40</sup>	273/93

2. Stephanus; Abfalon. 9. Korbinian; Gorgontius. 16. Kornelius; Euphemta. 19. Januarius. 23. Thekla. 30. Otto; Hieron.

### Mondphasen.

Vollmond am 3. vorm. 12 Uhr 36 Min. Letztes Viertel am 10. nachm. 9 Uhr 54 Min. Neumond am 18. nachm. 1 Uhr 34 Min. Erstes Viertel am 25. vorm. 7 Uhr 12 Min.

☾ Mond geht am 12. abwärts.  
☽ Mond geht am 25. aufwärts.

Der Mond ist am 10. vorm. 2 Uhr in Erdferne, am 22. vorm. 1 Uhr in Erdnähe und am 5. und 19. im Äquator.

### Planetenlauf.

Merkur ist noch kurze Zeit in der Morgendämmerung sichtbar, kommt am 24. in obere Konjunktion mit der Sonne. Venus kommt rechtsläufig zur Waage, erreicht am 20. ihre größte östliche Elongation zur Sonne und geht als Abendstern um 7<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Uhr unter. Mars geht bereits gegen 3<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr früh auf und ist rechtsläufig in den Löwen. Jupiter ist rechtsläufig in den Zwillingen und geht nach 10 Uhr nachts auf. Saturn kommt am 5. in Opposition zur Sonne, deshalb die ganze Nacht im Wassermann günstig zur Beobachtung.

### Wetterber. nach dem 100j. Kalender.

September hat bis 11. schönes Herbstwetter, dann bis 25. meistens kühl und feucht und dann bis zu Ende wieder gut.

### Bauernregeln.

Wenn im September Donner u. Blitz dir dräuen, magst nächstes Jahr an Obst und Wein dich freuen. — Wie der Hirsch an Egid (1.) in die Brunst wohl geht, so das Wetter nach vier Wochen noch steht. — So viel Tage vor Michaeli (29.) Reif, so viel Tage nach Georgi Eis. — St. Michel-Wein ist Herren-Wein, St. Gallus-Wein ist Bauern-Wein. — Nach Septembertgewittern wird man im Hornung vor Schnee u. Kälte zittern. — An September-Regen ist dem Bauer viel gelegen. — Auf warmen Herbst folgt meist langer Winter. — Ist Egid (1.) ein schöner Tag, ich dir schönen Herbst ansag'. — Wie sich's Wetter an Maria Geburt (8.) tut verhalten, so soll sich's weiter vier Wochen so gestalten.



**Oktober oder Weinmonat.**

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond-Gang	Sonnen- Hg. Ug.	Mond- Hfg. Utg.	Tage des Jahres.
1 Montag	Remigius	Remigius	☾	6 <sup>28</sup> 6 <sup>9</sup>	6 <sup>7</sup> 4 <sup>49</sup>	274/92
2 Dienst.	Johanna	Leodegar	☾	6 <sup>30</sup> 6 <sup>7</sup>	6 <sup>32</sup> 5 <sup>56</sup>	275/91
3 Mittw.	Ewald	Uto Abt	☾	6 <sup>31</sup> 6 <sup>6</sup>	6 <sup>56</sup> 7 <sup>1</sup>	276/90
4 Donnst.	Franz	Franz Ser.	☾	6 <sup>32</sup> 6 <sup>3</sup>	7 <sup>21</sup> 8 <sup>6</sup>	277/89
5 Freitag	Placidus	Placidus	☾	6 <sup>34</sup> 6 <sup>1</sup>	7 <sup>47</sup> 9 <sup>9</sup>	278/88
6 Samstag.	Fides	Bruno D.	☾	6 <sup>35</sup> 5 <sup>59</sup>	8 <sup>15</sup> 10 <sup>11</sup>	279/87

**Mondphasen.**  
 Vollmond am 2. nachm. 1 Uhr 48 Min. Letztes Viertel am 10. nachm. 4 Uhr 39 Min. Neumond am 17. nachm. 11 Uhr 43 Min. Erstes Viertel am 24. nachm. 2 Uhr 50 Min.  
 ☾ Mond geht am 10. abwärts.  
 ☽ Mond geht am 23. aufwärts.

**40.** Protest. { ☽: Liebe und Demut. Luf. 14, 1—11.  
 ☽: Der reine Gottesdienst. 1. Joh. 1, 19—27.  
 Kathol.: Jesus heilt einen Sichtbr. Matth. 9, 1—18. **Tageslänge:** 11 St. 21 Min.

7 <b>Sonntag</b>	17. n. Trin.	18. n. Pfing.	☾☽	6 <sup>36</sup> 5 <sup>57</sup>	8 <sup>48</sup> 11 <sup>12</sup>	280/86
8 Montag	Pelagius	Brigitta	☾☽	6 <sup>38</sup> 5 <sup>55</sup>	9 <sup>26</sup> 12 <sup>10</sup>	281/85
9 Dienst.	Dionysius	Dionysius	☾☽	6 <sup>39</sup> 5 <sup>53</sup>	10 <sup>10</sup> 1 <sup>3</sup>	282/84
10 Mittw.	Iustus	Franz	☾☽	6 <sup>41</sup> 5 <sup>51</sup>	11 <sup>0</sup> 1 <sup>52</sup>	283/83
11 Donnst.	Burkhard	Germanus	☾☽	6 <sup>42</sup> 5 <sup>49</sup>	11 <sup>56</sup> 2 <sup>37</sup>	284/82
12 Freitag	Maximil.	Maximil.	☾☽	6 <sup>43</sup> 5 <sup>47</sup>	12 <sup>11</sup> 3 <sup>16</sup>	285/81
13 Samstag.	Koloman	Eduard R.	☾☽	6 <sup>45</sup> 5 <sup>45</sup>	12 <sup>59</sup> 3 <sup>51</sup>	286/80

**41.** Protest. { ☽: Glaube und Liebe. Matth. 22, 34—46.  
 ☽: Gottes- u. Menschenf. 1. Joh. 4, 16—21.  
 Kathol.: Von der köngl. Hochzeit. Matth. 22, 1—14. **Tageslänge:** 10 St. 56 Min.

14 <b>Sonntag</b>	18. n. Trin.	19. n. Pfing.	☾☽	6 <sup>47</sup> 5 <sup>43</sup>	2 <sup>8</sup> 4 <sup>23</sup>	287/79
15 Montag	Ther., Hed.	Theresia	☾☽	6 <sup>48</sup> 5 <sup>41</sup>	3 <sup>16</sup> 4 <sup>52</sup>	288/78
16 Dienst.	Gallus	Gallus	☾☽	6 <sup>49</sup> 5 <sup>39</sup>	4 <sup>29</sup> 5 <sup>20</sup>	289/77
17 Mittw.	Eduard	Hedwig	☾☽	6 <sup>51</sup> 5 <sup>37</sup>	5 <sup>45</sup> 5 <sup>48</sup>	290/76
18 Donnst.	Lukas	Lukas	☾☽	6 <sup>53</sup> 5 <sup>35</sup>	7 <sup>2</sup> 6 <sup>17</sup>	291/75
19 Freitag	Ferdinand	Pet. v. Alf.	☾☽	6 <sup>54</sup> 5 <sup>34</sup>	8 <sup>23</sup> 6 <sup>51</sup>	292/74
20 Samstag.	Arthur	Wendelin	☾☽	6 <sup>56</sup> 5 <sup>32</sup>	9 <sup>42</sup> 7 <sup>30</sup>	293/73

**42.** Protest. { ☽: Der Sichtbrüchige. Matth. 9, 1—8.  
 ☽: Stehe auf u. wandle. Ap.-Gesch. 3, 1—8.  
 Kathol.: Von des Königs krankem ic. Joh. 4, 47—54. **Tageslänge:** 10 St. 33 Min.

21 <b>Sonntag</b>	19. n. Trin.	20. Allg. Kw.	☾☽	6 <sup>57</sup> 5 <sup>30</sup>	10 <sup>58</sup> 8 <sup>15</sup>	294/72
22 Montag	Kordula	Kordula	☾☽	6 <sup>59</sup> 5 <sup>28</sup>	12 <sup>8</sup> 9 <sup>7</sup>	295/71
23 Dienst.	Severin	Joh. v. K.	☾☽	7 <sup>0</sup> 5 <sup>26</sup>	1 <sup>9</sup> 10 <sup>8</sup>	296/70
24 Mittw.	Raphael	Raphael	☾☽	7 <sup>2</sup> 5 <sup>24</sup>	2 <sup>0</sup> 11 <sup>15</sup>	297/69
25 Donnst.	Wilhelmine	Crispinus	☾☽	7 <sup>4</sup> 5 <sup>22</sup>	2 <sup>41</sup> 12 <sup>1</sup>	298/68
26 Freitag	Amandus	Evaristus	☾☽	7 <sup>5</sup> 5 <sup>21</sup>	3 <sup>16</sup> 12 <sup>22</sup>	299/67
27 Samstag.	Frument	Sabina, Jv.	☾☽	7 <sup>6</sup> 5 <sup>19</sup>	3 <sup>46</sup> 1 <sup>30</sup>	300/66

**43.** Protest. { ☽: Das hochzeitl. Kleid. Matth. 22, 1—14.  
 ☽: Die Auserwählten. Offenb. 7, 9—17.  
 Kathol.: V. d. Königs Rechnung. Matth. 18, 23—25. **Tageslänge:** 10 St. 9 Min.

28 <b>Sonntag</b>	20. n. Trin.	21. n. Pfing.	☾☽	7 <sup>8</sup> 5 <sup>17</sup>	4 <sup>13</sup> 2 <sup>28</sup>	301/65
29 Montag	Narzissus	Narzissus	☾☽	7 <sup>9</sup> 5 <sup>16</sup>	4 <sup>37</sup> 3 <sup>45</sup>	302/64
30 Dienst.	Hartmann	Serapion	☾☽	7 <sup>11</sup> 5 <sup>14</sup>	5 <sup>0</sup> 4 <sup>51</sup>	303/63
31 Mittw.	Wolfgang	Wolfgang	☾☽	7 <sup>13</sup> 5 <sup>12</sup>	5 <sup>24</sup> 5 <sup>55</sup>	304/62

**Planetenlauf.**  
 Merkur kommt von der Jungfrau zur Waage und ist unsichtbar. Venus kommt rechtläufig zum Skorpion, erreicht am 27. ihren größten Glanz als Abendstern. Mars geht um 3<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr früh auf und kommt rechtläufig zur Jungfrau. Jupiter kommt am 4. in Quadratur zur Sonne, ist noch rechtläufig in den Zwillingen und geht gegen 9 Uhr abends auf. Saturn ist noch rückläufig im Wassermann und geht gegen 2 Uhr nachts unter.

**Wetterber. nach dem 100j. Kalender.**  
 Oktober beginnt mit 2 schönen Tagen, am 3. Gewitter, worauf unfreundliches Wetter eintritt, welches bis zu Ende anhält, am 30. gibt es Schnee und am 31. ist es trübe.

**Bauernregeln.**  
 Warmer Oktober, kalter Februar. — Bringt der Oktober viel Frost und Wind, so sind der Januar und Hornung gelind. — Viel Regen im Oktober, viel Wind im Dezember. — Wenn St. Gallus (16.) die Butten trägt, für den Wein ein schlechtes Zeichen schlägt. — Mit St. Gall bleibt die Kuh im Stall. — Regen zu Ende Oktober verkündet ein fruchtbares Jahr. — Am St. Lukasstag (18.) soll das Winterkorn schon in die Stoppeln gesät sein. — Wie die Witterung hier wird sein, schlägt sie nächsten März ein.

7. Markus; Amalia. 14. Burkhard; Kallixtus. 21. Ursula. 28. Simon u. Juda.





Table with columns for Tag (Date), Anmerkungen für Familien-Ereignisse etc. (Family events), Kassa-Buch (Cash book), Einnahmen (Income), and Ausgaben (Expenditures).

## November oder Windmonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- Laut	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.
				Ag.	Ug.	Ag.	Ug.	
1 Donnst.	Luitpold	Allerheil. ☉		7 <sup>14</sup>	5 <sup>10</sup>	5 <sup>49</sup>	6 <sup>59</sup>	305/61
2 Freitag	Allerfeelen	Allerfeelen		7 <sup>16</sup>	5 <sup>9</sup>	6 <sup>16</sup>	8 <sup>1</sup>	306/60
3 Samst.	Ida, G.	Pirmin, S.		7 <sup>17</sup>	5 <sup>7</sup>	6 <sup>47</sup>	9 <sup>3</sup>	307/59
<b>44.</b> Protest. { I: Jesus reinigt d. Tempel. Joh. 2, 13—17. II: Josias Bundesbern. 2. Chron. 34, 29—33. Kathol.: Vom Hinzugroschen. Matth. 22, 15—27.								Tageslänge: 9 St. 46 Min.
4 Sonntag	Reformat.	22. n. Pfing.		7 <sup>19</sup>	5 <sup>5</sup>	7 <sup>23</sup>	10 <sup>2</sup>	308/58
5 Montag	Blandina	Zach. u. El.		7 <sup>20</sup>	5 <sup>4</sup>	8 <sup>2</sup>	10 <sup>57</sup>	309/57
6 Dienst.	Leonhard	Leonhard ☉		7 <sup>22</sup>	5 <sup>3</sup>	8 <sup>57</sup>	11 <sup>48</sup>	310/56
7 Mittw.	Willibrord	Engelbert		7 <sup>24</sup>	5 <sup>1</sup>	9 <sup>45</sup>	12 <sup>24</sup>	311/55
8 Donnst.	4 gefr. R.	Gottfried		7 <sup>25</sup>	5 <sup>0</sup>	10 <sup>49</sup>	1 <sup>18</sup>	312/54
9 Freitag	Theodor	Theodor ☾		7 <sup>27</sup>	4 <sup>59</sup>	11 <sup>47</sup>	1 <sup>50</sup>	313/53
10 Samst.	Mart. Luth.	Justus B.		7 <sup>29</sup>	4 <sup>57</sup>	12 <sup>21</sup>	2 <sup>22</sup>	314/52
<b>45.</b> Protest. { I: D. Land soll Früchte zc. 3. Mos. 25, 18—25. II: Saget Dank allezeit. Eph. 5, 17—21. Kathol.: V. d. Obersten Tochter. Matth. 9, 13—26.								Tageslänge: 9 St. 26 Min.
11 Sonntag	22. n. Trin.	23. n. Pfing.		7 <sup>30</sup>	4 <sup>56</sup>	12 <sup>54</sup>	2 <sup>51</sup>	315/51
12 Montag	Jonas	Martin B.		7 <sup>31</sup>	4 <sup>55</sup>	2 <sup>4</sup>	3 <sup>19</sup>	316/50
13 Dienst.	Briccius	Stanislaus		7 <sup>33</sup>	4 <sup>53</sup>	3 <sup>17</sup>	3 <sup>48</sup>	317/49
14 Mittw.	Petrus	Josaphat		7 <sup>35</sup>	4 <sup>52</sup>	4 <sup>33</sup>	4 <sup>14</sup>	318/48
15 Donnst.	Leopold	Leopold, M.		7 <sup>36</sup>	4 <sup>51</sup>	5 <sup>53</sup>	4 <sup>44</sup>	319/47
16 Freitag	Ottmar	Ottmar ☉		7 <sup>37</sup>	4 <sup>50</sup>	7 <sup>14</sup>	5 <sup>21</sup>	320/46
17 Samst.	Hilda	Hilda, M.		7 <sup>39</sup>	4 <sup>49</sup>	8 <sup>34</sup>	6 <sup>4</sup>	321/45
<b>46.</b> Protest. { I: Gebet dem Kaiser zc. Matth. 22, 15—22. II: Der Bund vor dem zc. 2. Kdn. 23, 1—3. Kathol.: Vom Senfkörnlein. Matth. 13, 31—35.								Tageslänge: 9 St. 7 Min.
18 Sonntag	G. u. Dankf.	24. n. Pfing.		7 <sup>41</sup>	4 <sup>48</sup>	9 <sup>49</sup>	6 <sup>55</sup>	322/44
19 Montag	Elisabeth	Elisabeth ☉		7 <sup>42</sup>	4 <sup>47</sup>	10 <sup>58</sup>	7 <sup>54</sup>	323/43
20 Dienst.	Emilie	Korbinian		7 <sup>43</sup>	4 <sup>46</sup>	11 <sup>55</sup>	9 <sup>1</sup>	324/42
21 Mittw.	Columban	Mar. Dpf.		7 <sup>45</sup>	4 <sup>45</sup>	12 <sup>41</sup>	10 <sup>11</sup>	325/41
22 Donnst.	Cäcilia	Cäcilia		7 <sup>46</sup>	4 <sup>44</sup>	1 <sup>19</sup>	11 <sup>21</sup>	326/40
23 Freitag	Clemens	Clemens ☉		7 <sup>47</sup>	4 <sup>43</sup>	1 <sup>51</sup>	12 <sup>21</sup>	327/39
24 Samst.	J. Knor	Johann v. R.		7 <sup>49</sup>	4 <sup>42</sup>	2 <sup>18</sup>	12 <sup>30</sup>	328/38
<b>47.</b> Protest. { I: Gehorchet meiner Stimme. Jer. 7, 23—26. II: Der verlorene Sohn. Luk. 15, 11—32. Kathol.: Vom Gräuel d. Verwüßt. Matth. 24, 15—28.								Tageslänge: 8 St. 50 Min.
25 Sonntag	B. u. Bettg.	25. n. Pfing.		7 <sup>51</sup>	4 <sup>41</sup>	2 <sup>48</sup>	1 <sup>37</sup>	329/37
26 Montag	Konrad	Konrad		7 <sup>52</sup>	4 <sup>40</sup>	3 <sup>6</sup>	2 <sup>43</sup>	330/36
27 Dienst.	Loth, Buffo.	Virgilius		7 <sup>53</sup>	4 <sup>39</sup>	3 <sup>29</sup>	3 <sup>47</sup>	331/35
28 Mittw.	Sosthenes	Albert d. Gr.		7 <sup>55</sup>	4 <sup>39</sup>	3 <sup>54</sup>	4 <sup>51</sup>	332/34
29 Donnst.	Walther	Saturnin		7 <sup>56</sup>	4 <sup>38</sup>	4 <sup>19</sup>	5 <sup>59</sup>	333/33
30 Freitag	Andreas	Andreas		7 <sup>58</sup>	4 <sup>37</sup>	4 <sup>49</sup>	6 <sup>55</sup>	334/32

**Mondphasen.**  
 Vollmond am 1. vorm. 5 Uhr 46 Min. Letztes Viertel am 9. vorm. 10 Uhr 45 Min. Neumond am 16. vorm. 9 Uhr 37 Min. Erstes Viertel am 23. vorm. 1 Uhr 39 Min.

☾ Mond geht am 6. abwärts.  
 ☽ Mond geht am 19. aufwärts.  
 Der Mond ist am 4. nachm. 1 Uhr in Erdferne, am 17. vorm. 3 Uhr in Erdnähe und am 13. und 26. im Äquator.

**Planetenlauf.**  
 Merkur erreicht am 9. seine größte östliche Elongation zur Sonne, ist kurze Zeit in der Abenddämmerung sichtbar und wird am 20. rückläufig im Skorpion. Venus wird stationär und am 10. rückläufig im Skorpion und wird unsichtbar als Abendstern. Mars geht um 8<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Uhr früh auf und ist rückläufig in der Jungfrau. Jupiter wird am 1. rückläufig in den Zwillingen und geht schon gegen 7 Uhr abends auf. Saturn wird am 14. wieder rechtl. im Wassermann und geht gegen Mitternacht unter.

**Wetterber. nach dem 100j. Kalender.**  
 November fängt trübe an mit rauhen Winden bis 5., am 6. und 7. ist es schön, am 9. folgt kaltes Wetter mit Regen, am 17. und 18. Schnee. Die letzten Tage sind sehr kalt und der Schnee bleibt liegen bis zu Weihnachten.

**Bauernregeln.**  
 Ist Martinstag ein trüber Tag, folgt gelinder Winter nach. — St. Martinus (11.) sitzt mit Dank schon auf die warme Ofenbank. — Kathrein (25.) stellt Geigen und Pfeifen ein. — Wenn im November die Wasser steigen, so werden sie sich im ganzen Winter zeigen. — Wie der November, so der folgende Mai. — Bringt Allerheiligen einen Winter, so bringt Martini einen Sommer. — Kommt St. Martin mit Winterkälte ist's gut, wenn bald ein Schnee einfällt; man hat ihn lieber dürr als naß, so hält sich's auch mit Andreas. — Wie's um Kathrein trüb oder rein, so wird auch der nächste Hornung sein. — Andreas'schnee (30.) tut dem Korne weh. — Der rechte Bauer weiß es wohl, daß im November man wässern soll.

4. Karl Borrom.; Emmerich. 11. Martin B.; Martinus. 18. Otto, Abt; Otto. 25. Katharina.



## Dezember oder Christmonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres
				Ng.	Ug.	Mfg.	Utg.	
1 Samst.	Longinus	Natalie		7 <sup>50</sup>	4 <sup>37</sup>	5 <sup>22</sup>	7 <sup>55</sup>	335/31
<b>48.</b> <small>Protest. { 1: Der Anbruch d. Tages. Rö m. 13, 11-14 2: Berettet dem Herrn d. Wea. Jof. 40, 1-5. Kathol.: Es werden Zeichen geschehen. Luf. 21, 25-33.</small>				Tageslänge: 8 St. 37 Min.				
2 Sonntag	1. Advent	1. Advent		8 <sup>0</sup>	4 <sup>37</sup>	6 <sup>1</sup>	8 <sup>52</sup>	336/30
3 Montag	Rafian	Franz X.		8 <sup>1</sup>	4 <sup>36</sup>	6 <sup>47</sup>	9 <sup>45</sup>	337/29
4 Dienst.	Barbara	Barbara		8 <sup>2</sup>	4 <sup>36</sup>	7 <sup>35</sup>	10 <sup>33</sup>	338/28
5 Mittw.	Abigail	Petrus Chr.		8 <sup>3</sup>	4 <sup>35</sup>	8 <sup>34</sup>	11 <sup>16</sup>	339/27
6 Donnst.	Nikolaus	Nikolaus		8 <sup>4</sup>	4 <sup>35</sup>	9 <sup>34</sup>	11 <sup>53</sup>	340/26
7 Freitag	Agathon	Ambrosius		8 <sup>5</sup>	4 <sup>35</sup>	10 <sup>33</sup>	12 <sup>25</sup>	341/25
8 Samst.	Martin	Mar. Empf.		8 <sup>6</sup>	4 <sup>34</sup>	11 <sup>46</sup>	12 <sup>53</sup>	342/24
<b>49.</b> <small>Protest. { 1: Einmütiges Lob Gottes. Röm. 15, 5-13. 2: Das einträchtige Herz. Jof. 11, 17-20. Kathol.: Als Johannes im Gef. Matth. 11, 2-10.</small>				Tageslänge: 8 St. 26 Min.				
9 Sonntag	2. Advent	2. Advent		8 <sup>8</sup>	4 <sup>34</sup>	12 <sup>01</sup>	1 <sup>20</sup>	343/23
10 Montag	Judith	Melchisedes		8 <sup>9</sup>	4 <sup>34</sup>	12 <sup>56</sup>	1 <sup>46</sup>	344/22
11 Dienst.	Damasus	Damasus		8 <sup>10</sup>	4 <sup>34</sup>	2 <sup>09</sup>	2 <sup>13</sup>	345/21
12 Mittw.	Gangolf	Adelheid		8 <sup>11</sup>	4 <sup>34</sup>	3 <sup>23</sup>	2 <sup>41</sup>	346/20
13 Donnst.	Lucia	Lucia		8 <sup>12</sup>	4 <sup>34</sup>	4 <sup>41</sup>	3 <sup>13</sup>	347/19
14 Freitag	Nikafius	Nikafius		8 <sup>13</sup>	4 <sup>34</sup>	6 <sup>02</sup>	3 <sup>51</sup>	348/18
15 Samst.	Christine	Christine		8 <sup>14</sup>	4 <sup>34</sup>	7 <sup>20</sup>	4 <sup>38</sup>	349/17
<b>50.</b> <small>Protest. { 1: Die Haushalter Gottes. 1. Kor. 4, 1-5. 2: Folget mir nach. Mark. 1, 14-20. Kathol.: D. Juden sandten Priester u. Jof. 1, 19-23.</small>				Tageslänge: 8 St. 21 Min.				
16 Sonntag	3. Advent	3. Advent		8 <sup>14</sup>	4 <sup>35</sup>	8 <sup>33</sup>	5 <sup>33</sup>	350/16
17 Montag	Lazarus	Lazarus		8 <sup>15</sup>	4 <sup>35</sup>	9 <sup>40</sup>	6 <sup>07</sup>	351/15
18 Dienst.	Wunibald	Wunibald		8 <sup>16</sup>	4 <sup>36</sup>	10 <sup>35</sup>	7 <sup>49</sup>	352/14
19 Mittw.	Klemens	+ IV. Qu.		8 <sup>16</sup>	4 <sup>36</sup>	11 <sup>18</sup>	9 <sup>03</sup>	353/13
20 Donnst.	Ammon	Christian		8 <sup>17</sup>	4 <sup>36</sup>	11 <sup>52</sup>	10 <sup>16</sup>	354/12
21 Freitag	Thomas	+ Thom. A.		8 <sup>18</sup>	4 <sup>37</sup>	12 <sup>22</sup>	11 <sup>26</sup>	355/11
22 Samst.	Wint.-N.	+ Serv. D.		8 <sup>18</sup>	4 <sup>37</sup>	12 <sup>48</sup>	12 <sup>01</sup>	356/10
<b>51.</b> <small>Protest. { 1: Der Friede Gottes. Phil. 4, 4-7. 2: Die Freude in d. Herrn. Jof. 61, 8-11. Kathol.: Im 15. Jahre der Regierung. Luf. 3, 1-15.</small>				Tageslänge: 8 St. 19 Min.				
23 Sonntag	4. Advent	4. Advent		8 <sup>19</sup>	4 <sup>38</sup>	1 <sup>12</sup>	12 <sup>33</sup>	357/9
24 Montag	Adam u. Ev.	Adam u. Ev.		8 <sup>19</sup>	4 <sup>39</sup>	1 <sup>58</sup>	1 <sup>39</sup>	358/8
25 Dienst.	Weihn.-F.	Hl. Weihn.		8 <sup>19</sup>	4 <sup>39</sup>	1 <sup>58</sup>	2 <sup>48</sup>	359/7
26 Mittw.	2. Weihn.-F.	Stephan		8 <sup>20</sup>	4 <sup>39</sup>	2 <sup>24</sup>	3 <sup>46</sup>	360/6
27 Donnst.	Johannes	Johannes A.		8 <sup>20</sup>	4 <sup>40</sup>	2 <sup>51</sup>	4 <sup>47</sup>	361/5
28 Freitag	Unsch. Kind.	Unsch. Kind.		8 <sup>21</sup>	4 <sup>41</sup>	3 <sup>23</sup>	5 <sup>48</sup>	362/4
29 Samst.	Jonathan	Thomas, E.		8 <sup>21</sup>	4 <sup>42</sup>	4 <sup>00</sup>	6 <sup>47</sup>	363/3
<b>52.</b> <small>Protest. { 1: Die Gotteskindschaft. Gal. 4, 1-7. 2: Erfüllung d. Gesetzes. Matth. 5, 17-20. Kathol.: Josef u. Maria verwunderten. Luf. 2, 33-40.</small>				Tageslänge: 8 St. 21 Min.				
30 Sonntag	S. n. Weihn.	S. n. W.		8 <sup>21</sup>	4 <sup>43</sup>	4 <sup>44</sup>	7 <sup>41</sup>	364/2
31 Montag	Sylvester	Sylvester		8 <sup>21</sup>	4 <sup>43</sup>	5 <sup>33</sup>	8 <sup>31</sup>	365/1

**Mondphasen.**  
Vollmond am 1. vorm. 12 Uhr 7 Min. Letztes Viertel am 9. vorm. 2 Uhr 45 Min. Neumond am 15. nachm. 7 Uhr 54 Min. Erstes Viertel am 22. nachm. 4 Uhr 4 Min. Vollmond am 30. nachm. 7 Uhr 44 Min.

☾ Mond geht am 3. abwärts.  
☽ Mond geht am 16. aufwärts.  
☾ Mond geht am 31. abwärts.

Der Mond ist am 1. nachm. 7 Uhr und am 28. nachm. 7 Uhr in Erdferne, am 15. nachm. 3 Uhr in Erdnähe und am 10. und 23. im Äquator.

**Planetentlauf.**  
Merkur erreicht am 10. seine größte westliche Elongation zur Sonne, geht 1 1/2 Stunden vor derselben auf und wird am 9. wieder rechtläufig in der Waage. Venus wird am 20. wieder rechtläufig im Skorpion und als Morgenstern kurze Zeit sichtbar. Mars ist noch rechtläufig in der Jungfrau und geht um 3 Uhr früh auf. Jupiter ist rückläufig in den Zwillingen, kommt am 28. in Opposition zur Sonne, deshalb die ganze Nacht günstig zur Beobachtung. Saturn kommt am 1. in Quadratur zur Sonne, ist rechtläufig im Wassermann u. geht gegen 10 Uhr nachts unter.

**Wetterber. nach dem 100j. Kalender.**  
Dezember fängt mit 2 kalten Tagen an, hierauf kommt Schnee bis 8., vom 9. bis 15. kalt, vom 15. bis 23. Schnee, bisweilen mit Regen vermischt, u. vom 23. bis 3. Jahreschluss gelindes Wetter.

**Bauernregeln.**  
Kalter Dezember, fruchtbares Jahr, sind Genossen immerdar. — Kalter Christmond mit viel Schnee, bringt viel Korn auf Berg und Höh'. — Je trüber das Wetter bei Dezemberschnee, je besseres Jahr in Aussicht steht. — Mehr Kälte als der Fichtenbaum, erträgt der Rebstock lobesam, wenn im Christmond trocken er eingefriert. — Stürmet es zur Weihnachtszeit, gibt es viel Obst. — Grüne Weihnachten, weiße Ostern. — Dezember veränderlich und lind, ist der ganze Winter ein Kind. — Donner im Winterquartal, bringt uns Kälte ohne Zahl.

2. Bibiana; Aurelia. 9. Leofabia; Joachim. 16. Adelheid; Anantia. 19. Nemesius. 23. Viktoria; Dagobert. 30. David.

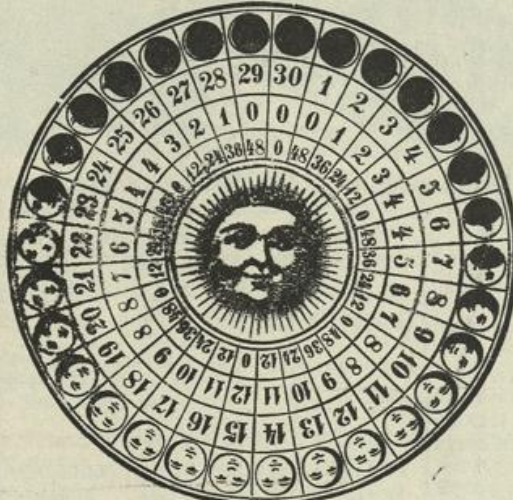


**Zeit- und Festberechnung.**  
 Das Jahr 1906 ist ein Gemeinjahr von 365 Tagen. Es entspricht dem Jahre 6619 d. julianischen Periode, dem Jahre 7414 d. byzant. Weltära, dem neujüd. Jahre 5666 der Welterschöpfung, dem Jahre 1823/24 d. muhammedan. Zeitrechnung u. dem Jahre 5855 d. Erschaffung der Welt nach Calvisius. Die gold. Zahl od. Mondzirkel 7. Sonnenzirkel ist 11. Die Epakten sind V. Die Römerzinszahl ist 4. Der Sonntagsbuchstabe ist G. Septuagesima am 11. Februar. Aschermittwoch am 28. Februar. Ostervollmond am 9. April. Ostern ist am 15. April. Himmelf. Christi am 24. Mai. Pfingsten am 3. Juni. Trinitatis am 10. Juni. Fronleichnamfest am 14. Juni. Allg. Kirchweih am 21. Okt. Buß- und Bettag am 25. Nov. I. Adventssonnt. fällt auf 2. Dez. Die vier Quatember:  
 I. 7., 9., 10. März,  
 II. 6., 8., 9. Juni,  
 III. 19., 21., 22. Sept.,  
 IV. 10. 21. 22. Dez.

**Kreislauf des Mondes.**

Untenstehende Scheibe gibt die Stunden an, in denen uns der Mond von 6 Uhr abends bis morgens 6 Uhr leuchtet. Der äußere Kreis bezeichnet die Zu- und Abnahme des Mondes, der zweite die Tage, der dritte die Stunden und der vierte Kreis die Minuten nach dem Neumonde, und zwar 8 Tage nach dem Neumond scheint er 6 Stunden 24 Min vor Mitternacht; wenn er 22 Tage alt ist, scheint er eben so lange, diese 6 Stunden 24 Min. aber nach Mitternacht.

Neumond.



Vollmond.

**Himmelszeichen.**

- Widder
- Stier
- Zwillinge
- Krebs
- Böwe
- Jungfrau
- Waage
- Skorpion
- Schütze
- Steinbock
- Wassermann
- Fische

**Himmelskörper.**

- Sonne
  - Mond
  - Merkur
  - Venus
  - Mars
  - Jupiter
  - Saturnus
  - Uranus
  - Neptunus.
- Zwischen Mars und Jupiter sind jetzt ungefähr 490 Asteroiden bekannt.

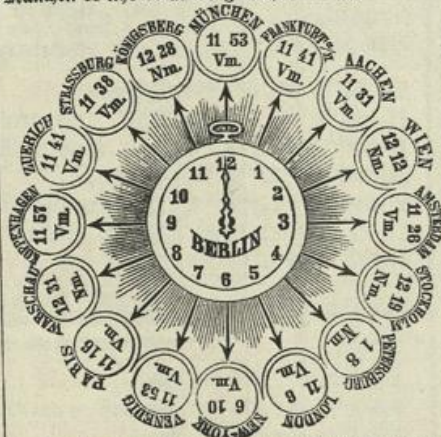
- Der Neumond
- Das erste Viertel
- Der Vollmond
- Das letzte Viertel

**Historische Zeitrechnung für 1906.**

- Seit Erbauung v. Baden, Badenweiler, Breisach, Jahre Kleinfems, Konstanz, Pfullendorf, Wadensburg durch die Römer . . . 1793
- Seit der Ankunft der Alemannen in den Rheingegenden . . . 1706
- Seit der Schlacht der Alemannen und Römer bei Mittelhausbergen . . . 1531
- Seit dem Einfall der Hunnen unter Attila . . . 1455
- Seit Erbauung der ersten christlichen Kirche durch den hl. Fridolin in Säckingen, ungefähr 510 . . . 1396
- Seit Ernennung Bertholds, Grafen im Breisgau, des Stammvaters d. Fürsten von Zähringen u. Baden, zum Herzog 1052 . . . 854
- Seit Gründung der Stadt Freiburg 1118 . . . 788

**Zeiten-Uhr.**

Diese Uhr gibt an, wie viel an der Zeit es in den umstehenden Städten ist, von Berlin ausgegangen. Zum Beispiel: Wenn es in Berlin 12 Uhr ist, so hat München 11 Uhr 53 Min., Frankfurt 11 Uhr 41 Min.



Die in Deutschland u. angrenzende Einheitszeit steht ab von dieser astronomischen Berechnung.

**Historische Zeitrechnung für 1906.**

- Seit der Kirchenversammlung zu Konstanz im Jahre 1414 . . . . . 492
- Seit dem Anfang des Bauernkrieges 1524 . . . 382
- Seit Einführung d. luther. Religion in Baden-Durlach 1556 . . . . . 350
- Seit Gründung der Stadt Mannheim i. J. 1607 . . . 299
- Seit dem Anfang des 30-jährigen Krieges 1618 . . . 288
- Seit der Einäscherung von Bretten, Durlach, Schloß Heidelberg, u. Verheerung des Landes unter d. franz. General Melac . . . 217
- Seit Gründ. der Residenzstadt Karlsruhe 1715 . . . 191
- Seit der Annahmed. großh. Würde u. Souveränität von Seiten des Landesregenten 1806 . . . . . 100
- Seit Gründ. d. deutsh. Reichs . . . 35

**Kalender der Juden**

vom 5666 Jahr in das 5667. Jahr der Welt.		1906		5666		1906		4. Tischri		Fasten-Gedaliah		Sept. 23.	
10. Tebet	Fasten. Belag. Jerus.	Jan. 7.	18. Jjar	Tag-Boomer	Mai 13.	10.	10.	10.	10.	10.	10.	10.	29.
1. Schebat		27.	1. Sivan		25.	15.	15.	15.	15.	15.	15.	15.	4.
1. Adar		26.	6. "	Wochenfest * (Pflngst.)	30.	16.	16.	16.	16.	16.	16.	5.	
11. "	Fasten-Gitther	März 8.	7. "	Zweites Fest *	31.	21.	21.	21.	21.	21.	21.	10.	
14. "	Purim	" 11.	1. Xhamuz		Juni 24.	22.	22.	22.	22.	22.	22.	11.	
15. "	Schuschon-Purim	" 27.	1. Ab	Fasten. Tempel-Erob.	Juli 10.	23.	23.	23.	23.	23.	23.	12.	
1. Nisan		April 10.	9. "	Fasten. Tempel-Verbr.	" 31.	33.	33.	33.	33.	33.	33.	20.	
16. "	Passah-Anf. * (Ost.)	" 11.	1. Elul		Aug. 22.	1.	1.	1.	1.	1.	1.	16.	
16. "	Zweites Fest *	" 16.	17. "	1. Tischri	Sept. 20.	25.	25.	25.	25.	25.	25.	12.	
21. "	Siebentes Fest *	" 17.	1. Tischri	Zweites Fest *	Sept. 20.	1.	1.	1.	1.	1.	1.	18.	
22. "	Achtes Fest *	" 26.	2. Tischri		21. 10.	10.	10.	10.	10.	10.	10.	27.	
1. Jjar		" 26.											

(Die mit \* bezeichneten Festtage werden streng gefeiert)

Postporto für Deutschland, Österreich-Ungarn und Zugemburg.

Gewicht	Geographische Meilen bis					
	1 Zone	2. Zone	3. Zone	4. Zone	5. Zone	über 150
bis 5 kg	10	20	50	100	150	über 150
Für jedes weitere kg (bis 50 kg) mehr	25	50	50	50	50	50
Für jedes weitere kg (bis 50 kg) mehr	5	10	20	30	40	50

Postarten.	frankiert	unfrankiert	mit Antwort	frankiert	unfrankiert
<b>Postkarten.</b>	10	20	20	10	20
<b>Briefe und Kartenbriefe.</b>	10 f. 15 gr. Schwere 20 f. 1. 20 gr. 10 f. 1. 15 gr. Schwere 40 f. 1. 20 gr.	10	10	10	20
<b>Eingelichriebene Briefe.</b>	1. Gewöhnliches Porto Rücksendegebühr	20	20	20	20
<b>Druckfachen (Frankierungsbew.).</b>	2. Gewöhnliches Porto Rücksendegebühr	20	20	20	20
<b>Geschäftspapiere (Frankierungsbew.).</b>	1. Gewöhnliches Porto Rücksendegebühr	20	20	20	20
<b>Warenproben (Frankierungsbew.).</b>	2. Gewöhnliches Porto Rücksendegebühr	20	20	20	20
<b>Wertbriefe.</b>	1. Gewöhnliches Porto Rücksendegebühr	20	20	20	20
<b>Telegraphische Nachrichten.</b>	2. Gewöhnliches Porto Rücksendegebühr	20	20	20	20







## Glück zum neuen Jahre!

empor, hinter denen manch hübscher Mädchentopf sichtbar wird. Und zu all dem Jubel und all der Jugendlust klingen die Glocken dumpf und feierlich. Sie gehören nicht mehr zu den Jungen, und wenn ihr Gesang sonst schon etwas trauriges, wehmütig stimmendes hat — so noch viel mehr, wenn sie das neue Jahr einläuten.

Auch der „Rheinländische Hausfreund,“ obzwar er sich allezeit ein jugendfrisches Herz bewahrt hat, gehört nicht mehr zu den ganz Jungen. Er hat schon ein recht langes und bewegtes Leben hinter sich und gehört infolgedessen eher zu den besinnlichen und beschaulichen Leuten, als zu den ausgelassenen, wiewohl ihn manchmal ganz unverhofft eine Freude besällt, so stürmisch und wild, wie sie nur bei ganz jungen Menschen vorzukommen pflegt.

Allein zu seinen Freudestunden gehören nicht gerade in erster Linie die der Silvesternacht. Ihm gehts wie den Glocken in der Neujahrsnacht. Sein Herz läutet eher in gedämpften, wehmütigen Tönen als in ausgelassenen, lustigen. Und das hat seine guten Gründe.

In der Silvesternacht schaut der „Hausfreund“ zurück in die vergangenen Jahre, insbesondere in das Jahr, das die jungen Leute mit Halli und Hallo soeben ins Grab zu legen sich anschicken. Und solche Rückschau stimmt ihn traurig. Ein Jahrlein ist wieder herum. Und es war ein schönes, im Ganzen glückliches Jahr. Es war ein Jahr der Arbeit, und das ist das Beste, was man von einem guten Jahr eigentlich sagen kann. Faule Leute wollen das zwar vielleicht nicht Wort haben. Faule Leute finden die Jahre in ihrem Leben besonders schön, in denen sie sich nicht besonders anstrengen mußten, in denen ihnen die Erfolge und der Lohn der Arbeit in die Hände fielen, ohne daß sie ihre Hände viel darum gerührt hätten. Aber der „Hausfreund“ weiß das besser. Weiß es aus eigener und anderer Leute Erfahrung, daß die Würze eines guten Jahres die in dasselbe hineingelegte Arbeit ist.

Zur Arbeit gehört Kraft und Gesundheit. Ein siecher, kraftloser Körper kann nicht

Das neue Jahr steht wieder vor der Tür. Die Silvesternacht steigt herab auf

das weiße, im Schneekleid schimmernde Land. Ein feiner Punschgeruch durchzieht die Häuser. Die jungen Mädchen schmelzen Blei und lassen das flüssige Metall in kaltes Wasser tropfen. Bildets dort ein silbriges Herz — sind sie froh und deutens auf ein besonderes Glück im neuen Jahr. Bildets eine Träne — sind sie auch froh und denken: es wird wohl eine Freudenträne sein, die ich im nächsten Jahr weinen werde. Ist's ein wunderliches Ungetüm, ähnlich einem Drachen, wie sie in den Märchen umher schnauben — laßt das Mädel und denkt: probierst's noch einmal. Schließlich wird schon was Schöneres dabei herauskommen. Die jungen Burschen lassen sich zwar ihr Glas Punsch auch nicht entgehen. Aber sie haltens nicht aus im engen Stübchen bei Vater und Mutter. Es zieht sie mächtig hinaus in die frostige Winternacht — in die Neujahrsnacht. Es ist ja doch nur einmal Silvester im Jahr. Sie verbringen die Nacht unter dem sternbesäten Himmel, zu dem sie hinaufjauchzen, voll Jugendmut und Übermut. Und wenn von allen Türmen der Glockenschlag der Mitternacht verkündet: „Das alte Jahr vergangen ist,“ dann kennt ihr Jubel keine Grenzen.

„Prost Neujahr, prost Neujahr, ein glückliches neues Jahr!“ rufen sie mit voller Kehle in die dunkle Nacht hinein, zu den beleuchteten Fenstern

arbeiten. Wehe ihm, wenn er durch die bittere Not gezwungen ist, es doch tun zu sollen. Dagegen ein frischer, robuster Mensch — von dem darf man schon tüchtige Leistungen erwarten. Zumal wenn das alte lateinische Sprichwort zutrifft: mens sana in corpore sano, d. h. ein gesunder Geist in einem gesunden Leib. Es gibt eigentlich keinen erquicklicheren Anblick, als den eines kerngesunden, an Geist und Körper frischen Menschen.

Der „Hausfreund“ denkt in diesem Augenblick an eine junge Frau, die er bei seinen Streifzügen durchs Land schon manchmal besucht hat. Sie lebt nicht gerade in glänzenden Verhältnissen. Ihr Mann ist Arbeiter und fährt jeden Morgen mit dem Frühzug in die Stadt. Die Leutelein bringen sich eben so durch, recht und schlecht. Sie haben ein Stückchen Acker und eine Kuh im Stall, und die junge Frau muß hart arbeiten, um ihrer Doppelpflicht, Hausfrau zu sein und die Landwirtschaft zu besorgen, genügen zu können. Und doch ist es eine Lust, diese Frau zu beobachten, ihr zuzuhören, wenn sie bei der Arbeit in Küche und Hof oder draußen auf dem Feld ihr frisches Liedchen trällert, ihr zuzuschauen, wie ihre geschickten Hände mit einer wunderbaren Raschheit und Gewandtheit die Arbeit — feine nicht minder als grobe — bewältigen. Ihre Erscheinung, ihr ganzes Wesen gleicht einer vollen, üppig aufgeblühten Rose, an der keiner vorübergehen kann, ohne hinzuschauen und im stillen zu denken: der Taufend, ist die schön!

Ihr bester Schmuck freilich ist nicht ihres jungen Körpers geschmeidiger Wuchs und liebliche Fülle, sondern die Zufriedenheit ihres Herzens. Sie nimmt ihre Tage aus ihres Schöpfers Hand und ist immer guter Dinge, auch wenn einmal Schmalhans Küchenmeister ist. Sie genießt den Frühling ihres Lebens, so recht sorglos ihm sich hingebend, ohne das leiseste Bangen im Gedanken an die Zukunft.

An das alles denkt der „Hausfreund“ in der Neujahrsnacht. Er denkt an alle seine Freunde und Bekannte, an ihre Sorgen, ihre Bestrebungen, auch an das Schwere, das viele von ihnen im vergangenen Jahr erleben mußten. Denn er hat seine Freunde nicht nur unter den Arbeitsfähigen, Jungen, in frischer Jugendblüte prangenden, sondern auch unter den Alten, den Kranken, den Sorgenvollen und Schwergedrückten. In sie alle, in ihre verschiedenartigen Stimmungen sucht er sich hinein zu versetzen. Und

ob ihn da die Freude aus rosigem Antlitz anlächelt, ob die Trauer aus trüben Augen ihn anblickt — es ist Wehmut, die ihn bewegt, gedenkt er des Jahreswechsels. Wehmut über die frohen Stunden, die vorüber sind, und nie, nie wiederkommen werden. Wehmut über die Kürze des menschlichen Frühlings. Ja, wie recht hat doch der Dichter, wenn er sagt: Kurz ist der Frühling. Wehmut darüber, daß es so viele gibt, die sich nicht einmal eines kurzen Frühlings erfreuen dürfen, Wehmut über die Vergänglichkeit des Lebens, die nie ergreifendere Töne anstimmt, als wenn in der Neujahrsnacht die Glocken singen: das alte Jahr vergangen ist!

Wenn er sich aber so recht der Wehmut hingibt, also, daß er den Klang der Glocken und das Rufen und Schwärmen der jungen Leute auf der Straße darüber völlig vergißt — dann kommt ein Augenblick, in dem sich seine Gedanken leise zu wenden beginnen, wie die Erde sich um ihre eigene Achse wendet. Die Bilder der Vergangenheit, die trüben und die hellen, treten zurück wie die Sterne hinter weißes Nachtwölck. In den Vordergrund tritt die Zukunft.

Der „Hausfreund“ ist der Meinung, daß ein wahrhaft nachdenklicher und kluger Mann auch ohne Prophetenmantel und ohne Zauberfünfte manches aus dem Buch der Zukunft herauslesen kann, wozu nicht ein jeder im stande wäre.

Gar manches altbekannte Wort liest er da, dessen Schriftzüge ihm von lange her bekannt sind.

Eines vor allen andern bannt sein Auge, denn es steht in goldenen Zügen von zarten Blumenranken und lieblichen Bildern umwoben auf dunkeln Grunde geschrieben: Es ist das Wort Glück! Wie ihm da die freundlichen Augen leuchten! Wie eine helle Freude sein Gesicht verklärt! Wie er froh, fast jubelnd ausruft: da ist ja, was ich suche, was ich brauche, da ist ja die Verheißung des Besten, was der Mensch haben kann, des Glücks! Also auch im Jahre 1906 wird es nicht fehlen. Wieder darf ich meinen Freunden mit gutem Gewissen meinen alten Gruß zurufen: Glück zum neuen Jahr! Und nun setzt sich der „Hausfreund“ in seinen Behnstuhl zurück und bestaunt die Bilder etwas genauer, die das Wort Glück in zarten und kräftigen Farben umrahmen.

Da steht im traulichen Stübchen, umglänzt vom rosigen Schimmer der abendlichen Sonne die junge Mutter, den Säugling an der Brust.

Sie schaut voll träumender Seligkeit in den jungen Lenz hinaus, der seine Blütenbäume wie schöne weißseidene Fahnen im sanften Abendwind unter dem blauen Himmel hin und her wiegt.

Der Mutter ist unfählich wohl ums Herz. Denn ihr ist jeder Wunsch erfüllt, seitdem sie ein Kind, ihres Mannes Ebenbild an der Brust hält. Ihr Leben hat einen neuen Mittelpunkt, sie hat zum alten ein neues, unbeschreibliches holdes Glück gefunden.

Dicht daneben, auf einem zweiten Bilde, wogt ein gelbes Ahrenfeld. An seinem Rande stehen hohe, dunkle Pappeln. Und in weiter Ferne blaut ein sanfter Hügelzug. Durch das Ahrenfeld blüht die Sense. Schnitter mit nackten, braunen Armen schneiden das gereifte Korn. Alles zeugt von Glück; die Schnitter, der strahlende Himmel, der kräftige, junge Bauer, der einer behenden und anmutigen Dirn die Brote abnimmt, die sie in einem Korb zusammen mit dem Mostkrug zum Vesper vom Bauernhof herübergebracht hat.

Ganz anders als auf diesem ländlich-friedlichen Bilde erscheint das Glück auf dem nächsten Gemälde. Da schaut der „Hausfreund“ in das vornehme Gemach eines großen Handelsherrn, dem Reichtum und Überfluß aus aller Herren Länder in das Haus strömt. Auf lebergeprekter, goldschimmernder Tapete hängen prächtige Malereien, kostbar gerahmt, in satten und tiefen Farben erstrahlend. Eine Bibliothek, die köstlichsten Werke der Dichtung und der Wissenschaft in sich bergend, zieht sich an zwei Wänden hin. Durch eine offene Glastür schweift der Blick hinaus in den reizendsten Park; weiße Schwäne schwimmen langsam und stolz auf dem glänzenden Wasserpiegel. In einer Laube spielen weißgekleidete Kinder und schauen zuweilen nach einem Käfig, hinter dessen vergoldeten Gittern seltene Vögel aus tropischen Gegenden ihr farbenbuntes Gefieder erschimmern lassen. Der Besitzer aller dieser Herrlichkeiten aber wandelt behaglich zwischen seinen Schätzen hin und her, den Gewinn berechnend, den ihm seine neueste Unternehmung einbringen wird.

In allen Farben und Gestalten erscheint das Glück. Stolz und hochfahrend, lieblich und bescheiden. Der „Hausfreund“ denkt, während er alle diese Bilder an sich vorüberziehen läßt, an

ein altes deutsches Sprichwort. Er hat es oft genug im Leben erfahren, daß Glück und Glas zerbrechliche Dinge sind. Und er weiß auch, daß nicht alles, was glänzt, Gold ist. Aber er läßt sich durch das alles nicht irre machen in seinem Glauben an ein wirkliches menschliches Glück. Er weiß, daß es Erlebnisse gibt, die wie ein echter Sonnenschein das Herz erwärmen und die schönsten Blüten des menschlichen Wesens zur Entfaltung bringen und schließlich zur Frucht ausreifen lassen. Er weiß auch, daß dieses Glück, das innere, im Gemüt erwachsende Glück nicht abhängt von den äußeren Verhältnissen. Daß es ebenso schön und rein dort erstehen kann, wo es keine seidene Wiege findet, wie dort, wo es in Samt und Seide gebettet und von weißen Händen gestreichelt und gepflegt wird wie ein kostbarer Vogel. Und weil er das weiß, erhebt sich der „Hausfreund“ am ersten Morgen des neuen Jahres fröhlich und wohlgenut von seinem Lager und schreitet frisch ins Land hinaus, den Glückwunsch und Glücksgruß im Herzen und auf den Lippen.

Und wo er einen alten oder jungen Freund findet, der ihm treuherzig die Hand hinreckt und ihn mit fragenden Augen anschaut, als wolle er sagen: Hast du eine Ahnung, lieber Freund, was mir das neue Jahr bringen wird, da schüttelt er kräftig die dargebotene Hand und holt es so recht aus tiefster Brust heraus, sein: Glück zum neuen Jahr!

Nehmt des „Hausfreundes“ Gruß freundlich auf, liebe Freunde und Leser. Tut das Eure, damit er sich erfüllen kann. Ihr wißt ja, wovon Euer Glück zu einem guten Teil abhängt: von Euch selbst, von Eurem Fleiß, Eurer Zufriedenheit, Genügsamkeit, Freundlichkeit und Mildtätigkeit. Freilich ganz stimmt das Sprichwort doch nicht: Jeder ist seines Glückes Schmied. Auch der beste Schmied braucht gutes Eisen und eine kräftige Flamme. Er braucht tüchtiges Werkzeug und gute Kunde. Nur der kann sein Glück schmieden, dem ein anderer das Glück auf den Ambos legt und ihm einen guten Hammer in die Hand gibt, um es zu gestalten. Wer dieser andere ist, braucht der „Hausfreund“ nicht erst ein langes und breites auseinander zu setzen. Er begnügt sich damit, zu rufen:

Gott zum Gruß und Glück zum neuen Jahr!

## Gingesteigert.

Eine Schwarzwaldgeschichte von H. Billinger.

### I.

**D**a, wo die Schwarza das enge Tal durchbricht, über mächtige Steinblöcke und gestürzte Tannen hinjagt und sich weiter unten durch dichte Waldungen und tiefgrüne Wiesen schlängelt, nennen sich die im Tal und auf der Höhe herumliegenden Bauernhöfe die Schwarzthalen.

Im Dach glitzerte die Abendsonne, das Arbeiter-volk aus den Steinbrüchen zog in Haufen über die Landstraße, als ein Bube im Alter von neun Jahren den Pfad rechts vom Berge herunter eilte und, mitten auf der Straße stehen bleibend, eifrig auszulügen begann. Er war eine Waise, und von den drei Bauern, die jeden Augenblick aus der nächsten Ortschaft kommen mußten, hatte der, welcher es um das geringste Kostgeld tat, den Buben „eingesteigert“.

Die beiden Männer, die jetzt lebhaft plaudernd des Weges kamen, schienen offenbar den Wünschen des Buben als „Eingesteigert“ zu entsprechen, denn er schaute bald den einen, bald den anderen mit erwartungsvollem Blick an, wobei er die Hände in den Hosentaschen wie in Erregung öffnete und schloß. Allein der eine der Bauern deutete bloß mit dem Daumen rückwärts, und der andere fuhr ihm vorübergehend über den Kopf — und nun wußte es der Bube — er gehörte dem schwarzen Lukas. Dieser kam, einsam wie immer, das Tal herauf — ein Mann mit fähngeschnittenem Gesicht, pechschwarzem Haar und noch schwärzeren Augen. Er zog einen Gipfel aus der Tasche, reichte ihn dem Knaben hin und nahm ihn bei der Hand. Ohne daß ein Wort geredet wurde, schritten sie den Berg hinan.

Vor einem etwas armselig aussehenden Hause machte sich der Bube von des Bauern Hand los, indem er sagte: „Ich hab' noch mein' Sach' drin.“

Die Waldhütersleute, bei denen er nach dem Tode des Vaters Aufnahme gefunden, kamen ihm in der halbdunklen Stube entgegen, und ihr kleiner Bub jubelte laut und streckte ihm ein Käpchen hin.

„Also zum Lukas kommst, Johannes,“ rief das Weib, „schlechter hätts' nicht treffen können.“

„Wer weiß?“ meinte der Waldhüter, „es kann auch sein Guts haben; — halt die Augen offen, Johannes. Das nimm auf den Weg.“

Die Frau nickte geheimnisvoll, wickelte die paar Sachen des Buben zusammen und drückte sie ihm in den Arm: „Nach fort — er stampft schon draußen.“

Der Kleine schrie jämmerlich und Johannes fuhr sich mit dem Hemdärmel übers Gesicht, reichte dem Kind seinen Gipfel und trat vors Haus. Erst ging's noch eine halbe Stunde stark aufwärts durch den Wald; im Schatten der Tannen lag der Hof des schwarzen Lukas; die freie Hochebene dahinter krönten die schneeigen Häupter der Schweizerberge.

Es herrschte eine Todesstille da oben und die beiden Weiber, welche unter der Türe des Hauses erschienen, waren auch nicht dazu angetan, das bange Gemüt des Knaben zu beruhigen. Die Alte, welche freundlich tat, erregte bei dem Buben eher Schrecken als Zutrauen, denn in dem lächelnden Mund war kein einziger Zahn mehr zu sehen, und ihre Sprache glich dem Ballen eines Kindes. Das Weib des Lukas mit ihrem vernachlässigten Außern besaß sich keiner Freundlichkeit, stellte aber eine ansehnliche Schüssel Milchsuppe auf den Tisch und einen Laib Brot dazu. Der Bub hatte Hunger und niemand wehrte ihm, denselben nach Herzenslust zu stillen.

„Wenn nur die Schul' nicht wäre,“ brummte der Bauer in seinen Bart hinein, „noch fünf Jahr muß der Bub' in die Schul', statt daß man seine Hilf' an ihm hätt'; — jek treib 's Vieh herein, und auf dem Heuboden hast eine wollene Deck'!“

Johannes verließ die Stube, holte die Peitsche aus dem Stall und stieg einige Schritte hinter dem Haus empor; hier lag der Weidplatz, an den sich ein Steinmeer angeschlossen und jäh ins Tal führte. Als der Bube das herrliche Vieh gewahrte, freute er sich des Anblicks und wurde bessern Muts. Er schaute sich jedes Stück genau an, tätschelte es und trieb dann die Herde dem Haus zu. Ganz verwundert lauschten sie drin auf die helle Knabenstimme, und das Weib des Lukas warf einen raschen Blick nach der Kindertrompete, die unter dem Bilde des Gekreuzigten hing.

Dem Buben gefiel es nicht auf dem weiten, zügigen Heuboden, er fror, nicht nur weil es eine kalte, mondhele Septemberrnacht war, sondern hauptsächlich im Gefühl tiefster Alleinseins; er nahm seine Decke und bettete sich im Stall

in eine Krippe, just wo die schönste der Kühe stand, die er sich gleich zum Liebling erkor und Liebt taufte. Hier lag er im Heu und warm umhauchte ihn der Odem der Tiere.

Schon um Vier war er auf und ging an das Werk des Fütterns; der Bauer streckte den Kopf zur Stalltüre herein, schaute zu, wie sich der Bub abschleppte, und half zuweilen mit einem Handgriff. Dann gab's eine dicke Brotsuppe, die Johannes mit Hast hinunterwürgte, denn es pressierte ihm wegen der Schule; er hatte zwei Stunden dahin, und der Bauer ließ ihn erst zwanzig Minuten nach Sechs fort. Im Abwärtsrennen nahm er seinen Katechismus vor, und hell tönten die zehn Gebote in den nebligen Morgen hinein. Am Haus des Waldhüters hielt er sich gerade so lang auf, um dem kleinen Bub über die noch ungekämmtten Haare zu fahren.

„Nein, so brauchst nicht zu rennen“, sagte der Lehrer, als Johannes punkt acht atemlos in die Schulstube trat, „Du hast ja jetzt den weitesten Weg von allen, da seh' ich Dir was nach. Wie gefällt Dir's beim Lukas droben?“

„Gut,“ lautete die Antwort des Ruben, „er ist nicht genau im Essen.“ —

So wars auch, aber umsonst wollte auch der Bauer sein Pflegekind nicht füttern.

Johannes mußte das Wasser für die kleine Baumschule links am Hofe schleppen, Stall und Vieh sauber halten, der Frau beim Melken helfen und die Milch nach Schönebach zum Händler führen; aber das war ihm das liebste Geschäft, denn er spielte gern den Fuhrmann; nur hatte er zuweilen große Risten abzuliefern, auf denen „Käse“ geschrieben stand, und er bemerkte doch nicht, daß je welcher im Hause verfertigt wurde. Des Nachmittags schlugen seine Erlösungstunden;

Gausfreund.

da trieb er das Vieh auf die Weide und sang ihm seinen ganzen Katechismus vor, — ja, das war eine Lust, und wie die „Liebi“ aufhorchte! Er tat ihr aber auch den besonderen Gefallen und erklärte ihr alle die Stellen, die er selbst nicht verstand.

Auch Geschichten wußte er zu erzählen; der Herr Lehrer gab zuweilen eine zum besten. Und wenigstens tat die Liebi immer ganz so, als habe sie nie in ihrem Leben etwas Schöneres gehört.

Den Kopf nach dem schreienden Ruben gewendet, schaute sie ihn sanften Blicks und leise lachend an, selten, daß sie ihm von der Seite wich. Das Kälblein war ihr entführt worden, und sie hatte böß und störrisch getan, bis in der Nacht, als Johannes vor ihr in der Krippe schlief.

## II.

Der Hof des schwarzen Lukas war sehr geräumig; unter dem hohen, spitz zulaufenden Schindeldach dehnten sich prächtige Heuböden aus; nach vorn lagen die Wohnräume, niedrige weite Stuben, an denen ein Umgang entlang führte mit einer Menge Türen und Gellasse, die des Ruben Fuß nie betrat. Es war ihm unheimlich

in dem großen stillen Hause, das immer wie ausgestorben erschien, da die Weiber wenig schwatzten und des Bauern Stimme nur im Zorn zu hören war. Wie erstaunte nun Johannes, als er eines Tages, mit dem Säubern des Stalles beschäftigt, plötzlich ein kleines, dunkelhaariges Mädchen auf dem Umgang erblickte, das starr zu ihm heruntersah.

„Pst, wer bist?“ fragte er hinauf, aber da huschte es wie ein scheues Kälblein davon und Johannes begab sich in die Stube, um sich Aufklärung zu verschaffen. Die Großmutter saß auf der untersten Stufe des Ofens und betete den Rosenkranz; das Weib des Lukas nähte am

3



„Pst, wer bist?“ fragte er hinauf.

Fenster, und der Bub bemerkte zum erstenmal, daß es ein Kinderkleidchen war, welches die Frau auf dem Schoß hielt; er griff danach, indem er die Frage tat: „Gehört's ins Haus?“ Sie nickte, ohne aufzublicken. „Kann man's nicht fangen?“ — „s' fürchtet sich gar.“ — „Vor wem?“ fragte Johannes, unwillkürlich die Stimme dämpfend.

„Vor ihm — 's hat's mit angesehen, wie er 's Bübli so arg geschlagen. Gleich nachher ist's gestorben. Es war ein wenig dummlich und hat immer 's Trompetle im Mund gehabt, das war ihm zuwider —“

Nach einer Weile deutete Johannes nach der kleinen Trompete über dem Tisch: „Ist's das?“

Die Frau nickte. „Er hat's hingehängt, damit 's ihm nimmer passiert, das Kind zu schlagen; 's Kind geht aber doch nicht zu ihm — es darf auch nicht.“

„Und — vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldnern,“ sprach die Alte mit erhobener Stimme vom Ofen her, und Johannes wußte selbst nicht, warum er plötzlich die Stube auf den Behen verließ. — Aber von dem Tage an dachte er immerfort an das kleine Mädchen, das schon so schreckliche Dinge erlebt, und eine große Neugierde, es einmal in der Nähe zu sehen, bemächtigte sich seiner. Zuweilen, wenn der Bauer abwesend war, stahl er sich auf den Umgang und ging da, leise auftretend, hin und her, jedoch immer umsonst. Einmals aber auf dem Heuboden flog ihm plötzlich eine Ladung Spreu ins Gesicht und nachdem er die Augen gewischt, sah er eine kleine Gestalt mit kazenähnlicher Geschwindigkeit ins Gebälk hinaufklettern. Er wollte den Flüchtling verfolgen, als ihn ihre pechschwarzen Augen gerade so anfunkelten, wie des Bauern Augen.

„Wie heißt?“ fragte er; aber die Kleine antwortete nicht.

Er holte sich Rats bei der Walbhütersfrau, als er Sonntags darauf aus der Kirche kam.

„Gottes Barmherzigkeit,“ seufzte sie, „es sind kuriose Leut', aber weil der Herr Pfarrer heut gepredigt, man soll seinem Nächsten nichts Übles nachsagen, so will ich's in Gottes Namen verschlucken, aber was wahr ist, muß man sagen, er hat den Jähzorn im Leib, und in seinem Gewissen muß es arg ausschauen.“

„Aber mit der Alten hat er's nie,“ sagte der Bub, „sie hat ihn einmal gescholten, und er hat nicht aufgemuckt —“

„Ei,“ wunderte sich die Walbhütersfrau, „weiß nicht, warum sie ihn gescholten?“ Und als der Bub den Kopf schüttelte, setzte sie hinzu:

„So merk ein bißle auf, Johannes; ich behaupt' — und daß Du droben nichts verschnaußt — ich behaupt', der Lukas ist ein Wilderer — so ein Aug' hat nur ein Wilderer — und gesteh's nur, es geht allerlei Verdächtiges im Haus vor, und Du hast schon lang was gemerkt?“

Johannes besann sich eine Weile; er war ein echter Schwarzwälder, bei denen die Gedanken langsam mit Döfen fahren, aber sie kommen zum Ziel. Also sagte er nach einer Weile: „Ich wüßt' nix —“ und ging. Er wußte freilich allerlei — zum Beispiel, daß der Bauer viel des Nachts ausging, und dann war ihm auch die Käsefiste, die er dem Milchhändler abzuliefern hatte, gar seltsam — allein so viel stand in Johannes fest, er war nun einmal beim Lukas, der ihm satt zu essen gab, und dafür hielt er zu ihm. Auch erweckte das abenteuerlich Kühne des Mannes eine mit Grauen gemischte Bewunderung in dem Buben, was das Gebahren der alten Mutter noch erhöhte, die, wenn der Bauer sich vom Jähzorn gegen sein Weib übermannen ließ und sich wie ein Wilder gebärdete, immerfort mit gerungenen Händen herumließ und versicherte: „Er ist nicht schlecht — beim gekreuzigten Heiland im Himmel droben, er ist nicht schlecht.“

Und Johannes war geneigt, ihren Worten Glauben zu schenken, denn mußte es den Bauern nicht kränken, daß sie das Kind so fern hielt von ihm, indem sie in der kleinen Brust Furcht und Entsetzen vor dem Vater groß zog? Johannes hatte einmal vom Stall aus den Bauern auf dem Umgang oben in freundlichem Ton sagen hören:

„Gib mir eine Hand, Meideli“ — zwei-, dreimal wiederholte er die Worte in Güte, dann fing seine Stimme an zu beben und in grimmes Schelten auszuarten, worauf die Frau die Treppe heraufsprang, das zitternde Kind vom Boden riß und mit ihm hinter der nächsten Türe verschwand. Der Bauer wetterte, rüttelte am Drücker, stemmte sich gegen die Tür und wollte diese eben aufbrechen, als seine Mutter herankochte und seine Arme umklammerte. Der Bauer beruhigte sich. Hernach sah die Alte noch lange im Hof, schnappte nach Luft und murmelte dazwischen: „Er ist nicht schlecht, nicht schlecht!“

Mit der Zeit aber wagte sich das Meideli doch näher, wenn der Bub in Hof und Stall zu sehen war, und so hatten sie denn auch eines Tages

ihre erste Unterhaltung miteinander. „Schau,“ meinte er, „da bist ja — hast geglaubt, ich heiß' Dich?“

Es lachte, und er wunderte sich! „Was, Zähne hast im Mund, die weißer sind, als der „Liebi“ ihre!“

Wenn er nun von der Schule oder Weide heimkehrte, immer ragte ihr kleines Köpfchen über die Brüstung des Umgangs, von wo aus sie ihn mit den ernsthaftesten Augen der Welt ansah. So wurden sie nach und nach vertrauter.

### III.

Auch Johannes traf der Fäzjorn des Hausherrn nicht selten; er brauchte nur Geld zu einem Schulbuch oder Heft zu verlangen; der Bauer geizte mit dem Gelde wie mit der Zeit, und gewöhnlich versetzte er dem beharrlich heisenden Knaben zu den paar Groschen einen Schlag als Dreingabe. Es war auch schon geschehen, daß Johannes kopfüber vom Heuboden auf die Treppe herunterfiel, aber dies hatte nie schlimme Folgen gehabt, und Johannes, obwohl er arbeiten mußte wie ein Knecht, war immer vergnügt. Die Bäuerin kochte gut und kräftig, und die Schule war ihm eine Lust; die Härlichkeit seines Herzens aber gehörte der Liebi, und vorderhand füllten diese Gegenstände sein Herz völlig aus. Er dachte wohl auch manchmal seines Vaters, der Waldhüter gewesen, und ihn des Sonntags mit in den Wald genommen, wo sie schlante Rehe besaß und auch einmal einen Auerhahn hatten steigen sehen; aber diese Erinnerungen wurden ihm mehr und mehr zum unklaren Traum.

Eines Abends beim Streuen war der Bauer der Liebi ein wenig zu nahe gekommen, und sie stieß die Zähne nach ihm. Darüber ärgerte sich der Bauer und packte die Kuh bei den Hörnern, worauf sie nach ihm stieß. Während er nach der Mistgabel suchte, riß Johannes das Tier los und eilte mit ihm aus dem Stall. Das Tier rannte wie vom Todesschreck ergriffen über den Weidplatz hin und von da in das Geroll hinab, wo es halbwegs stecken blieb. Johannes war rasend hinter der Kuh hergeeilt; als er sie plötzlich am Abhang verschwinden sah, schluchzte er laut auf in dem Glauben, sie sei abgestürzt. Näher kommend, sah er sie auf ihrem gefährlichen Posten und lehrte eilig zum Hofe zurück. Er fand den Bauern gesenkten Hauptes vor der Mutter stehen, die ihn jammernd ausschalt, und unterbrach sie mit der Nachricht:

„Die Liebi steckt im Gestein, ich hol' sie, wenn ihr nichts geschieht.“

„Dummkopf,“ brummte der Bauer. Nachdem er jedoch gesehen, wie böse sich die Kuh verhielt, kratzte er sich hinter den Ohren und schob den Buben zurück. „Das ist nichts für Dich.“

„Aber mit Euch geht sie nicht,“ erklärte Johannes, „bleibt nur weg, sonst rennt sie vollends hinab.“

Und eh' noch der Bauer zu einem Entschluß gekommen, war der Bub unten; er gab der Liebi gute Worte, machte ihr den eingeklemmten Fuß frei und trieb sie an, ihm zu folgen. Es war ein böser, gefährvoller Aufstieg, und Johannes rannen die dicken Schweißtropfen von der Stirne, als er endlich mit seiner Liebi oben anlangte.

„Schau den Bub'n!“ sagte der Bauer und zog ihn bei den Ohren, und Johannes klopfte das Herz vor Freuden ob dieser ersten Auszeichnung, die ihm vom Bauern geworden.

Aber bei seiner nächsten Bitte um Geld für die Schule gab's den alten Kampf, auch mußte er sich hüten, daß ihn der Bauer nicht bei den Aufgaben traf.

„Zeit ist Geld,“ hieß es da, „treib' solche Dumtheiten auf der Schulbank — bist Du im Stall fertig, setz Dich herein mit der Stricket.“

Aber nichts auf der Welt haßte Johannes so grimmig wie das Stricken. Alles fand ihn standhaft; die unverdientesten Scheltworte, die härtesten Schläge; seine blaugefrorenen Hände entlockten ihm keine Träne, und wenn er vor Kälte fast vom Schlitten fiel beim Milchfahren, so ließ er sich's nicht anfechten, aber in der dumpfen heißen Stube beim Talglüht, wenn die alte Bäuerin halblaut ihren Rosenkranz murmelte, und des Lukas Weib mit ihrem mürrischen Gesicht hinter der Spindel saß, an solchen Abenden geschah's, daß den Buben aller Lebensmut verließ, und heiß rannen die Tränen in das grobe Strickzeug in seinen Händen. Immer fielen ihm Maschen, immer vergaß er das Nätchen oder Abnehmen, und so kam der Strumpf nie vorwärts. Zuweilen nahm die alte Frau den Patienten in die Hand, schüttelte den Kopf ob der mannigfachen Schäden, die sich da offenbarten und machte das Strickzeug wieder flott.

In der schlimmsten Winterszeit, als die Schule ganz aufhörte, schlüpfte Johannes, so oft er es unbemerkt tun konnte, auf den Heuboden, um sich dort selber die heilige Geschichte vorzutragen; und als er einstmals wieder ganz besonders ins Zeug ging, als habe er's darauf abgesehen, die

Bände von den Wundern Gottes zu erfüllen, da rief ein feines Stimmchen plötzlich vom Gebälk herunter: „Still, Johannes, der Vater hört's.“

Und nun bekamen auch die Wintertage ihren Reiz, indem es dem Johannes eben doch eine ganz andere Sache dünkte, seine alttestamentarischen Urväter vor einem Publikum auftreten zu lassen, das der Bewunderung fähig war. Der Herr Lehrer hätte zwar gestaunt, von Adam zu hören, daß er in roter Weste und güldener Krone durchs Paradies spazierte, und schon damals unter dem vielen Getier eine Liebi herumkief, allein diese Zutate geschahen nur um Meidels willen, dessen lebhafter Sinn für das Schöne und Wunderbare nur auf diese Weise zu fesseln war. Dabei lag es lang ausgestreckt in dem Gebälk oben und verfolgte mit glänzenden Augen jede Bewegung des Erzählers. Kam aber beider Leibstück, das Opfer Isaaks, so ertönten immer schon die Worte des Engels von oben herunter, bevor noch Abraham sich auf den Weg gemacht, und es bedurfte der ganzen Geduld des Bubens, bis er die Kleine endlich so weit hatte, daß das Stimmchen zur richtigen Zeit ertönte.

Als der Bauer eines Tages sah, wie Johannes die Kleine auf dem großen Holzschlitten den Berg hinaufschleppte, sagte er kein Wort, aber des anderen Morgens stand ein leichter Kinderschlitten in Hofe.

## IV.

Als die Oftern ins Land kamen, mußte auch das Meideli in die Schule; gleich am ersten Tag schrie's bei der biblischen Geschichte mitten in die Erschaffung der Welt hinein: „Das weiß ich viel schöner.“

Johannes versprach dem Lehrer, dem Kinde die Anfangsgründe beizubringen, und der Lehrer war zufrieden, denn der kleine Unhold machte ihm mehr zu schaffen als die ganze übrige Klasse. Der Bauer aber, welcher nun auch für das eigene Kind Schulgeld bezahlen mußte, wollte von des Bubens Forderungen vollends nichts mehr wissen.

„Die Schul' muß aufhören,“ sagte er jedesmal, „ich werd mit dem Pfarrer reden.“

Dem Johannes wurde himmelangst, denn gerade jetzt wurde es ja mit jedem Tage schöner, indem der Herr Lehrer die prachtvollsten Geschichten erzählte von fremden Völkern, die miteinander Krieg geführt. Dem Buben verging die Heiterkeit über dem fortwährenden Grübeln, wie er zu Geld kommen könne um seine Schulbücher und Hefte selbst anzuschaffen.

Einstmals — der Lehrer hatte die Schule verlassen — betrachtete sich Johannes dessen Buch, das auf dem Tisch liegen geblieben war; er las nichts als den Titel „Weltgeschichte“ — aber von dem Augenblick an bemächtigte sich seiner eine geradezu leidenschaftliche Sehnsucht, dieses Buch zu besitzen. Er war schon froh, es einen Augenblick in den Händen halten zu dürfen; der Preis, welcher vorn auf dem Deckel stand, erschien ihm freilich unerschwinglich.

„Was ist denn mit Dir,“ rief ihm die Walbhütersfrau vom Gärtchen aus entgegen, „daß Du gar nimmer nach dem Bübli schaust und daher kommst wie einer, dem 's Leben verleidet?“

„Ja,“ sagte Johannes, „mir ist's auch verleidet?“

Da kam der Mann an den Zaun: „Gelt, da oben beim Lukas geht's halt nicht mit rechten Dingen zu?“

Der Bub schüttelte den Kopf: „Das ist's nicht, Geld möcht' ich haben zu einem Buch.“

„Wie viel denn?“ fragte der Mann. „Wenn Du mir sagst, ob der Lukas Wild heimschafft, sollst Du's haben.“

Es gab dem Buben einen ordentlichen Ruck — das Buch — das große, schöne Buch! — aber da schauten ihn die Walbhütersleute so gierig an, und die alte Mutter fiel ihm ein mit ihrem: „Er ist nicht schlecht“ — und was sie wohl sagen würde, wenn er den Sohn verraten, wo sie doch so viel für sein Strickzeug getan. — Als fühle er sich an den Boden gewachsen, so kräftig riß er sich los: „Ich weiß nichts — nichts —“ wiederholte er und rannte in den Wald.

Eine Dame, ein Kurgast des nahen Städtchens saß mitten in den Heidelbeeren, die sie eifrig in kleine, aus Tannenreisern verfertigte Körbchen sammelte.

„Magst Du keine Beeren?“ fragte sie.

„Nein.“

„Gelt, Ihr habt zu viel, aber bück Dich, Junge, und fülle mir die Körbchen, dann kann ich noch ein wenig weiter flechten.“

Er machte sich sofort ans Werk, hatte bald mehr als genug Beeren beisammen, und schaute nun der Dame mit großer Aufmerksamkeit beim Flechten der Körbchen zu. Als sie ging, schenkte sie ihm ein neues Silberstückchen, und er stand still und betrachtete es lang; dabei zog es ihm wie eine Ahnung durch die Seele, daß das dünne Scheibchen Silber in seiner Hand der Anfang zu seinem künftigen Reichtum sei.



Er ging sofort an das Sammeln von Tannenreisern, suchte sich eine geschützte Ecke in einer Felsenpalte bei der Weide und begann sein Werk. Es gelang nicht gleich, aber allmählich kamen doch erkennbare Körbchen zu stande, und mit der Zeit wurden sie sogar hübsch und gefällig.

Das Meibeli mußte ihm beim Beerenfammeln behilflich sein, und nun suchte er die Lieblings-spaziergänge der Sommerfrischler auf und bot seine Ware feil. Jubelnd fielen die Kinder drüber her, und er machte die angenehme Erfahrung, daß sein Unternehmen einem allgemeinen Bedürfnis entsprach.

Die Liebi schüttelte in der darauffolgenden Nacht den Kopf, denn er warf sich in der Krippe herum und schwagte die halbe Nacht im Traume.

Aber der Bauer sorgte für einen Dämpfer, der die frohen Hoffnungen des Buben nicht wenig verkümmerte. Da er zur Wintersonne ein so fauler Stricker gewesen, sollte er nun auf der Weide seine Strümpfe zu Ende stricken; sonst gab's keine für die kalten Tage. Das war bitter; zähneknirschend sah Johannes inmitten der verheißungsvollen Tannenreiser und wickelte den braunen Wollfaden um den ebenso braunen

Finger. Da fischerte es ihm über die Schulter, und im Nu war ihm das Strickzeug aus der Hand gerissen, mit dem das Meibeli alsbald wie ein Kobold um ihn herumtanzte.

„Wenn was dran passiert,“ drohte der Dube, „sollst Du sehen!“

„Ja, sollst 'mal sehen, was passiert,“ lachte sie, „wachsen tut's wie ein Baum“; und in der Tat, sie fing an die Nadeln zu handhaben, als sei ihr das Stricken angeboren, und der Dube schlug vor Bewunderung und Freude einen Purzelbaum. „Bist ja ein Geze, Meibeli!“

Und sie lachte, strickte und sah wie ein Mäuerchen in dem angenehmen Gefühl, es ihm

auch einmal in irgend etwas zuzuvorzutun. — So konnte Johannes seine Körbchen flechten. Und der Tag kam, an welchem Johannes eine Anzahl Marktstücke vor den Lehrer hinlegte mit dem Bemerkten, er wolle die Weltgeschichte kaufen. Der Lehrer fragte ihn aus, wie er zu dem Geld gekommen, und befriedigt von des Buben Erklärung, besorgte er ihm das verlangte Buch.

Johannes war schon lange der Stolz des Lehrers, der ihm zuliebe oft weit mehr erzählte, als die übrigen Schüler verstanden. Gern hätte er dem strebsamen Buben mehr aufgeholfen, allein er war Familienwater; es ging ihm knapp.

Es gab Bauern, die munkelten, daß der Herr Lehrer dann und wann ein wenig wildere, aber laut ließ sich niemand hierüber aus, denn in diesem Punkt war kein Gewissen recht sauber; lag doch das Dorf gar so günstig im Herzen des Hochwaldes, und wie bequem rannte einem zur Wintersonne das Wild in den Schuß! Auch machten sich's die paar Wildhüter mit ihrem Beruf nicht gar zu schwer. —

Johannes kehrte mit seiner Weltgeschichte nach Hause. Schon sah er das Gehöft vor sich liegen, sah die Alte aus der Haustür treten und angstvoll nach



Mutter, Mutter, verlaß mich nicht.

ihrem Sohn rufen.

In diesem Augenblick sah Johannes den Bauern in den Hof treten, die Alte schrie laut auf, und ehe der Sohn herzugeeilt war, lag sie auf der Erde. Er trug sie ins Haus, und als er das Haupt horchend an ihr Herz legte, schlug es nicht mehr.

Dies war der Moment, in welchem Johannes mit seinem Buch unterm Arm und höchste Seligkeit im Gemüt von der Schule zurückkehrte. Nun wohnte er in tiefster Betroffenheit dem wilden Ausbruch des Mannes um seine Mutter bei. Wie ein Kind jammerte und schluchzte Lukas, wie ein solches schrie er in den erdenklichsten

Lauten: „Mutter — Mutter — Mutter, verlaß mich nicht — Du Einzige, die gut zu mir war — die mich gern gehabt! — Wer sagt jetzt noch, ich sei nicht schlecht?“

„Ich,“ gelobte Johannes, während die Bäuerin das Meideli in die obere Stube nahm.

Als die Nacht anbrach, zündete der Bub ein Kerzlein an und stellte es zu Häupten der alten Frau; dann wusch er sich Gesicht und Hände, holte die Bibel herbei und las das Leiden Christi in halblautem Ton herunter. Die Frau lag auf der unteren Ofenstufe, wo sie zu Lebzeiten immer gefessen; der Sohn kniete vor ihr, das Gesicht in ihrem Schoß vergraben; die kalte Hand der Mutter auf dem Haupt. Meideli, das sich heruntergestohlen, lauschte an des Bubens Seite gefauert, auf das Leiden Christi, das sie in dieser feierlichen Stunde zum erstenmal hörte.

Da der Bauer den Kopf verloren, mußte Johannes an alles Nötige denken. Er fuhr die Tode an der Seite des Bauern zum Kirchhof hinunter, warf seine Schaufel Erde dem Sarg nach und schluchzte, als sei ihm die eigene Mutter gestorben.

Auf der Heimkehr suchte er sogar den schmerzverfunkenen Mann zu trösten:

„Ja, Bauer, mir wär's auch schlecht gungen ohne sie, mit der Stricket — Gott hab' sie selig!“

## V.

Selten, daß der Bauer mehr in die Stube kam, seit die stille Veterin auf der Ofenstufe ihn nicht mehr mit dem Lächeln des zahnlosen Mundes begrüßte.

Daß aus der Schule allwöchentlich eine Mahnung eintraf, er solle sein Kind schicken, behandelte er als eine Sache, die ihn nichts anging. Johannes war's, der sich die Mühe gab, dem Meideli zu Gewissen zu reden, aber das war schwierig, denn Wissensdrang war der Kleinen fremd, und nur, wenn er sich recht betrübt und o'kränkt stellte, konnte sie oft ein plötzliches Reuegefühl überkommen, daß sie sich schluchzend vor Johannes niederwarf und seine Verzeihung ersuchte. Darauf hielt sie es einen Morgen in der Schule aus, und dann war es wieder vorbei. So schön und angenehm wurde es ihr eben dort nicht gemacht, wie sie's von Johannes gewohnt war; er trieb jetzt Weltgeschichte mit ihr; freilich, mit dem Buche durfte er sich nicht sehen lassen. Meideli wollte alles in ihre heimischen Laute übertragen haben, und also geschah's, daß er in seinem treuherzigen

Schwarzwälderdeutsch, mit vor Begeisterung glänzenden Augen von Armin dem Cheruskfürsten erzählte, wie er im Teutoburgerwalde über die Römer herfiel und sie vernichtete. Und über die einsame Hochebene ertönten die Worte des Leonidas: „Lieber sterbe ich für mein Vaterland, als daß ich es unterjochen lasse“ — Ober der Ruf: „Varus, gib mir meine Legionen wieder!“ machte die Augen der barfüßigen Hirtentinder feucht erglänzen.

Aber außer diesen Stunden war das Meideli ein unnützes Teufelchen, das die schwache Mutter unbarmherzig tyrannisierte und auch wenig Scheu mehr vor dem Vater zeigte, seit es merkte, daß er lieber zur Stube hinausging, als es strafte. Die Frau aber wurde im Winter von einer Krankheit befallen. Dem Mann fiel es nicht ein den Doktor zu holen, und eines Tages verschied die Bäuerin und nur die Kinder weinten ihr nach.

Der Bauer nahm jetzt eine Magd ins Haus und war viel mehr daheim als früher; er saß meist auf der untern Stufe des Ofens, wo seine Mutter immer gefessen hatte, rauchte und brütete vor sich hin.

Johannes und das Meideli saßen wieder einmal auf der Weide, ganz in ihre Angelegenheiten vertieft; Johannes hatte eine neue Art von Obstkörbchen erfunden, indem er Papier über eine Holzform klebte, trocknete und dann lackierte. Bei dieser Beschäftigung schaute er von Zeit zu Zeit in die neben ihm aufgeschlagene Weltgeschichte, die er nun als halbwüchsiger Bursche ganz anders würdigte als früher.

Da stand plötzlich der Bauer vor den Kindern, um deren Tun und Treiben er sich eine geraume Zeit nicht gekümmert hatte.

„Was ist das für ein Buch,“ fuhr er Johannes an, „wie kommst Du zu diesem Buch? Gesteh's oder ich zerreiß' Dir's in Fetzen.“

„O Vater, nein,“ schrie das Meideli, „es ist ja die Weltgeschichte!“

„So, die Weltgeschichte,“ wiederholte der Bauer, „ist das auch ein Schulbuch?“

„Nein,“ versicherte das Kind, „nur der Herr Lehrer und der Johannes hat's.“

„Wer gab Dir das Geld dazu, Bursch?“

„Ich hab Beeren verkauft an die Fremden — und Körbe —“

„Und mir die Zeit damit gestohlen — o Du Bengel — Dir soll der Spaß gelegt werden — wart!“ Er riß das Buch auseinander, packte

die Blätter zusammen und steckte sie in die Tasche. „Was hast Du Dich um die Weltgeschichte zu kümmern, ein eingestiegter Bursch, der's seiner Lebtag nicht über's Viehhüten bringt!“

Was aber so in ihm kochte und schnaubte war weiter nichts als heftige, sich selbst uneingestandene Eifersucht auf den Buben, dessen Verneiner und Kenntnisse ihn beschämten, ihn, den reichen, selbstbewußten Bauern, der selber nur notdürftig lesen und schreiben konnte. Aber, er mochte den Buben noch so schlecht behandeln, ihn noch so ansprechen, um sein eigenes Gewissen zu übertönen, es hieß doch immer in seinem Innern: Der Bub ist brav, der Bub ist brav.

Johannes sah wie erstarrt dem Bauern nach, der wütend mit seinem Schatz davoneilte.

## VI.

An einem Sonntagmorgen, die Sonne war noch nicht aufgegangen, begab sich Johannes auf die Suche nach einem sichern und trockenen Versteck in den Felswänden. Es war Herbst, der Wind sauste durch die Bäume, und indem Johannes so dahinschritt, dachte er an den Bauern, und was es absehe, kämen diesem seine Papparbeiten zu Gesicht, die er in der Hoffnung, sich die Summe für das Buch nochmals zusammen zu sparen, wieder aufgenommen hatte. Vor ihm dehnte sich das Felsenmeer aus, urgewaltige Steinmassen, von Moos überwuchert; durch die Lüfte stieg manchmal ein Weih und kreischte in die tiefe Stille hinein. Da entdeckte des Buben scharfes Auge plötzlich einen Gegenstand, der aus dem Geröll ragte und dessen Umrisse die eines Menschen zu sein schienen. Und in der Tat, es war der Waldhüter, der zwischen dem Gestein lag, eine Kugel hatte ihn niedergestreckt. An allen Gliedern zitternd, sank Johannes auf einen Stein.

„Wer hat das getan,“ stöhnte er, „wer hat das getan?“

Ein geschwärztes Papier lag vor ihm, er

griff unwillkürlich danach und rollte es auf. Kaum hatte er einen Blick darauf geworfen, als ihm das Blut so gewaltsam zum Herzen drang, daß er mit dem Kopf beinahe bis auf den Boden sank. Dann steckte er das gedruckte Papierstück zu sich und rannte über das Gestein den Weg hinab. Ängstlich, als habe er den Mord selbst verübt, spähte er umher, und erst im Halbdunkel des Stalles wagte er aufzuatmen. Da sah er nun wie verstört und wußte nicht was tun. Er sah die Magd im Sonntagsstaat das Haus verlassen, um zur Kirche zu gehen, und wie immer, wenn ihn das Dahaimbleiben traf, kam das Meibeli lustig in den Stall gelaufen.

„Du, Johannes, pft! fang mich!“ Und wie ein Wirbelwind flog die zierliche Gestalt an den Hörnern der Tiere vorbei, und nun hing sie an dem Seil, das vom Heuboden herunterkam, und schwang sich an diesem bis in die Ecke zu dem Buben hin.

„Was ist denn mit Dir heut, wo wir doch allein sind?“

„Freilich,“ gab er zur Antwort, „o Meibeli, es drückt mir's Herz ab, ich hab' so gar viel Trauriges erlebt.“

Die Kleine nahm vor ihm in der Krippe neben der Viebi Platz. „Weil Dir der

Vater die Weltgeschichte zerrissen?“ fragte sie.

„Wenn's nur das wär,“ stöhnte Johannes und barg das Gesicht in des Kindes Schoß.

„Den Waldhüter hat er erschossen — droben liegt er ihm Gestein — und schau“ — er riß das Stückchen Papier aus der Tasche — „es ist aus der Weltgeschichte“ — daraus hat er sich Patronen gemacht, und das hat ihn verraten.“

Das Meibeli sah erschrocken und stumm vor sich hin, es konnte das Grausige nicht fassen.

Dem Buben wurde klar, daß er mit der Wahl seines Vertrauten unvorsichtig gewesen.

„Es ist aber eine Geschichte,“ sagte er, „die kein Mensch wissen darf, sonst holen sie ihn mit Handketten, verstanden?“



Ihr seid der Lukas!

Das Meideli nickte, und da er plötzlich bitterlich zu weinen begann, weinte es mit ihm, und die Liebi drängte sich herzu und stieß wiederholt die Kinder an, welche sich in tiefster Rat- und Hilfslosigkeit umfaßt hielten.

„Wenn ich nur wüßt, was tun!“ meinte Johannes, sich nach einer Weile aufrichtend.

„Lieber nimmer dran denken,“ riet das Meideli, „oder weißt was, erzähl' die Weltgeschichte“ — geht, tu's, Johannes,“ fügte es mit dem süßesten Kinderlächeln hinzu.

Wie in Gedanken fuhr er mit den groben Händen über das reiche Haar der Kleinen. „Ja es ist recht schad', daß wir eine so böse Sach' auf dem Gewissen haben; ich hab' so was Schönes gewußt, und mich die ganze Nacht gefreut, es Dir in der Sonntagfrüh' zu erzählen.“

Die schweren Tritte des Bauern auf den Steinstufen draußen schreckten die Kinder auseinander, so daß jedes zu einer anderen Türe hinausfloß. — — —

Der Waldbhüter wurde aufgefunden und die Untersuchung eingeleitet. Der Lukas ging aus derselben ganz frei von allem Verdacht hervor; er war in der Nacht des Mordes in Schönebach gewesen, wo ihn der Milchhändler bei sich behalten haben wollte. Des Waldbhüters Weib mußte sich mit der Drohung begnügen: „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen.“

## VII.

Da kam eines Tages der Johannes den Weg von der Schule heraufgewandt, wie ein Tobkranker. Sie hatten den Lehrer gerichtlich eingezogen, weil er betroffen worden war, wie er in der Nähe der Steinbrüche sein Gewehr aus einem Geklüft hatte holen wollen. Er war des Wilderns geständig; den Stutzen gab er an, verborgen zu haben in der Meinung, er höre Tritte; das Schlimmste aber war, daß ihn ein Bauer in der Nacht von jenem Samstag auf den Sonntag, an dem der Waldbhüter erschossen worden war, das Haus hatte verlassen sehen.

Johannes floß der Schlaf; er brachte keinen Bissen mehr hinunter, sein Gewissen sagte ihm, daß er sich für den Lehrer zu entscheiden habe, allein der Gedanke, den Bauern anzugeben, jagte ihn in Verzweiflung, denn er hatte eine Ahnung von der Gewissensqual des Tag und Nacht ruhelos auf und ab wandelnden Mannes.

Nach schwerem Kampf teilte er im Sturmwind auf der Weide dem Meideli seinen Entschluß mit.

„Ich darf den Lehrer nicht im Unglück lassen,“ sprach er, „das wär schlecht von mir; ich muß drum zum Herrn Pfarrer und es ihm sagen wegen der Weltgeschichte, und daß es der Bauer war. Ich tu's nicht gern und will langsam gehen, daß es sich bis in den Abend zieht und der Vater fort kann, falls er nicht warten mag, bis sie ihn holen. Das ist nun Deine Sach', Meideli, es geschickt zu machen, und dem Vater alles zu sagen, und daß ich das Papierle hab', vergiß nicht! und nun wart, bis ich vom unteren Weg heraufjoh! — dann geh ins Haus.“

Die Kleine saß und lauschte, sie hielt das Röckchen unter dem Kinn fest und wild flatterte ihr das kurze, krause Haar vor den Augen herum, die heute mit großem Ernst am fernen Horizont hingen. Da erscholl der Ruf des Buben drunten, und das Kind erhob sich und schritt langsam ins Haus.

Der Vater ging in der Stube seine Pfeife rauchend mit ruheloser Hast auf und ab.

„Du,“ sagte das Meideli, ihn am Hemdärmel ziehend, „der Johannes ist hinunter, er sagt's, daß Du den Waldbhüter geschossen, und der Lehrer nichts dafür kann, aber er geht langsam, daß Du noch fortkommst, bis sie kommen — ja, und das Papierle aus der Weltgeschichte, mit dem Du Patronen gemacht, hätt' er bei sich.“ — —

Als man den schwarzen Lukas abführen wollte, fand man sein Haus in Flammen, und die Mannschaften der ganzen Umgegend hatten vollauf zu tun, um einen Waldbrand zu verhüten.

Der Bauer und sein Kind blieben verschollen; der Milchhändler von Schönebach war ebenfalls entflohen. Daraufhin erhielt der Lehrer seine Freiheit und kam mit einer Geldstrafe und der Konfiszierung seines Stuzens davon. Johannes aber wurde von neuem eingesteigert, und als er am ersten Abend im fremden Haus auf seinem Strohsack lag, stöhnte er unter heftigen Schluchzen in seine Hände hinein: „Wenn ich nur wenigstens noch mit der Liebi zusammen wär!“

Er hatte es nicht schlecht; der Bauer und sein Weib waren gutmütig; große und kleine Kinder füllten das Haus, aber keins glich auch nur annähernd dem Meideli. Sie waren alle süßamer, besuchten die Schule und machten ihre Aufgaben, aber das Herz schlug ihnen nicht wärmer, als Johannes es einmal versuchte, sie mit den Helden seiner Weltgeschichte bekannt zu

machen. Er ließ es darum lieber sein, ging jeden freien Sonntag zur Brandstätte hinauf und gelobte sich hier, wäre er erst frei, den Bauern und sein Kind aufzusuchen, und müßte er wandern bis ans Ende der Welt.

Zwischen ihm und dem Lehrer hatte sich ein Freundschaftsverhältnis gebildet, das sich auch gleich blieb, nachdem Johannes die Schule verlassen. Er war durch die Vermittlung des Lehrers mit einem Frankfurter Krämer in Verbindung getreten, der die Papierkörbchen und Dosen auf die Messe führte. Dies brachte ihm mit der Zeit ein hübsches Sümmschen Geld ein, und als Johannes 17 Jahre zählte, wanderte er in die Fremde, um seine Ware selbst feilzubieten.

## VIII.

Die Tannen, welche früher das Haus des schwarzen Lukas beschatteten, hatten sich merklich gestreckt und spendeten jetzt dem neuen Hof, der aus der Asche des alten erstanden, viel tieferen Schatten und wärmeren Schutz, wenn der Sturm über die Hochebene sauste. Und auch der Bursche, welcher hier oben das Vieh gehütet, hatte seine Glieder gereckt und war zum Mann geworden. Er saß manchen Abend nach getaner Arbeit vor dem Hause, rauchte und schaute oft traumverloren zu den immergrünen Zeugen seiner Kindheit empor; das war sonst nicht seine Art gewesen. Hinter ihm lagen Jahre unablässiger Arbeit, ein Wandern ohne Ruhe, verbunden mit Forschen nach den beiden Menschen, an denen sein Herz in unentwegter Treue hing. Seine ersten unbedeutenden Arbeiten hatten sich immer mehr vervollkommenet; er hatte sich in einem Dorf im Thüringerland niedergelassen, in dem seit altere Kinderspielzeug, besonders Tier- und Puppenköpfe aus Papiermaché fabrikmäßig hergestellt wurden; er fertigte bald auch anderes sehr hübsches Kinderspielzeug aus Papiermaché, das seines geringen Preises wegen schnellen Abgang fand. Vorteilhafte Verbindungen mit Kaufleuten nötigten ihn ein paar Arbeiter zu Hilfe zu nehmen, und eines Tages machte ihm ein Fabrikant den Vorschlag, in seine Papiermachéfabrik einzutreten. Johannes sah sich plötzlich einer Zukunft gegenüber, wie er sie sich nie erträumt hatte; aber er schlug das Anerbieten aus und verkaufte seine kleine Fabrik.

Mit der Summe, die er eingenommen, wanderte er wieder nach dem Schwarzwald, in seine Heimat. Das Haus, das er sich hier baute,

zeichnete sich durch nichts von den übrigen Bauernhöfen aus, nur gab's einen Wandischrank in der mittleren Stube, über dessen Inhalt mancher gute Bauer aus der Schwarzhalten Mund und Augen aufgerissen hätte, allein die Zahl der stattlichen Bände barg eine Holztüre der einfachsten Art, wie Johannes selber sein Wissen mit dem schlichtesten Wesen umkleidete. Eine Magd und ein Waisenknabe machten den Haushalt des jungen Mannes aus, allein er hatte Stunden, in denen er sich einsamer fühlte als je zuvor im Leben. Was galt ihm das eigene Haus — die Heimatberge rings umher — wenn er nicht den Wunsch seines Herzens ausführen und den beiden Menschen das Heim zurückgeben konnte, aus dem er sie vertrieben. Trotz der unermüdblichsten Umschau war ihm nirgends eine Spur der Verschollenen geworden, und Entmutigung begann ihm an der Seele zu nagen. Er hatte dieses Gefühl bisher nicht kennen gelernt in der unermüdblichen Anstrengung des Erringens und Erstrebens, und nun, nachdem er sein Ziel erreicht, konnte er sich dessen nicht freuen.

Zuweilen ging er des Sonntags hinunter ins Wirtshaus und mischte sich unter die Bauern; aber er kehrte stets unbefriedigt und leeren Gemütes von diesen Zerstreuungen nach Hause zurück. Es gähnte eine Kluft zwischen ihm und den Leuten des Dorfes; er mußte seine Kenntnisse und geistigen Errungenschaften strengstens vor ihnen verborgen halten, sonst passierte es ihm, daß er neidischen Blicken begegnete, in denen zu lesen war, daß der eingesteigerte Bub sich's ja nicht einfallen lassen solle, gescheiter sein zu wollen als die Groß- und Kleinbauern des Ortes.

Deshalb mußte er fort und fort ans Meideli denken; er war zwar überzeugt, daß ihre geringen Schulkenntnisse sich in der Fremde draußen, an der Seite des ruhelosen Vaters nicht erweitert haben konnten, aber trotzdem — sie hatte ihn als Kind schon immer verstanden, sie vor allen andern hätte sein Streben verstehen und sein Bestes mit ihm teilen können. Denn nie war ihm wieder eine Begeisterungsfähigkeit begegnet, wie sie das Meideli besaß, und niemals wieder hatte ein freudigeres Bewußtsein seine Brust gehoben, als damals, da sie einst jubelnd in die Worte ausgebrochen war:

„O Johannes, Du bist selber wie einer aus der Weltgeschichte.“

Das war's, danach sehnte er sich — nach der Anerkennung seines bessern Ichs, seines höhern Strebens.

## IX.

Wieder einmal enttäuscht von seinen Wanderungen zurückkehrend, fand er einen alten gebückten Mann mit weißem Haupthaar und Bart am Weg zum Berg hinauf sitzen.

„Wollt ihr in die Höh'?" fragte ihn Johannes, und als der Alte nickte, faßte er ihn unter, worauf sie schweigend und langsam den Aufstieg miteinander zurücklegten. Oben gab's dem Menschen plötzlich einen Ruck, er breitete die Arme aus, ein gewaltiges Schluchzen entstieg seiner Brust, und er stürzte mit einem Aufschrei schwer zu Boden.

„Ihr seid der Lukas," stammelte Johannes, „Herrgott im Himmel, was hat Euch so heruntergebracht!"

Der Mann richtete sich auf: „'s Heimweh — Mark und Knochen hat mir's aufgezehrt — aber wer seid denn Ihr;" setzte er mißtrauisch hinzu.

„Ich bin der Johannes, Bauer, seid willkommen daheim; das Haus hier gehört Euch so gut wie mir, denn ich hab's nur Eurer Zucht zu danken, daß was aus mir geworden."

„Und Deine Leut' — werden die mich nicht verraten?"

„Sie kennen Euch nicht, und Ihr dürft's eben nicht übel nehmen, Bauer, wenn sie glauben, Ihr seid ein Anverwandts von mir."

Drinnen sank der Alte auf die Ofenbank, und Johannes beeilte sich, ihn zu bewirten: „Mag's Euch bei mir so schmecken, wie mir's bei Euch geschmeckt hat, Bauer."

„Und doch hast Du mich verraten, Bub," fnirschte dieser unter seinem Bart hervor.

Johannes begegnete ruhig dem scharfen Blick, der ihn traf.

„Ich hab' meinen Lehrer nicht unschuldig verurteilen lassen dürfen, das ist doch selbstverständlich — und nun, Bauer, es hat mir lang genug auf der Seele gebrannt — wo habt Ihr's Meibeli?"

„Gut aufgehoben," lautete die Antwort.

„Aber wollt Ihr mir nicht sagen, wo?"

„Nein," fuhr der Bauer auf.

Den ganzen Tag saß nun der Lukas auf der Ofenbank.

„Wie geht's Euch, Bauer?" fragte Johannes jeden Tag und erhielt kaum eine Antwort.

Einmal aber öffnete der ganz in sich zu-

sammengesunkene Mann die glanzlosen und tief-liegenden Augen und schaute Johannes lange an.

„Wie gehts, Bauer?" wiederholte dieser.

„Wirst Du's denn nicht müd'?" meinte Lukas, „was kann Dir dran liegen, wie's einem schlechten Menschen geht?"

Johannes legte ihm die Hand auf die Schulter. „Ihr seid nicht schlecht, Bauer."

„O, Du bist brav, ja, Du bist brav," schluchzte der Lukas plötzlich auf und sank wie gebrochen vornüber; Johannes legte ihn sanft auf die Ofenbank nieder, wo schon ein Kissen bereit lag, das aber der Kranke bisher verschmäht.

Nun arbeitete seine Brust in mächtigen Stößen, und Johannes ging von ihm weg ans Fenster, weil er merkte, daß der Bauer sich schämte, vor ihm zu weinen. Denn als es still geworden am Ofen, kehrte sich Johannes schnell um und beugte sich über den Bauern hin; der sah ganz verändert, beinahe friedlich aus, seine Gesichtszüge hatten sich verlängert und seine Augen waren geschlossen.

„Bauer, Bauer," flehte ihn Johannes an, „wo 's Meibeli ist?"

Lukas sprach wie im Traum: „Wie ich den Weg da herauf kam und hatt' den Buben an der Hand, dacht' ich auch nicht, daß ich mir einen Engel eingesteigert, der mir auf dem Totenbett das schwere Herz erleichtert, denn es ist mir erleichtert, weil ich den bösen Hochmut bekämpft, weil ich's in Gottes Namen gesteh' — ich wollt', ich wär' so brav gewesen wie Du — Amen."

„Sterbt nicht," schrie Johannes, sich über den lang ausstreckenden Mann werfend, „hört mich, Bauer, noch ein Wort, Bauer, wo ist's Meibeli?"

„Es hat mich nie geliebt," murmelte Lukas, „und ich hab's verdient."

Johannes rüttelte ihn mit aller Kraft. „Wo Ihr's gelassen habt — wo kann ich's finden?"

Der Bauer regte den Arm. „Im Himmelreich," lallte er und verschied.

## X.

Der schwarze Lukas war begraben, und Johannes gefiel es nicht mehr auf dem einsamen Hof. Er gedachte zu wandern.

Also machte er sich an einem schönen Augustmorgen lange vor der Sonne auf, eilte den Berg hinunter und schritt dann neben der Schwarza her, die lustig über das Gestein rauschte und sich dann in den stillen Schluchtsee ergoß,

der noch wie im Schlaf lag unter dem dichten, sich weithin breittenden Nebel. Johannes schritt den See entlang und besann sich, worauf er sich denn eigentlich freuen sollte, und fand nichts, so lang er sich auch bedachte. Ach, der alte Lukas hatte wohl eine gute Sterbestunde in seinem Haus gefunden, aber 's Meideli war für ihn verloren, denn im Himmelreich konnte er nicht nach ihm suchen gehen.

Er war zum Titisee hinuntergekommen immer rastlos weiterschreitend, und zur Nachmittagszeit befand er sich schon zwischen den hohen Felswänden des Höllentals; die Kühle zwischen den brausenden Wasserfällen, der großartige Ernst der beinahe düstern Natur ringsumher taten ihm wohl. Es drängte ihn, aus der engen Schlucht hinauszukommen, deren mächtiges Gestein immer schroffer zum Himmel stieg, kaum noch einigen wenigen Sträuchern ein Fleckchen Erde gönnend.

Da mit eins rückten die Felsen weit auseinander, und die Sonne lachte über ein grünes fruchtbares Tal mit zahllosen Bächlein und dunkelgrünen Wiesen, auf denen sich's allüberall regte und rührte von fleißigen Menschen, die lustig und guter Dinge ihr wohlgeratenes Heu aufluden. Viele zogen auch schon auf dem schwankenden Wagen heim, und die roten Röcke der Mädchen und die roten Westen der Bursche gaben dem ganzen Getriebe ein gar lebendiges Gepräge. Da zog dem Johannes plötzlich alle Schwermut aus der Seele.

„Mit wie gutem Recht,“ dachte er, „geben sie diesem freundlichen Stückchen Erde den Namen Himmelreich! Hier wird ein wenig gerastet — ich will sehen, ob mich das Zusammensein mit fröhlichen Menschen nicht fröhlich macht.“

Er stieg ins Tal; nachdem er sich gestärkt und ausgeruht, lockte es ihn noch einen Gang durch die abendlichen Wiesen zu tun. Es war nun still allenthalben, die Leute hatten ihr Heu daheim, nur da und dort auf den Abhängen

araste noch das Vieh, und Hirtenbuben fangen oder pfeifen in die blaue Ferne hinein.

Er war so immer weiter gegangen, als er sich plötzlich auf einer sich weithin ziehenden Anhöhe sah; wenig Schritte von ihm hochte ein Häuflein Kinder eng um ein Mädchen herum, das zwei Kleine auf dem Schoß hielt und eifrig zu erzählen schien. Johannes sah nur den schwarzen Kopf des Mädchens zwischen den blonden Kinderköpfchen sich hin und her bewegen, und da sämtliche Zuhörer mit weit offenen Mäulern dasahen, dachte er: ich möcht doch auch was von der wunder-

schönen Geschichte hören, und trat sachte näher. Aber da vernahm er merkwürdige Dinge, fast traute er seinen Ohren nicht. Das Mädchen erzählte von Johannes, der die falschen Römer geschlagen, die das Vaterland rauben wollten und zwar so geschlagen und so herrlich gekämpft habe, daß der König in hellem Schreck ausgerufen: Johannes, gib mir meine Legionen wieder.

„Woher weißt Du denn das alles?“ fragte Johannes, eilig hervortretend, und in das Gesicht der jungen Erzählerin starrend. Sie

war äußerst ärmlich gekleidet, und ihr Gesichtchen war mager und sonnenverbrannt; aber ein paar kohlschwarze Augen blitzten den Fragenden trotzig an.

„Wo werd' ich's her wissen?“ meinte sie, „aus der Weltgeschichte“ weiß ich's“. In demselben Augenblick sprang sie in die Höhe. „Jesus im Himmel, wo ist die Diebi hin?“ rief sie, eilte flüchtig wie ein Reh über den Weideplatz und verschwand hinter dem nächsten Vorsprung des Hügels.

Johannes eilte ihr nach. „Lieber Hergott,“ stammelte er, „das war das Meideli! Im Himmelreich — freilich im Himmelreich — aber nicht dort oben — Gott sei Lob und Dank! — Gott sei Lob und Dank — hier sind' ich sie!“

Als das Mädchen mit der Kuh um die Felsenecte bog, warf Johannes plötzlich seinen Hut



Ich bin ja der Johannes — weiß mir nicht zu helfen vor Freud.

in die Luft und schrie, daß es durchs ganze Tal schallte:

„Meibeli, Meibeli, Meibeli, kennst mich noch?“

Das Mädchen blieb erstaunt stehen, die Ruh festhaltend, die davonlaufen wollte; da kam der wunderliche Mensch näher und streckte ihr die Hand entgegen.

„Ich bin ja der Johannes — ich weiß mir nicht zu helfen vor Freud'.

„Ach Diebi, Diebi,“ schluchzte das Mädchen auf und umschlang den Hals der Ruh — hab' ich dir nicht immer vom Johannes erzählt, hab' ich dir nicht immer gesagt, daß er kommen und mich heimholen wird?“

Aber schon im nächsten Augenblick lachten ihre schwarzen Augen den Jugendfreund glücklich an.

„Und daß Du's nur gleich weißt, ich bin nicht mehr jähzornig — der Vater hat dem Bauern eine ganze Handvoll Geld gegeben, damit er mir's austreibt; dann wollt' er mich heimholen, hat er versprochen, aber erst wenn ich achtzehn geworden sei. Ach, wie lang sind die vielen Jahr' gewesen — und schwer hab' ich's auch gehabt, Johannes, recht schwer, denn der Bauer ist arm und gar grob, und dazu die vielen Kinder, und ich bin die einzige Magd — aber immer, wenn ich gemeint hab', jetzt halt' ich's nicht mehr aus, hab' ich an Dich gedacht und wie Du's auch schwer

gehabt beim Vater, und doch so brav warst und ausgehalten hast — wer aber hat Dir's denn gesagt, daß ich da bin?“ unterbrach sie sich plötzlich, ihm forschend ins Gesicht blickend.

„Dein Vater,“ gab er zur Antwort, „er ist in die Schwarzhalden zurückgekommen, wo ich mir ein Haus gebaut, und hat bei mir gewohnt; er ist krank geworden und hat mir auf dem Totenbett gesagt, Du seist im Himmelreich; ich glaubte aber im wirklichen und komm' daher und hör' Dich auf einmal die alten Geschichten erzählen, und es fällt mir ein, Herrgott, das ist ja 's Himmelreich, was der Bauer gemeint. — Wenn Dir's nun aber recht ist, Meibeli, so warten wir nicht lang und werden Mann und Frau, und ich führ' Dich heim.“

Sie schaute ihn ernsthaft an. „Ich hab' mir's immer ausgedacht, wie schön das wär', wenn ich Dich wiederseh', aber so großmächtig hab' ich mir das Glück doch nicht vorgestellt.“

„Ich auch nicht,“ sagte Johannes, „komm, wir wollen zu Deinen Leuten gehen.“

Und sie schritten langsam durch die stillen, friedlichen Fluren, und der Himmel spannte sein schönes Blau über sie aus und verklärte sie in seinem goldenen Abendschein, und sie wandelten nicht nur im Himmelreich, sie trugen's auch im Herzen.

## Wilddiebe.

Eine Erzählung aus dem Hochgebirge von Irma v. Troll-Borosthani.

**I**m Gasthose „Zur Post“ in einem der schönst gelegenen Dörfer Nordtirols ging es heute besonders lebhaft zu. Zwar neigte sich die Hochsaison des Touristenzuges, der mit Bergstock oder Eispickel, Seil und Steigeisen bewehrten „Spitzennehmer“ und „Fochhüpfen“, ja auch der zahmen „Talschleicher“ schon ihrem Ende zu. Denn die ersten Septembertage hatten kühles Regenwetter gebracht und selbst die Mehrzahl der „Sommerfrischler“ aus dem von mächtigen Waldbergen umschlossenen Tale nach ihren städtischen Bohnsitzen heimwärts ziehen lassen. Dagegen stand ein anderer, alljährlich im Frühherbst wiederkehrender Besuch bevor, der des Jagdherrn mit seinen Gästen, denn gleich hinter dem Dorfe spaltet sich das Tal in fünf

bis an und über die Gletschergrenze ansteigende Hochtäler oder „Gründe“, in welchen, jährlich wechselnd, große Treibjagden auf Hochwild abgehalten werden. Auf dem Durchzug nach und von den sie während dieser Zeit beherbergenden Jagdhäusern nehmen die Herren aber im Gasthause „Zur Post“ Quartier und die Vorbereitungen für eine ihren Anforderungen entsprechende Bewirtung setzen alle dienstbaren Hände in rührige Tätigkeit.

Eine weit mühevollere Aufgabe als dem Gastwirt, der doch nur für Tisch und Bett zu sorgen hat, obliegt den Jägern. Schon Wochen vorher beginnt ihre sie vom frühesten Morgen bis in die sinkende Nacht in Anspruch nehmende Arbeit. Sie haben geeignete, möglichst mühelos erreichbare Standplätze für die Schützen aus-



zuforschen. Dann haben sie die stattliche Zahl der Treiber, oft gegen hundert, anzuwerben und sie genau über die zu bildende Kette und zu verfolgende Richtung zu instruieren und sich von der Leistungsfähigkeit der nicht schon früher erprobten Teilnehmer zu überzeugen. Denn keine leichte Sache ist es, die schroffen, scheinbar unzugänglichen Felswände zwischen senkrechten Schlünden und Abgründen hinaanzuklimmen. Mit vier Meter langen, spitzenbeschlagenen, beim Herablassen von den ungangbar steilen Hängen dienenden Stöcken bewehrt, mit grellfarbigen Papier- und Stoff-

seken, Trompeten und Blechschalen in den Rucksäcken, zieht die Schar der stämmigen und doch gewandten Burschen und Männer bergwärts, um von den Höhen, in so dicht geschlossener Reihe, daß der Ruf des einen zum andern bringt, mit lautem Geschrei und ohrzerreißendem Lärm der Instrumente das verängstigte Wild hinab in die enge Talschlucht zu scheuchen, wo die Schützen, den geladenen Flintenlauf im Arm, in freudiger Spannung der

in Todesangst talwärts flüchtenden Rubel harren und die knatternden Schüsse hunderte von Gemsen zur Strecke bringen, wobei es wohl auch vorkommt, daß manche Gemse, sinnlos vor Schreck, um der Gefahr zu entinnen, in einen Abgrund springt, oder, schlecht getroffen, weiter flüchtend, in einer verborgenen Bergschlucht hilflos verendet.

Ja, das schlechte Schießen dieser Herren war für das Jagdpersonal Seiner Durchlaucht ein Gegenstand des Argers und des Spottes. Über vierzig Gemsen hatten die Jäger nach der Jagd im Vorjahr angeschossen, aber noch lebend, mit ihren wackeren Hunden aufgefunden. Und wie manche noch mochte elend umgekommen sein, deren Spuren sie nicht entdeckt hatten! Der Jäger Vinzenz war es vor allen, der sich über diese „Paker“ wütend ärgerte. Schon die Treibjagd an sich war ihm ein Greuel, das wüste Hehen der armen Tiere und das „dalkete Dreinpfeffern,

das ein jedes geschneigelte Salon-Bigerl g'rad so guat kann, wie a richtiger Jager.“ Und nur widerwillig, weil es eben seine Pflicht war als besoldeter Jäger, unterzog er sich deren Veranstaltungen. Als der alte Fürst, der frühere Jagdherr, noch lebte, da war es anders gewesen. Als Gensjäger von echtem Schrot und Korn, war er mit Vinzenz dem Wilde nachgeschlichen auf die Berge und geschossen hatte er nicht schlechter, wie Vinzenz selber. Ein Knall, und ins Blatt getroffen, lag der Boß zu seinen Füßen. Und wenn schon Treibjagden abgehalten

werden mußten, so lud er sich nur tüchtige Schützen zu Gast. Aber der junge Herr, was verstand der vom Waidwerk im edlen Sinn! Nur zu den Treibjagden traf er ein und Gäste lud er sich, die schossen, daß es eine Schande war.

Todmüde von der Tagesarbeit heimgekehrt, saß Vinzenz, seine kurze Pfeife stopfend, auf der Bank vor seinem Hause. Verdrießliche Sorge lag auf seinem hübschen, offenen Gesicht und in den Blauaugen, die

scharf und doch treuherzig unter den dichten Braunen hervorblickten.

Etwa zwanzig Schritte von seinem Hause lag das Jagdhaus des Fürsten. Das Jahr über unbewohnt und wohlverschlossen, standen jetzt die Türen und Fensterbalken weit offen. Der Koch des Fürsten und die Büchsenspanner der Herren hantierten in den Zimmern, um sie für die Aufnahme der Gäste bereit zu machen. Ein langer Zug schwerbeladener Weiber, die auf ihren strohgeflochtenen „Kragen“ die erforderlichen Mundvorräte, sowie das Gepäck der Herren, Schlafsäcke und die in Koffern und Körben verwahrten Toiletteartikel, Wäsche und den bei den Mahlzeiten unerlässlichen schwarzen Salonanzug, den fünfständigen, mühseligen Bergweg heraufzubefördern hatten, war tagsüber eingetroffen.

Spöttisch blickte Vinzenz durch die offene Tür auf die Diener hinüber, die, eifrig mit Auspacken



„Wann i Di amal deroisch . . .“

beschäftigt, all die verschiedenen, einem luxuriösen Komfortbedürfnis unentbehrlichen Gegenstände in Ordnung brachten.

Welche Unmasse von Sachen die jungen Herren für die paar Tage brauchten! Wie anders war dagegen der alte Fürst gewesen! Auf der Matratze seines eisernen Feldbettes schlafend, mit Veronikas, der Frau des Jägers, Kochkunst sich begnügend, brachte er, selbst wenn er sich für mehrere Wochen zur Gemspürsche in seinem Jagdhäuschen einquartierte, nichts mit als ein bißchen Leibwäsche, die bequem in einem kleinen Handkoffer Raum fand, und ein paar Büchsen Gemüse- und Fleisch-Konserven.

„Da feit (fehlt) sich nix weiter, als das sie epper (etwa) noch a hirschlederne Barven mit Gucklöcher für die Augen über ihre Milchg'sichter pappen, auf daß d' Sunn' (Sonne) sie nit abbrennt,“ brummte er in seinen blonden Schnurrbart, während er, die Pfeife von seinem Munde absetzend, herzlich vor sich hinspuckte.

Da flammte plötzlich eine jähe Röte auf seinen gebräunten Wangen auf.

Bei der letzten Windung des vom Tal herführenden Fußsteiges tauchte die grünberockte Gestalt eines jungen Burschen auf, in dem Vinzenz' scharfes Auge den Büchsenspanner des Grafen Willibald Lohsdorf, eines der fürstlichen Jagdgäste vom Vorjahre, erkannte.

„Kreuzsakra, jetzt reit' der Teufel den windigen Plauscher wieder daher!“ entfuhr es seinen Lippen.

Der „windige Plauscher“, das war kein anderer als der junge Graf, der während der vorjährigen Jagdzeit der bildsauberen Liesl, Vinzenz' jüngerer Schwester, die seit dem Tode der Eltern bei dem Jäger lebte, in so lächerlicher Weise hoffiert hatte, daß Vinzenz fürchtete, wenn sich die Geschichte wiederhole, so könne dem Mädels ernstlich der Kopf verdreht werden.

Ja, die Liesl — die Liesl! So gut und brav sie war, bildete sie schwere Sorge für den Bruder. Wenn es dem schöntuerischen Gräfslein auch nicht gelänge, ihren arglosen Sinn zu betören, so war der Andere da, mit dem die Sache noch viel schlimmer lag, der Andreas Scheidegger, der sie zur Frau haben wollte und dem Vinzenz sie doch nie und nimmer geben konnte, denn den Andreas, obwohl er ein reicher Bauernsohn war, beargwohnte er als einen der

erpißtesten, verwegentesten Bildschützen in seinem ganzen Jagdgebiete. Er würde es nicht lassen, niemals. So etwas kennt man schon. Wer einmal dieser Leidenschaft verfallen war, der gab sie nicht auf, bis sie ein Ende mit Schrecken nahm. Und dieser Bursch, den er sicher einmal auf einem Raubzuge ertappen und dem Gerichte würde überliefern müssen, sollte der Gatte seiner Schwester werden!

Vinzenz seufzte tief auf. Die schwere Sorge seines Lebens, die er während der anstrengenden Arbeit der letzten Tage völlig vergessen hatte, stand mit einem Ruck wieder vor seiner Seele. Da er aber deren Haupturheber, den Andreas, nicht fassen konnte, so wendete sich sein Mißmut gegen den ganz schuldblosen gräßlichen Büchsenspanner, der, mit zwei Kugeln beladen, in raschem Aufstieg herankuchend, ihm arglos einen freundlichen Gruß zurief.

„Hast dich a bißel verspätet, was?“ knurrte er ihn an. „Hast lei (vielleicht) müssen a paar vergessene Schönheitspflaster und Schminkdöserln noch aus der Apotheke holen?“

Der Andere blickte den Jäger erst verduht an, dann lachte er laut auf. Er kannte dessen spöttisch brummige Art schon von früher her und war bemüht, mit dem „Tiroler Bären“ die kurze Zeit, die er mit ihm zu tun hatte, so gut wie möglich auszukommen, denn er wußte, daß Vinzenz bei dem Fürsten hoch in der Gnade stand und ihm bei einem etwaigen Konflikt unter allen Umständen würde Recht gegeben werden. Auch hatte er gewaltigen Respekt vor den sehnigen Gliedern des athletisch gebauten Mannes.

„Schminkdöserln?“ wiederholte er lachend. „Ach, was die Herrschaften an derlei Artikeln benötigen, das ist ja alles schon heraufgeschafft.“ Dabei deutete er mit dem Daumen nach dem Jagdhause, wo die Diener noch immer emsig herumhantierten.

„Ja — ja,“ antwortete Vinzenz, eine dicke Rauchwolke vor sich blasend. „Die Menscher (Weiber) hätten 's schier (beinahe) nit dermacht so schwarz (schwer) haben s' schleppen müssen. Es ischt g'rad schad', daß die Gamseln koa Zeit haben zum Amananderschaugn, sonst kunnten s' schtauna über die schön g'malna (gemalt) Bildstöckln auf der Lauer.“

Das war dem Büchsenspanner denn doch zu viel. Schon hatte er den Mund geöffnet, um

den von ihm für Ernst gehaltenen Spott des Jägers zurückzuweisen, als in der Höhe jenseits einer senkrecht abfallenden Felswand ein Schuß krachte, in vielfältigem Echo von Fels zu Fels langsam verhallend.

Kreidebleich sprang Vinzenz auf die Füße, riß sein Fernrohr aus der Tasche und lugte nach der Richtung des Schusses. Aber nichts rührte und regte sich jetzt dort oben. Nur ein mächtiger Geier, wohl vom Schuß erschreckt, kreiste mit lang hingezogenem, pfeifendem Schrei oberhalb der Felswand.

Betroffen schaute der gräßliche Diener von der Höhe zum Jäger, indem er verwundert fragte: „Wer schießt denn da droben, heut vor der Jagd? Das ist doch fürstliches Revier?“

Vinzenz antwortete nicht gleich. Blitzartig fuhr der Gedanke ihm durch's Hirn: das konnte nur Andreas sein, der verwegene Bursch. Um Vinzenz als nachlässigen Wildheger seiner Stelle verlustig werden zu lassen, indem er hoffte, daß dieser dann seine Schwester dem reichen Bauernsohn gern zur Frau geben werde, ging er da, in Hörweite der ganzen Dienerschaft der Jagdgesellschaft, die er in diesem Jagdhaus versammelt wußte, auf Raubzug aus.

Aber sein teuflischer Plan sollte dem Halunken nicht gelingen, so wahr er Vinzenz heiße. Freilich galt es vor allem, kaltes Blut zu wahren.

„Dös is a satrische G'schicht' mit der Schieberei da droben,“ erwiderte er endlich, das Fernrohr gemächlich zusammenklappend. „Drent das Tal g'hört die Jagd der Smoan (Gemeinde). Der Fürst hat s' schon lang pachten wollen. Aber die dickschädleten Bauern geben s' nit her. Und zwingen kann man s' nit. Sie wissen aa recht guat, warum sie's behalten. Die Grenz zwischen der fürstlichen Jagd und der Smoan jagd geht da droben über die Berg'. Na, und da is 's für die Falloten bequem, mit 'n Stuzen über die Grenz herüber zu schaugn. Im ganzen Revier gibt's nit so viel Wildschützen, wie g'rad' da nach der Seiten der Smoan jagd.“

Der Büchsenspanner nickte eifrig, dieselbe Klage hatte er wiederholt den Fürsten gegen seinen Herrn aussprechen gehört. „Nun, und dieser Schuß,“ fragte er jetzt, „war der auf fürstlichem Gebiet?“

Vinzenz setzte phlegmatisch seine erloschene Pfeife in Brand. „Ja, wart' a bisl. Dir werd' ich's g'rad' auf d' Nasen binden,“ dachte er.

Laut aber sagte er: „Ach belei', koa G'schpur! Wenn's in unserm Revier g'west wär, hätt' i den Rauch aufsteigen g'sehen. G'schossen haben s' aber drenten, wo's uns nix angeht. Aber a bisl nachschaugn will i do, wer da droben jagert.“ Und so müde er war, und obgleich der Abend schon dämmerte, griff er nach Stuzen und Bergstock und eilte, die Felswand umschreitend, den Berg hinan.

Nach einer Stunde raschen Steigens langte er bei dem ihm wohlbekannten Genswechsel an, wo, wie er glaubte, der Schuß gefallen war.

Er hatte sich nicht getäuscht. Der Schütze hatte freilich längst das Weite gesucht. Aber wie zur Verhöhnung des Jägers, lag der blutige Aufbruch der Gemse, den der Wilderer gar nicht zu verstecken versucht hatte, mitten auf dem schmalen grasbewachsenen Felsvorsprung, über den der eben aufgehende Vollmond sein bleiches Licht breitete.

Einen Fluch vor sich hinknurrend, schleuderte Vinzenz den noch warmen Knäuel mit einem Fußtritt in die Tiefe. Die Treiber, die morgen früh hier herauf kommen würden, um die Gens zu Tal zu scheuchen, sollten die Spur des auf seinem Gebiet begangenen frechen Wildfrevels nicht vorfinden. Den Kerl aber, der ihn verübt, den wollte er sich auf's Korn nehmen. Wenn nur erst die Jagd mit ihren anstrengenden Pflichten vorüber wäre, dann würde er, und müßte er ihm Tag und Nacht nachschleichen, nicht ruhen und rasten, als bis er ihn auf frischer Tat ertappte. Und dann sei Gott ihm gnädig! Jetzt aber mußte er heim. Schwere Müdigkeit lag in seinen Gliedern und am frühesten Morgen mußte er wieder auf den Füßen sein.

In weitausholenden Schritten, zuweilen auch, auf den mächtigen Alpenstock gestützt, steile Gras- halden und Felsblöcke in kühnem Satz überspringend, eilte er heimwärts. Plötzlich an einer Stelle, wo eine tiefe, fast senkrecht abfallende Bergschlucht ihn zwang, einen bis hart an die Grenze der Gemeindejagd führenden Umweg zu nehmen, hörte er mit spöttisch freundlichem Gruse seinen Namen rufen. Und ausblickend wahrte er jenseits der Grenze Andreas, der auf der Erde knieend, einen Gensbock vor sich, dessen Läufe zusammenband.

„Grüß Gott, Vinzenz! So spat auf d' Nacht noch so fleißig im Dienst!“ rief dieser dem ihn vor Schreck und Zorn erstarrt Anblickenden zu.

Da faßte sich Vinzenz. „Na, und Du, so spat auf d' Nacht noch auf der Bürsch?“ rief er zurück, zornbebend. „Grad hab' i den frischen Aufbruch g'junden von Dein' Gamsbock, droben auf der Platten in mein' Revier.“

Andreas, der mittlerweile mit der Festigung der Stricke, die sich gelockert hatten, fertig geworden war, erhob sich gemächlich von den Knieen und den Bock sich auf den Rücken ladend, gab er in lustigem Tone zurück: „So, moanst? Wann's di lei nur nit täuschen tußt. I kann auf unserer Gmoanjagd pürschen, wann i mag. Sölm (dies) kann mir neamd (niemand) verwehren.“

„Dös tu i a nit,“ antwortete Vinzenz. „Dös aber jag' i Dir, wann i Di amal derwisch herenten (herüben) der Grenz', dann . . . dann . . .“ Er vollendete den Satz nicht, aber die drohend erhobene Faust ergänzte ihn ebenso deutlich, als Worte vermocht hätten. Und er wandte sich zum Gehen.

Andreas aber, schon im Begriffe weiterzuschreiten, wendete sich zurück. „Bleib' stehen, Vinzenz, i will Dir noch was sagen, eh' wir ausemangergehen. I hab' Dir's scho lang sagen wollen, aber iagt (jetzt) is gar a schöne Gelegenheit dazu. Siachst (siehst) Vinzenz, Du bist vom Fürsten als Jager ang'stellt, und da kann i Dir's nicht verübeln, daß du an Jeden, der auf Dein' Revier Wild abschießt, als an Diab und Räuber betrachtest, wann's aa a rechtschaffener Bauernbursch is. Wann Du aber Deine Gamseln gern hascht, so muß Dir's ehenter lieber sein, wann i' a guater Schütz auf Ja und Na niederschießt, als wann sie auf die grauslichen Treibjagden mit Angst und Schrecken g'martert werden, daß 's a wahre Schand is, und zum Schluß no schlecht ang'schossen elendiglich umkema . . . Und no was jag' i Dir, Vinzenz. Anstatt daß Du da auf die Berg' umandertrailst (herumkletterst) und Wilberer suachst, is g'scheiter, Du bleibst dahoam und schaugst sei auf, daß nit an anderes Wild, das Du gern hascht, von an gräßlichen Wilberer in aner Schlingen g'fangen wird. Um dös Wild könnt' lei do no a bißl mehr Schad sein als um a Gams, Und iagt p'süt Di Gott, Vinzenz. I lass' die Liesl schön grüßen, wann i Dir wert bin, daß d' ihr von mir an Gruaß ausrichtst.“

Mit diesen Worten warf er seinen Stutzen über die Schulter und war nach wenigen Sekunden Vinzenz Blicken entschwunden.

Starren Auges blickte dieser vor sich hin. Zu dem Groll, den er gegen den Burschen empfand, der das Wildern nicht lassen konnte, obgleich er es doch gar nicht nötig hatte, gesellte sich der Grimm über die Andeutungen, die er über seine Schwester gemacht. So war also die verdammte „Speanzlerei“ (Kurmacherei) des gräßlichen Gekken mit dem Dirndl schon im Dorfe bekannt und jeder Laffe konnte sich über ihn lustig machen, daß er sich das gefallen ließ. Ja, der Geschichte mußte ein Ende gemacht werden. Ging es nicht anders, so würde er sich direkt an den Fürsten wenden und ihn bitten, den Grafen nicht mehr zur Jagd einzuladen. Der Fürst mußte doch einsehen, daß sein Begehren berechtigt sei. Seine Schwester war doch kein Freiwild, dem man ungestraft nachstellen durfte.

Als Vinzenz zu Hause anlangte, erfuhr er, daß die Jagdgesellschaft mittlerweile eingetroffen war und sich wegen des frühen Aufbruches am nächsten Morgen schon zur Ruhe begeben habe. Im Begriffe, auch seine Lagerstätte aufzusuchen, hörte er durch das offene Fenster seiner Stube Liesls silberhelles Lachen an sein Ohr schlagen, und als er, um ihr die Mahnung zuzurufen, daß es Schlafens Zeit sei, seinen Kopf durchs Fenster beugte, sah er sie auf der Bank vor dem fürstlichen Jagdhaufe sitzen und neben ihr eine männliche Gestalt, die, gegen sie geneigt, eifrig auf sie einsprach.

Da trat der Mond hinter einer am tiefblauen Firmament dahinjagenden Wolke hervor, sein schimmerndes Silberlicht in vollem Glanz über das traulich flüsternde Paar ausgießend. Es war ein anmutiges Bild: das bildhübsche blonde Mädel neben dem festen Junker in elegantem Jagdanzuge. Vinzenz hatte aber kein Auge für den malerischen Reiz der Gruppe. Er sah nicht, wie prachtvoll der bräunliche, fein geschwungene Nacken des Mädchens sich über dem oberhalb des schwarzen Nieders sich bauschenden, weißen Hemd wiegte, wie ihre dunkelblauen Augen unter den schwarzen Brauen funkelten und die kleinen, blanken Zähne zwischen den roten, lachenden Lippen hervorblitzten. Er hatte auch kein Verständnis für die künstlerischen feinen Linien der leicht vorgebeugten, schlanken Gestalt und der scharf profilierten, von lockigem, dunklem Haar umrahmten Gesichtszüge des jungen Mannes an Liesls Seite.

Im jähen Durchbruch des Mondlichts hatte Vinzenz den Grafen Willibald Lohsdorf

erkannt. Ein Kernstuch drängte sich auf seine zornbebenden Lippen, seine Faust ballte sich und ein Glück war es für das schädernde Paar, daß es sich nicht im Bereiche der Länge seiner Arme befand. So aber fauste seine Faust nur dröhnend auf das Fensterbrett nieder und mit einer Donnerstimme, um welche die Treiber ihn zur Scheuchung der Genssen hätten beneiden können, schrie er Liesl zu, sie solle sofort ins Haus kommen, es sei längst Zeit, zu Bett zu gehen. Dann wartete er noch, bis er die Schwester, die bei seinem Hornruf erschreckt aufgesprungen war, ins Haus treten hörte, und mit dem festen Entschlusse, am nächsten Tage bei erster Gelegenheit mit dem Fürsten Rücksprache zu nehmen, daß er der Sache ein Ende setze, warf er sich auf das Bett und fiel, todmüde wie er war, in tiefen Schlaf.

Als ihn am andern Morgen der rasselnde, schnarrende Lärm der Weckeruhr, die er vorsichtshalber neben sein Bett gestellt hatte, wachrief, rieb er sich verwundert die Augen. Schon Bier und noch so dunkel! Sollte er die Uhr falsch gestellt haben und es noch nicht so spät an der Zeit sein? Er erhob sich und tappte sich ans Fenster. Und da sah er, daß das ganze Thal mit wogendem, grauem Nebel angefüllt war, der, in immer dichterem Schwaden von der Tiefe sich heranwälzend, die ganze Umgebung verhüllte.

„Dös wird koan guate Jagd geben,“ brummte er, mißmutig den Kopf schüttelnd, vor sich hin. Da es aber immerhin möglich war, daß sich bei höher steigender Sonne der Nebel lichtete, so durften die Vorbereitungen nicht unterbleiben. Rasch warf er sich in seine Kleider und schritt an die Ordnung des Auszuges der Treiber, die, um rechtzeitig zur Stelle zu sein, teils im Jägerhause und, soweit die Betten nicht reichten, in mächtigen Heustabeln übernachtet hatten. Nachdem die Schar, jetzt noch in geräuschloser Stille, um das Wild nicht vorzeitig zu erschrecken und außerhalb des von der

Hausfreund.

Treiberkette einzuschließenden Gebietes zu versprengen, abgezogen war, kehrte Vinzenz zum Jagdhouse zurück, um die Herren, die mittlerweile einen kräftigen Morgenimbiß zu sich genommen hatten, zu ihren verschiedenen Standplätzen zu geleiten.

Zum Aufbruch gerüstet, versammelte sich die Gesellschaft vor dem Hause. Nur Einer fehlte — Graf Willibald. Und auf seine Frage erfuhr Vinzenz, daß der Graf, weil er sich nicht ganz wohl fühle, an der heutigen Jagd nicht teilnehmen werde.

Vinzenz schoß das Blut ins Gesicht bei dieser Mitteilung. Wenig fehlte, so hätte er dem Fürsten erklärt, daß er und seine Gäste sich ihre Schußstände selber suchen sollten. Er, Vinzenz, werde keinen Schritt von der Stelle weichen, bis den sauberen Grafen, der nur eine verlogene Ausrede gesucht habe, um hier bleiben und um die Liesl herumsherwenzeln zu können, der Teufel geholt habe. Doch rasch besann er sich. Ein spöttisches Lächeln flog über seine Lippen und eine Entschuldigung undeutlich vor sich himmelmelnd, lief er in den Stall, wo er seine Schwester mit dem Melken der Ziege beschäftigt wußte.

Fast hätte er das Mädl mitsamt dem Schemel, auf dem sie hockte, umgerannt, so ungestüm war er in den engen, halbdunkeln Raum hineingestürzt. Und Liesl, noch eingedenk des wütenden Anschreiens vom vorigen Abend, rief ihm ärgerlich zu, er solle besser Obacht geben. „Mit sein' wüschten G'renn kunnt er die Gais so berschrecken, daß sie koan Tropfen Milch nit gebet.“

Vinzenz aber beachtete ihren Vorwurf gar nicht.

„Sei nur glei schtaat (still) i han koa Zoat für das G'rebet,“ rief er ungeduldig. I muak fort zur Jagd, dös waßt eh. Was i Dir aber sagen will. Heut no in alier Früah geht abt ins Dorf zum Neuhauserwirt und sagst eahm,



... laumelnd stürzte der Getroffene mit wildem Schrei in die Tiefe.

er soll mir heut no a Faßl von sein' Roten aufschicken. I brauch'n notwendi! So, und iagt pfüt Di Gott, daß d' glei abigehst, sunst war's g'feit." (gefehlt)

Jorn und Unruhe waren von seinem Angesicht gewichen, als er zu den Herren zurückkehrte. Sehr zufrieden war er über seinen Einfall. Wenn der junge Graf aufstehen und zum Jägerhause herüber schleichen würde, um die Liesl zu suchen, war diese längst nicht mehr daheim. Vier Stunden brauchte sie hinab ins Dorf, fünf Stunden herauf. Diezu beim Neuhauferwirt, seinem Freunde, ein paar Stunden Mittagsrast, — so konnte sie nicht früher zurückkommen, als die Jagd zu Ende und er wieder daheim wäre. Und da er jedenfalls heute noch mit seinem Fürsten über die dumme Geschichte sprechen wollte, so würde den weiteren Nachstellungen des Grafen ein für allemal ein Niegel vorgeschoben werden.

Während Vinzenz wohlgenut den Jagdherren voran den schmalen Fußsteig hinan zu Berge schritt, stand Andreas nachdenklich vor der Türe seines in dem jenseits des süblichen Höhenzuges sich bergwärts hinziehenden Tale gelegenen Hauses.

Die braunen, muskulösen Hände in den Hosentaschen, mit den bärtigen Lippen mißmutig am Mundstück seiner Pfeife kauend, ließ er seinen Blick mit dem Ausdruck zweifelnder Verdrossenheit über das wallende, dampfende Nebelmeer hinwandern, das, die Schluchten ausfüllend, die Höhen umklammernd, Himmel und Erde in einer weißlich grauen, dem forschenden Auge undurchdringlichen Masse verschmelzen ließ.

Der verdamnte Nebel! Der drohte Andreas einen gewaltigen Strich durch seine Rechnung zu machen. Er hatte sich entschlossen, heute noch, da Vinzenz den ganzen Tag vom Hause ferngehalten war, Liesl aufzusuchen, mit ihr ein ernstes Wort zu sprechen, sie zu fragen, ob sie die Seine werden wolle. Nein oder Ja. Sein Herz sagte ihm, daß das Mädcl ihm gut sei. Wenn sie beim Kirchgang ober auf dem Tanzboden unten im Dorf zusammentrafen, ließ sie sich die offenkundige Auszeichnung, die er ihr vor allen andern Mädcln zuwendete, gern gefallen. Warme Blicke und Händedrücke hatten sie schon mit einander getauscht. Zu mehr war es aber nicht gekommen. Denn als er einmal, da er mit Vinzenz im Wirtshaus allein an einem

Tische saß, mit der Sprache herausrücken wollte, da hatte dieser, noch ehe er zu einer Erklärung gekommen war, ihm mit der so beiläufig hingeworfenen Bemerkung über die „verflixten“ Raubschützen, die aus der Gemeindejagd in sein Revier hinüberpürschten, das Wort abgeschnitten.

„Ja — ja, die Gamseln, die Gamseln!“ seufzte Andreas auf. Daß sie in der Gemeindejagd, wo sie nicht gehörig gepflegt und geschont wurden, schon so „rar“ waren, und daß gerade ein fürstlicher Jäger Liesls Bruder und seit dem Tode ihrer Eltern gar auch ihr Vormund sein mußte!

Jornig biß er mit seinen starken, weißen Zähnen in die Pfeifenspiße, daß es knirschte. Aber sein Entschluß stand fest. Wenn die Liesl Ja sagte, mußte sie die Seine werden, koste es, was es wolle. Eine Zeit lang würde er die Gamseln des Fürsten in Ruhe lassen. Und war Liesl erst seine Frau, dann würde der Vinzenz für Geld und gute Worte schon ein Auge zudrücken. Vor allem aber wollte er Gewißheit haben. Erfahren wollte er, wie er mit der Liesl stehe. Und wenn sie ihn gern habe, dann mußte der verdamnten Schöntuerei des Grafen ein Ende gemacht werden. Er riß die Hände aus den Taschen. Zur Faust geballt, schüttelte er sie drohend nach der Richtung, wo jenseits der firngekrönten Bergeskuppen das fürstliche Jagdhaus lag. Sehen konnte er die Richtung freilich nicht. Denn der Nebel breitete sich dicht um ihn her, hinab, hinauf, feucht und weich, und doch undurchdringlich wie eine Mauer.

Ja, dieser Nebel, der könnte ihm einen schönen Streich spielen! Bei diesem Wetter, wo der beste Schütze seines Schusses nicht sicher war und das Wild rudelweise durch die Kette der Treiber flüchten konnte, wurde die Jagd vielleicht gar nicht abgehalten und Graf Willibald hatte vollauf Zeit und Gelegenheit, dem Dirndl nachzustellen. Wenn Andreas sich auf den Weg machte, sie in ihrem Hause aufzusuchen, konnte er anstatt der Liesl dem Vinzenz begegnen, und ein Zusammentreffen mit diesem, bevor er mit der Liesl ins Reine gekommen war, konnte alles verderben.

Unschlüssig, die dichten, schwarzen Braunen zusammengezogen, starrte er vor sich hin.

Plötzlich gab es ihm einen Ruß.

„Zum Toifel eini, i, der Andreas, werd' mi do nit eppa fürchten!“ fuhr es ihm durch den Kopf. „Glei, auf der Stell' geh' i umi zum Jagerhaus. Wenn s' furt sein auf der Jagd, so is 's eh guat. San s' aber dahoam, so wird mi aa nit der Toifel g'rad in Binzenz seine Arm' einreiten.“

Entschlossen griff er nach Gut und Bergstock und machte sich auf den Weg.

Es war eine weite Wanderung, die er zurückzulegen hatte. Den vergletscherten Sattel des die beiden Hochtäler trennenden Gebirgsstockes wagte er bei dem dichten Nebel, in dem er allzuleicht die zu verfolgende Richtung hätte verlieren können, nicht zu überschreiten. Und da er auch das Gebiet, in welchem heute die Jagd abgehalten werden sollte, meiden mußte, so blieb ihm nichts übrig, als das heimliche Tal bis zum Vereinigungspunkte mit dem Nachbartal abwärts und dann jenes hinanzuschreiten. Aber frohgemut eilte er dahin, denn der Nebel begann jetzt sich allmählich zu lichten. Wie unter dem Griff einer unsichtbaren Geisterhand sich teilend, zerriß er in wallende, schwebende, sich sanft auflösende, weiße Schleier, durch welche plötzlich, die eisshimmernden Bergesgipfel mit funkelndem Glanze umspielend, die Sonne in siegreich durchbrechenden Strahlen leuchtete. Nun war er dessen sicher, daß Alle zur Jagd auszogen und er das liebe Mädcl allein treffen würde. Eine arge Enttäuschung war es ihm daher, als er, froher Erwartung voll, nach eilig zurückgelegtem Marsche im Jägerhause eintreffend, von Veronika, Liesls Abwesenheit erfuhr. Doch besann er sich, rasch getröstet, daß er ihr ja entgegen gehen könne. Da es nur einen einzigen Weg zum Dorfe gab, konnte er sie ja nicht verfehlen, und nachdem er sich an einer von Veronika ihm dargebotenen Schüssel Geismilch und einem mächtigen Stück Brot gelabt, schritt er zum zweitenmal talwärts.

Die Aufheiterung des Wetters war nur von kurzer Dauer. Neuerdings wallten dichte Nebelwogen von der Tiefe den Bergen zu, mit ihren feuchten Schwingen der Sonne warmes Licht erstickend. Jetzt aber kümmerte sich Andreas blutwenig um die bösen Wetterlaunen. Wußte er doch, daß sie ihm nichts mehr anhaben konnten. Mit weiten Schritten ausgreifend, eilte er fürbass. Denn je weiter er gelangte, umso länger wurde ja die Strecke, die er dann an Liesls Seite zurückgehen konnte.

Jetzt bog der Pfad in die Klamm ein, wo der Gletscherbach, zwischen haushohen Felsenstrümmern sich hindurchzwängend, donnernd und schäumend zu Tal stürzte, hier einen tosenden Ratarakt, dort einen Kessel bildend, in dem das Wasser in weißem, zischendem Gischt sich in brausendem Wirbel drehte. Jenseits des etwa zwanzig Meter unterhalb des Weges dahinstürzenden Wildbaches haute sich eine nackte Felsmauer senkrecht in die Höhe, diesseits breitete sich eine Schutthalde über die Bergelehne, das Denkmal eines furchtbaren Bergsturzes, der die einst waldbestandenen Gehänge in eine mit riesigen, in den bizarrsten Formen, wie von Cyclophenhand übereinandergetürmten Felsblöcken bedeckte Steinwüste verwandelte.

Etwa tausend Schritte war Andreas durch die wilde Schlucht dahingefchritten, als er bei dem der frommen Erinnerung seines hier verunglückten Veters errichteten „Marterl“ anlangte, der, von einer Lawine erfaßt, den felsigen Steilhang hinunter in die tobbringende Tiefe geschleudert worden war. Eine Holzbank stand daneben. Aber Andreas dachte nicht daran, Rast zu halten. Zu mächtig drängte es ihn vorwärts. Nur einen Blick warf er hinab in den schaurigen Schlund, wo die weißen Wasser des Gletscherstromes, an den ihn stauenden Felsblöcken in schäumenden Sturzwellen sich emporbäumend und in tosendem Fall sie überspülend, ihr donnerndes Grablied sangen. Und deutlich fühlte er das Grausen, das ihn durchschüttelt, als er, an einem starken, an Pflocken befestigten Seile hängend, in die fürchterliche Schlucht hinabgelassen wurde, um die im hochaufsprühenden Gischt des brodelnden, gurgelnden Strudels unablässig herumgewirbelte, verstümmelte Leiche des Unglücklichen heraufzuholen.

Ein paar Minuten mochte er, schauernd in die Tiefe blickend, so gestanden sein, als er, sich zurückwendend, etwa eine Steinwurfslänge vor sich, bei einer Biegung des Weges hinter einem vorspringenden Felsblock Liesl erblickte. Schon wollte er, einen Jauchzer auf den Lippen, ihr entgegenzueilen, da sah er, daß sie nicht allein des Weges kam. Dicht hinter ihr, denn hier war der Steig zu schmal für Zwei, folgte ihr Graf Willibald.

Gleich Andreas hatte auch der Graf, als er nach Auszug der Jagdgesellschaft sich beeilte, dem schönen Mädcl seinen Morgengruß zu entbieten, und hiebei ihre Abwesenheit erfuhr, sich

spornstreichs auf den Weg gemacht, um ihr zu begegnen. Nur hatte er einen bedeutenden Vorsprung vor Andreas und hatte daher die Erwartete viel früher erreicht.

Einen Augenblick stand Andreas regungslos, wie gelähmt von Schreck und Zorn. In der nächsten Sekunde aber, bevor die beiden seiner noch gewahr werden konnten, schwang er sich mit einem Satz vom Wege fort auf die Geröllhalde, wo er sich hinter einem ihn vor ihren Blicken völlig deckenden Felsbrocken barg.

Gemächlichen Schrittes kam das ahnungslos plaudernde Paar herangewandelt. Jetzt gelangte es an die Holzbank neben dem Marterl. Da machten die beiden Halt und setzten sich.

Vorsichtig hinter dem Steinblock hervorlugend, sah Andreas jede ihrer Bewegungen, wenn er auch bei dem Getöse des Wassers nicht verstehen konnte, was sie sprachen.

Was lag ihm auch daran, ihre Worte zu hören! Was er sah, war ihm genug. Immer näher, immer zärtlicher an Liesl heranrückend, ihre vollen, kräftigen Glieder mit brünstigem Blick umklammernd, redete der Graf in heißem, dringendem Flüstern auf sie ein. Und jetzt breitete er seine Arme aus und wollte sie an sich ziehen. Wohl entwand sich ihm das Mädel, sprang empor und flüchtete lachend vorwärts. Aber auch der Graf erhob sich, dem scheuen Wild mit raschem Schritte folgend.

Da, plötzlich, fauste ein mächtiger Stein in scharfem Bogen durch die Luft auf des Grafen Haupt hernieder und wankend, taumelnd, stürzte der Getroffene mit einem wilden Schrei in den gährenden, tosenden Schlund.

Starr vor tödlichem Entsetzen, sah Liesl, bei dem Aufschrei des Unglücklichen sich zurückwendend, wie dieser, mit weitausgestreckten Armen ins Leere greifend, kopfüber in die Tiefe sank. Aber den Steinwurf hatte sie nicht sehen können und auch Andreas sah sie nicht, der, mit rascher Bewegung sich wieder hinter dem Felsblock bergend, mit haß- und wutverzerrtem Antlitz hervorlugte.

Die Sinne drohten ihr zu schwinden vor Todeschreck. Doch raffte sie sich auf und mit zitternden Knien an die Böschung eilend, blickte sie hinab in die felsstarrende, gischtdurchschäumte Schlucht.

Furchtbares sah sie.

Mit den Füßen im Geäste eines entwurzelten Zirbenbaumes verhängt, das Haupt zerföhrt, schwankte die Gestalt des Grafen, vom gurgelnden Wirbel erfaßt, auf und nieder.

Da sank sie auf die Kniee, die Hände ringend, flehte sie zu Gott um ein Wunder der Errettung. Plötzlich aber sich besinnend, ob nicht auch Menschenhände noch Rettung schaffen könnten, jagte sie in weiten Sätzen, daß ihr die kurzen Röcke um die Beine schlügen, talwärts.

Und wie vor wenigen Sekunden das Mädel in die brausende Schlucht hinabgeblickt, Entsetzen und Verzweiflung im Herzen, so stand jetzt Andreas auf derselben Stelle, mit glasigem Auge in die Tiefe blickend, wo die kochenden, zischenden Wellenberge den Körper des Ermordeten in sprühendem Wirbel umkreisten. Und wie er so schaute und schaute, wie festgebannt von dem graufigen Bild, da schwand aller Haß und Zorn von seinem Angesicht und schauerndes Entsetzen malte sich in seinem Blick. Fahle Blässe überzog seine Wangen. Schweiß trat ihm auf die Stirn und ihm war's, als ob die schäumende Flut ihn hinunterzöge in die auf- und niederschwankeenden Arme des Toten.

Endlich, mit einem jähen Ruck riß er sich los von dem Anblick. Mit scharfem Auge in die Runde spähend, ob niemand ihn gesehen, eilte er in mächtigen Sprüngen die Geröllhalde empor, immer weiter, bis er sicher war, von keinem mehr entdeckt werden zu können. Dann blieb er stehen. Tiefaufatmend überlegte er, was tun.

Aber es gab keine Wahl und kein Zögern. Nach Hause mußte er, ohne auf diesem Gebiete gesehen zu werden. Und um eine Begegnung zu vermeiden, gab es nur einen Weg: über die Gletscherscharte. Dort war er sicher, bei diesem Nebelwetter keinem menschlichen Wesen zu begegnen.

Einen Augenblick wollte ihn Bangen beschleichen. Würde er bei diesem stetig sich verdichtenden Nebel sich zurechtfinden? Eine Tollkühnheit war es, sich bei Witterungsverhältnissen in die Firnregion zu begeben.

Aber es mußte sein und keine Zeit durfte er verlieren, damit er noch vor Einbruch der Abenddämmerung gebahnte Wege erreichte.

Das Schuttfeld durchquerend, gelangte er bald auf den rotmarkierten Touristensteig, der zuerst durch Lärchenwald, dann über Wiesenhänge,



endlich über den Rand der Seitenmoräne der steil abfallenden, wilbzerklüfteten Gletscherzunge zu dem gewaltigen Firnfeld emporführte, das sich zwischen schroff ansteigenden eisumpanzerten Spizen in breiter Mulde einlagerte. Hatte hier selbstverständlich der gebahnte Pfad ein Ende, so war Andreas nicht wenig erfreut, auf der leichten Neuschneebedeckte Fußspuren zu entdecken, die ihm ein erwünschter Ariadnetfaden werden sollten durch das von bleigrauen Nebelwogen umhüllte Wirrsal gährender Gletscherpalten.

Nabe den zackigen Türmen und Zinnen majestätischer Felsgebilde zur Linken, deren Schroffen und Zinken in nadel-, säulen- oder pyramidengleichen Formen hin und wieder gespensterhaft aus den wallenden Nebelschwaden hervortauchten, schritt Andreas, mit scharfem Auge den ihn leitenden Spuren folgend, vorwärts. Der Hang wurde steiler, breite Schründe und Eisklüfte, in deren Tiefe das Wasser der im Sommer abschmelzenden Firnmasse gurgelte, mußte er, die Spitze seines Bergstockes jenseits der Klüfte einstößend, in weitem Saße überspringen oder auf schmaler, oft kaum fußbreiter Schneebrücke übersetzen. Aber der kühne, bergvertraute Gemsjäger bezwang mühelos die Hindernisse.

Endlich, nach dreistündigem raschem Steigen, hatte er die Jochhöhe erreicht, von wo aus der auf dem Sattel eingeeugte Eisstrom in steilem, von zahllosen Spalten zerklüftetem Hange zu Tale zog.

Schweratmend küstete Andreas seinen Hut, um seine schweißbedeckte Stirn zu trocknen und sich ein paar Minuten Rast zu gönnen. Jetzt stand er vor der Überwindung der gefährvollsten Schwierigkeit, dem Abstieg über die jäh abfallende Firnhalde, ohne Steigeisen, um sich in dem glatten Boden festzurammen, und ohne Eispickel, um Stufen einzuhacken. Denn Pickel und Steigeisen hatte er ja, die ihm

bevorstehende Gletscherwanderung nicht ahnend, zu Hause gelassen.

Aber vorwärts mußte er, vorwärts um jeden Preis. Denn wenn ihn hier die Nacht ereilte oder die sich verdichtenden Nebel ihm die noch sichtbaren Fußklapfen verhüllten, so war er unrettbar verloren.

Entschlossen betrat er den Steilhang. Den Oberkörper zurücklehrend, den Absatz des zackenbewehrten Nagelschuhes in den harten Firn einstößend, stieg er vorsichtig ab, wie auf den Sprossen einer Leiter. Unter der dünnen Schneelage war hartes Eis.

Schritt für Schritt spürte es der Fuß und die Sicherung suchende Stockspitze drang nur wenig ein.

Aber ohne Unfall gelangte er die fast senkrecht abfallende Firnhalde hinunter und die geringer werdende Neigung des Gletscherfeldes erlaubte ihm wieder, hurtiger auszusprechen. Freilich mehrten sich jetzt die Schründe und Spalten. Aber die noch deutlich wahrnehmbaren Fußspuren leiteten ihn zu den Punkten, wo sie um-

gangen oder übersprungen oder auf Schneebrücken überschritten werden konnten.

Immer rascher eilte er abwärts, denn die Zeit drängte. Ein hastiger Blick auf seine Uhr sagte ihm, daß die Dunkelheit gar bald das kümmerliche Licht des Nebeltages verdrängen werde, und noch befand er sich inmitten des wilbzerschrundeten Gletscherfeldes.

Plötzlich blieb er erschreckt stehen. Dicht vor seinen Füßen gähnte eine riesige, offene Eisklüfte, die Schneebrücke, zu der die Fußspuren leiteten, war zur Hälfte abgebrochen, und als er den Rest auf seine Tragfähigkeit probte, bröckelte auch dieser unter dem tastenden Bergstock, wie lose Spreu, in den klaffenden Spalt.

Sorgenvoll blickte Andreas die Klüfte entlang. Da er sie nicht übersehen konnte, mußte er sie umgehen und an ihrem jenseitigen Rande die von der eingesunkenen Brücke weiterführenden Spuren suchen. Er schritt auf und ab, umsonst.



... und aus allen wankte die Gestalt des Toten ihm entgegen.

Rechts mündete die Kluft in eine fast senkrechte, von zahllosen Lawinen spiegelglatt gefegte Eisrinne. Links führte sie zu einer zweiten, sie in scharfem Winkel schneidenden Spalte. Dennoch war es diese Seite, wo Andreas einen Durchweg suchen mußte, denn das blanke Glatteis der Rinne wehrte jedem menschlichen Fuß.

So machte er, den Rand der zweiten Spalte abschreitend, sich neuerdings auf die Suche nach einer Stelle, wo er sie übersehen oder umgehen könnte, vergebens. Keine Brücke führte über den dräuenden Schlund und seine Breite spottete jeden Versuches, ihn zu überspringen.

Wie ein gehegtes Wild jagte Andreas, so rasch als seine zitternden Kniee und der glatte Firnboden es gestatteten, kreuz und quer, auf und nieder, nirgends einen Ausweg findend. Und plötzlich erkannte er, daß er in das berüchtigte Spalten-Labyrinth geraten war, das bis an den mehrere hundert Meter tief auf zackigen Felsgrund abstürzenden Gletscherbruch hinreichte.

Mit stierem, verglastem Auge starrte der Verirrte über das unentwirrbare Chaos klaffender Risse und Rinnen. Seine Brust arbeitete in feuchenden Atemzügen; Angstsweiß bedeckte seine Stirn und sein Angesicht verzerrte sich im Ausdruck tödlichen Schreckens.

Ein leichter Wind hatte sich erhoben, blies in die graue Dunstmasse, die, einer Mauer gleich, auf dem weiten, weißen Schneefelde lastete. Und plötzlich geriet diese Mauer in Bewegung, löste sich in leichte, zitternde Wellen. Die abenteuerlichsten Formen annehmend, schwankten sie hin und her, um dann, jäh in fransige Fetzen zerreißen, himmelan zu steigen. Jetzt spalteten sich, wie von Zauberhand zerteilt, die weißen Wogen und vom goldigen Strahlenglanz der sinkenden Sonne übergossen, tauchten die firngekrönten Bergeshäupter in leuchtender, funkelnder Glut aus den stockigen Schleiern empor.

Doch plötzlich schlug die Brise um. Neue Nebelmassen, einer wilden Herde gigantischer, von flatternden, zottigen Mähnen umwallter Rösse gleich, jagten heran. Auf dem Boden kriechend, aus den Schluchten steigend, durch die Lüfte segelnd, schwebten sie heran, wie ein Heer tita-

nischer Gewalten. In wenigen Minuten waren Himmel, Sonne und Berge hinter schwarzgrauen, undurchbringlichen Nebelschichten spurlos verschwunden.

Und in bleiernem Dunkel sank die Nacht hernieder.

Von Todesbängen gepackt, raffte Andreas sich nochmals auf, nach einem rettenden Ausweg zu suchen. Doch keiner bot sich seinem angstvoll schweifenden Blick.

Hier über diese Kluft mußte er hinüber, wenn es ihm gelingen sollte, aus dem Gewirr hinaus zu den Pfadspuren zurückzugelangen, die ihn talwärts lenken konnten.

Vornüber gebeugt, starrte er, seine Breite und Tiefe mit prüfendem Auge messend, in den senkrechten Schlund.

Plötzlich stieß er einen dumpfen Schrei aus. In dem weißen Nebel, der sich aus der Spalte emporkräufelte, hatte er das im Strudel des Wildbaches hin und her schwankende, verstümmelte Haupt des Gemordeten erblickt. Hoch und höher stieg es, mit drohendem Grinsen ihm zurückend.

Andreas fühlte seine Sinne schwinden. Wie ein Rasender stieß er seinen Stock in das Schreckbild. Doch, als der Nebel leise zerfloß, da nahten andere Schwaden. Milchig weiß und grau und schwärzlich rüdten sie heran, gespenstergleich. Und aus allen wankte die Gestalt des Toten ihm entgegen, unentrinnbar ihn umringend.

Andreas wurde es schwarz vor den Augen. Sein Herzschlag stockte.

„Fort — fort!“ brach es in gröhlichem Schrei von seinen bleichen Lippen.

Noch einen Augenblick maß er prüfend die Breite der vor ihm sich dehrenden Kluft, und mit verzweifelter Kraft seinen Bergstock in den jenseitigen Rand einstoßend, schwang er sich in mächtigem Satz hinüber.

Aber zu breit war der Spalt. Nur mit den Fußspitzen erreichte er den Rand, dessen lockerer, pulveriger Schnee unter dem schweren Aufprall abbröckelte.

Und lautlos sank Andreas in den Schlund, in dessen unsichtbarer Tiefe die sickernden Eiswasser mit leisem Raunen und Flüstern den dunklen Schacht durchspülten.

## Friedrich Schiller.

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige  
Siehst du an des Jahrhunderts Reize  
In edler stolzer Männlichkeit,  
Mit ausgeschloßnem Sinn, mit Geistesfülle,  
Voll milden Ernsts, in tatenreicher Stille,  
Der reifste Sohn der Zeit.

So begrüßte einst Schiller seine Zeitgenossen beim zu Ende gehenden achtzehnten Jahrhundert. Sicher hat damals so wenig wie heute jeder Einzelne das volle Lob des begeisterten Sängers verdient; aber auf Einen passen die stolzen Worte gleich einem Seelentorferlei, auf Schiller selbst: Ein vollendeter Mann, mutig und frei, hochgefinnt, ernst und milde, an Güte ohne Grenzen, an Geist ein unverlegbarer Duell edler und hoher Gedanken, voll glühender Menschenliebe, dabei seines eigenen persönlichen Wertes stets bewußt, so steht er vor uns hochragend für alle Zeiten und doch in all seinem Denken und Fühlen uns so innig nah. Ein unantastbarer Freiheitsdrang bei tiefster Herzensgüte und innigster Liebe zu den Seinen, das war bereits der frühe Grundzug im Wesen des Knaben Schiller, der selbst angeblickt schwerer Strafen niemals zur Unwahrheit seine Zuflucht nahm, der ferner beim Anblick von Armut und Not gleich bereit war, rein alles hinzugeben, und für den es keine beglückendere Freude gab als das Bewußtsein, von Eltern und Geschwistern geliebt zu sein.

Schillers Geburtsort ist das württembergische Städtchen Marbach am Neckar, nicht weit von Ludwigsburg. Dort lag am 10. November 1759 der kleine Friedrich in den Armen einer überglücklichen Mutter, während der Vater, Johann Kaspar, damals als Feldscher bei seinem Regiment in Cannstatt weilte. Die Armut, die bis weit in die Mannesjahre hinein unserm Dichter eine treue Begleiterin blieb, hat schon seine Wiege umstanden; denn nicht nur war der Gehalt des Vaters bescheiden genug, der ebenso prunksüchtige als gewalttätige Herzog Karl Eugen von „Württemberg“ machte sich kein Gewissen daraus,

der eigenen Hofhaltung zulieb seine Beamten und Offiziere manchmal jahrelang ohne Zahlung zu lassen. Was Wunder, wenn im Hause Schiller zum Kummer um den immer kränkenden Sohn oft genug die Sorge ums tägliche Brot sich gesellte? Aber die Liebe einer für alle Regungen der Kindesseele verständnisvollen Mutter ließen den Knaben keine Bitternis empfinden. Von dieser milden, für alles Schöne so innig empfindenden Frau sind wohl die stärksten Anregungen auf des Knaben Geist und Gemüt ausgegangen. An sie wohl und an ihr stilles Walten dachte

der einst der Sohn als er sein herrliches Loblied „Würde der Frauen“ also begann:  
Ehret die Frauen! sie flechten  
und weben  
himmlische Rosen ins irdische  
Leben,  
Flechten der Liebe beglückendes  
Band,  
Und in der Grazie züchtigem  
Schleier  
Nähren sie wachsam das ewige  
Feuer  
Schöner Gefühle mit heiliger  
Hand.

Wenn die fromme Mutter auf den sonntäglichen Gängen durch eine gottgesegnete Natur den Kindern auf ihre schlichte Weise das Evangelium erklärte, dann quoll des Sohnes Herz über in Ahnung und Verehrung des Höchsten. Kein Wunder, daß Mutter und Sohn sich in dem Wunsche begegneten, dieser möge einst als Pfarrer Gott und den Mitmenschen dienen.

Da griff — Fritz besuchte eben als vierzehnjähriger Jüngling die Lateinschule zu Ludwigsburg — des Herzogs rauhe Hand in diese Zukunftspläne ein. Es gibt kaum ein rebenderes Zeugnis für den Niedergang des damaligen deutschen Fürstentums als die Sucht so vieler gekrönten Häupter, ihren Untertanen in jeden Suppentopf zu gucken und ihnen das persönliche Denken und Leben nach eigener allerhöchster Laune und Willkür vorschreiben zu wollen. Karl Eugen also wünschte, daß Friedrich Schiller auf der „Pflanzschule“ zu Solitude — einem Lustschloß bei Stuttgart — dem militärischen oder



Friedrich Schiller.

einem sonstigen staatlichen Beruf zugeführt werde. Des Herzogs Wunsch mußte vom Vater Schiller, der inzwischen zum Hauptmann aufgerückt war, als Befehl respektiert werden; „mein Sohn wird die Ehre haben, in die Karlschule einzutreten,“ damit lieferte der Offizier mit schwerem Herzen den Sohn dem Herzog aus.

Die hohe Karlschule, die später nach Stuttgart selbst verlegt und durch eine medizinische Fakultät erweitert wurde, war eine Gründung Karl Eugens. Er wollte hier die Erziehung der jungen Offiziere und Staatsbeamten nach eigenen Grundsätzen selber leiten und sie frühzeitig an seine Person fesseln. Die Hausordnung war militärisch geregelt und wurde streng, ja oft mit rücksichtsloser Härte gehandhabt, wenn es auch den Jünglingen an Freuden mancher Art nicht fehlte. Alle Kosten, auch die für Unterhalt und Wohnung, trug der Fürst selbst; dafür gab es aber auch für den, der ihm einmal seine Seele verschrieben, kein Zurück. Ja die Familienbande suchte man mehr und mehr zu lösen: Ein Schüler will seinen totkranken Vater besuchen und bittet den Herzog um den nötigen Urlaub; „geht nicht — solche Lauferei! Lockert nur die Zucht;“ damit weist jener die kindliche Bitte rundweg ab. Der Fleiß wurde mit allen Mitteln unterstützt; aber es war geistige Sklavenarbeit; denn nur die ganz bestimmten Studienbücher waren zu lesen erlaubt, freie Lektüre verboten. Dennoch gelang es Schiller mit Hilfe treuer Freunde sich heimlich den Genuß der Dichtungen Shakespeares, Klopstocks und des jungen Goethe zu verschaffen. Sein innerster Beruf war, ein Dichter zu werden und durch seine Kunst Prophet und Lehrer seiner Zeit und aller kommenden Geschlechter. Darin eben lag seine Genialität, daß er aus allem, was ihm begegnete, die allgemein gültige Lebensweisheit herauszuheben wußte, auf der er dann seine ideale Innenwelt aufbaute. Und was sein tiefes Gemüt empfindend geahnt, was sein helles Auge erkannt, das ließ ihm keine Ruhe mehr, bis er ihm in vollendeter dichterischer Form edelste Gestalt gegeben. Die Kunst war und blieb ihm der Ausdruck einer tief innern sittlichen Religion, bestimmt, die Menschheit zu erziehen und zu adeln. Alles Gute und Schöne riß ihn zu hellen Ausbrüchen der Freude und Bewunderung hin; wo er aber niedriger Gesinnung begegnete, da machte sein Herz sich in Tönen tiefster Empörung Luft. So zwang es ihn als achtzehnjährigen Jüngling, die lagen sittlichen Anschauungen seiner Zeit zu geißeln in einem

Drama, betitelt „Die Räuber“. Im Jahre 1780 endlich aus der Karlschule entlassen und als Feldscher (mit 18 Gulden Monatsgehalt) angestellt, vollendete er das Stück und wohnte dessen Aufführung im Mannheimer Theater wiederholt, aber stets ohne Erlaubnis des Herzogs an. Dieser, davon in Kenntnis gesetzt, und über Schillers heimliche Reisen ebenso aufgebracht wie über die Dichtung selbst, demütigte den jungen so edel strebenden Dichter aufs tiefste, indem er seine Strafpredigt mit den Worten schloß: „Jetzt geh' Er, und ich sag' Ihn, er läßt ins Künftige keine anderen, durchaus keine anderen Schriften mehr drucken als medizinische! Hat Er mich verstanden?“

Schillers Antwort war die Flucht aus diesem offenen Kerker, in dem sein bestes Selbst sich langsam zu Tode gemartert hätte. Mit Hilfe seines hingebenden, treuen Freundes Streicher gelangte er am 17. September 1782 glücklich über die württembergische Grenze und nach Mannheim. Allein die wie ein Glücksland ersiehnte Anstellung als dortiger Theaterdichter schlug fehl, und nun beginnt für unseren Dichter eine Reihe rechter Leidensjahre, wo die Not ihn zwingt, die Hilfe guter und edler Freunde, zuerst der hochherzigen Frau von Wolzogen, dann des gleichgestimmten und jugendfeurigen Körner (Vater Theodor Körners) anzunehmen. Gerade letzterer aber hat den bedrängten Schiller nicht nur selbstlos in sein Haus aufgenommen und ihn so den äußeren Sorgen entrückt, sondern ihm auch immer neue Anregung zu herrlichen Kunstschöpfungen gegeben. Daneben wendet Schiller in dieser Zeit sich auch dem tieferen Studium der Philosophie und Geschichte zu; das hat zunächst zur Folge, daß ihm vom Herzog Karl August von Weimar die Stelle eines Professors der Geschichte an der Universität Jena übertragen wird. Nun hatte Schiller erst festen Boden unter den Füßen und konnte daran denken, seinen eigenen Hausstand zu gründen. In Charlotte von Lengefeld hatte er bei einem Besuch zu Rudolstadt jenes weibliche Ideal gefunden, das seine Muse also besingt:

Dünke der Mann sich frei! Du bist es; denn ewig notwendig

Weißt du von keiner Wahl, keiner Notwendigkeit mehr.

Was du auch gibst, stets gibst du dich ganz; du bist ewig nur Eines,

Auch dein zartester Laut ist dein harmonisches Selbst.

Im Jahre 1790 führt der glückliche Dichter die junge Frau in sein bescheidenes Heim. Zwar nicht ungetrübt blieb ihr fernerer Lebensweg; schon im folgenden Jahre stellen sich bei Schiller ernsthafte Krankheitsanfälle ein, die zwar durch die unermüdete Pflege der Gattin immer wieder zurückgetrieben werden, die ihn aber doch von nun an nie mehr ganz verlassen. Voll zarter Rücksicht enthebt ihn der gütige Fürst seines Lehramts, gewährt ihm dagegen aus der herzoglichen Kasse einen dauernden Jahresgehalt und erhöht diesen noch, um das Leben des gefeierten Mannes ganz von äußeren Sorgen zu befreien. Da verläßt Schiller das kleine Jena und nimmt für immer in Weimar seinen Wohnsitz.

Aus dieser Zeit dürfen wir eine Episode nicht unerwähnt lassen, die deutlicher als alle Festreden zeigt, welches Ansehen und welche Verehrung der Dichter bereits in verhältnismäßig jungen Jahren und weit über die Grenzen des engeren Vaterlandes hinaus genoß. Als Schiller im Jahre 1791 an schwerem Siechtum darniederlag, veranstalteten auf die irriige Nachricht von seinem Tode hin eine Anzahl Schillerfreunde zu Hellebeck in Dänemark eine ergreifende Trauerfeier. Durch Freundeshand erhielt der Dichter, als er sich schon auf dem Wege der Genesung befand, Kunde von diesem rührenden Beweis der Liebe. Unter seinen begeisterten Nordlandsfreunden befanden sich unter anderen auch der dänische Minister Graf Schimmelmann und der Erbprinz von Holstein-Augustenburg (der Großvater unserer Kaiserin). Als diese durch den Dichter Baggesen erfuhren, daß der Gefeierte nicht gestorben sei, aber in sehr bedrängten Verhältnissen lebe, machten sie Schiller das hochherzige Anerbieten eines dreimaligen Ehrengelohls von tausend Talern. So edel die Gesinnung war, aus der das Geschenk kam, so vornehm war die Art, wie es empfangen wurde. Schiller schrieb in seinem Dankesbriefe u. a.

„Erröten müßte ich, wenn ich bei einem solchen Anerbieten an etwas anderes denken könnte, als an die schöne Humanität, aus der es entspringt, und die moralische Absicht, zu der es dienen soll . . . . . Nicht an Sie, sondern an die Menschheit habe ich meine Schuld abzutragen. Diese ist der gemeinschaftliche Altar, wo Sie Ihr Geschenk und ich meinen Dank niederlege.“ Und wahrlich, kaum je hat eine aus reinstem Edelstinn gespendete Gabe schönere und reichere Früchte getragen als hier. Der Dichter durfte sich in Folge dieser Wendung seiner Lebenslage

diejenige Schonung und Pflege gönnen, die zur Wiedererlangung seiner Arbeitskraft dringend nötig war.

Auch den lang ersehnten Besuch in seiner württembergischen Heimat konnte Schiller nun endlich (im Jahre 1793) zur Ausführung bringen und seine dortigen Lieben nach elfjähriger Trennung wiedersehen. Die Freude des guten Mütterchens über den Goldsohn und das liebe Schwiegertöchterlein war unbeschreiblich, und als gar während des Ludwigsburger Aufenthalts Gotte dem Gemahl das erste Söhnlein gebar, da kannte ihr gemeinsames Dank- und Glücksgefühl gar keine Grenzen mehr.

Doch zog es unsern Dichter bald mächtig in den Kreis seiner Weimarer Freunde zurück, in dem er die meiste und unerföhlliche Anregung zu dichterischen Schöpfungen fand.

Das Leben am Weimarer „Museum“ wird ein dauernder Glanzpunkt in den Blättern deutscher Geschichte bleiben. Denn dort versammelte sich um den kunstfertigen Herzog Karl August eine auserlesene Schar geistvoller Männer und Frauen, aus deren Mitte sich besonders Goethe aufs innigste mit Schiller verband. Aus dieser Freundschaft, die bis zu Schillers Tode ungetrübt fortbestand, erwuchs beiden in bisher nicht gekannter Kraft der Drang zu rastlosem dichterischen Schaffen. Denn auf geistigem Gebiet wird man gebend am reichsten, und so bereicherten sich beide, indem sie einander all ihre Entwürfe und Gedanken in täglichem Verkehr gegenseitig mitteilten. Gerade die Verschiedenheit in der Art zu denken und das Seelenbild der Welt innerlich zu gestalten, zog jeden zum andern mächtig hin. Schillers enthusiastischer Drang, in allen Erscheinungen des Lebens das Hohe und Ewigwahre zu sehen, fand in Goethes aufgeschlossener Welt- und Sinnenfreudigkeit und abgeklärten Weisheit seinen wirksamsten Gegenpol, der auf sein künftiges Dichten nur anregend, fördernd und klärend einwirkte. Dieser letzten glücklichen Lebensperiode Schillers verdanken wir seine besten und schönsten Dichtungen, so die herrlichen Balladen „der Taucher“, „der Kampf mit dem Drachen“, „die Bürgschaft“, ferner das in der ganzen Weltliteratur einzig dastehende „Lied von der Glocke“. Jeder von uns kennt diese reifsten und köstlichsten Früchte deutscher Dichtkunst zum Teil von der Schule her, und besonders die Töne des wunderbaren Glockenliedes sollten in allen deutschen Herzen eine dauernde Heimat haben; liegt doch

in ihnen ein geistiger Schatz, wie er nicht zum zweitenmale irgendwo in solcher Reinheit gefunden wird. Zwei Stellen daraus mögen hier Platz finden. Die Glocke, die mit ihrer ehernen Stimme des Menschen Schicksale begleitet von der Wiege bis zum Grabe, tönt auch der Jungfrau entgegen auf ihrem festlichsten Gang:

Wo das Strenge mit dem Zarten,  
Wo Starkes sich und Mildes paarten,  
Da gibt es einen guten Klang.  
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,  
Ob sich das Herz zum Herzen findet!  
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.

Lieblieh in der Bräute Locken  
Spielt der jungfräuliche Kranz,  
Wenn die hellen Kirchenglocken  
Laden zu des Festes Glanz.  
Ach! des Lebens schönste Feier  
Endigt auch den Lebensmai,  
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier  
Reißt der schöne Wahn entzwei.

Denn jetzt erst muß die harte Probe des Lebens zeigen, ob, wenn die Leidenschaft flieht, doch die Liebe bleibt und mit ihr das dauernde Glück der Familie. Und gibts einen innigeren Preis des Friedens als den, welcher beim Glockenklang dem Dichter durchs Herz zieht:

Holder Friede, — süße Eintracht,  
Weilet, weilet freundlich über dieser Stadt!  
Möge nie der Tag erscheinen,  
Wo des rauhen Krieges Horden  
Dieses stille Tal durchtoben,  
Wo der Himmel,  
Den des Abends sanfte Röte — lieblich malt,  
Von der Dörfer, von der Städte  
Wildem Brande schrecklich strahlt.

Der Hausfreund kann seinen Lesern nur ans Herz legen, recht oft diese köstlichen Gaben schillerschen Geistes zu genießen und zwar nicht leise für sich, sondern mit schönem Vortrag am Familientisch und im Freundeskreise; denn die Sprache allein schon ist so wunderbar schön, daß sie wie Orgelton und Glockenklang das Ohr berührt und erfreut. Wer aber das Glück hat, gerade bei passender Gelegenheit nach Basel oder Karlsruhe oder in eine andere Theaterstadt zu kommen, der versäume nicht der Aufführung eines schillerschen Dramas anzuwohnen, des „Wallenstein“, den Goethe als so vollendet bezeichnete, „daß ihm nichts an die Seite zu stellen sei“, oder des „Wilhelm Tell“, dieses letzten und ich möchte sagen deutschesten unter seinen größeren Werken. Wer einmal solch einem

Stück mit Andacht gelauscht, der hat einen geistigen Schatz gewonnen, welcher vorhält fürs ganze Leben. Einige goldne Worte aus Wilhelm Tell mögen ahnen lassen, welcher Reichtum in diesem Stück ruht:

Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt.

Wirf nicht für eitlem Glanz und Slitterschein  
die echte Perle deines Wertes hin.

Ans Vaterland, ans teure schließ dich an, das  
halte fest mit deinem ganzen Herzen! hier  
sind die starken Wurzeln deiner Kraft; dort  
in der fremden Welt stehst du allein, ein  
schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

Wer Tränen ernten will, muß Liebe säen.

Das dichterische Schaffen Schillers hat aber nicht nur allgemein menschlichen und künstlerischen Wert, indem er uns im Genuß seiner Werke über die kleinen Interessen des Augenblicks in das Reich des Ewigen emporhebt; er ist auch in der Zeit tiefster Erniedrigung des deutschen Namens der aufrichtende Prophet und der zu kraftvoller nationaler Erhebung begeisternde Mahner geworden. Wer kennt nicht jene ernsten Worte aus dem „Tell“.

Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,  
In keiner Not uns trennen und Gefahr. —  
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,  
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben. —  
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott  
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.

Was wir an edler Menschenwürde, an persönlicher, sittlicher und politischer Freiheit wünschen und fühlen, das tönt nie lauter und freudiger in uns, als wenn wir den Namen Schiller nennen.

Als des deutschen Volkes Lieblingsdichter am 9. Mai 1805 die Augen für immer schloß, hinterließ er ihm in seinen Werken ein Vermächtnis edelster Lebensweisheit und Lebensschönheit, wie es gleich hoch und rein keine andere Nation ihr eigen nennt. Darum hin zu ihm, daß im Genuß seiner Dichtungen auch unser Geist befestigt werde von der Lauterkeit und Höhe seines Wesens. Hin zu ihm! denn wollen wir wirklich Anteil gewinnen an dem Reichtum, den unsere größten Geister uns errungen, so müssen wir das Wort beherzigen:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,  
Erwirb es, um es zu besitzen!

## Dorthe Viber.

Humoristische Novelle von Pauline Doubberd.

**I**m Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts pflegte ein altes, vertrocknetes Dämchen die Schloßstraße der kleinen Residenz zur Mittagszeit auf und nieder zu trippeln. Sie trug ein sorgfältig gefaltetes Taschentuch in den steif übereinander gelegten Händen und über dem Reifrock von mäßigen Dimensionen ein kurzes, enges Röckchen, unter dem die halbausgeschnittenen Schuhe und die weißen Strümpfe sehr sichtbar waren. Die Blicke der kohlschwarzen Auglein ließ sie haarscharf und nichts weniger als sanftmütig umherschweifen.

Wehe den Honoratiorentöchtern, die ohne Gruß an ihr vorübergingen, oder wohl gar hinter ihr und ihrem „auffallenden“ Anzug zu kichern wagten.

Und dennoch taten sie's, die unartigen Blondes und Braunen, ohne eine Ahnung, daß sie selbst mit ihren riesigen Tournüren und den unförmlichen Schleppröcken darüber einst späteren Geschlechtern noch viel grotesker erscheinen würden.

Eine besonders Redde wisperte auch wohl nicht allzu leise:

Nichts ist in der Welt mir lieber  
Als die kleine Dorthe Viber!

ein Refrain, den die also Besungene mit zornigem Augensfunkeln herunter schluckte.

Woher der Vers nur kam? Niemand wußte es zu sagen; endlich aber hat es der alte Medizinalrat verraten.

In selbiger Stadt, die einst den jungen Doktor und Dorthe Viber in ihrer Jugend Rosenzeit beherbergte, lebte auch ein junger Syndikus — schön, elegant, wie der Prinzgemahl der englischen Königin, dem er auch von Namen und Angesicht glich. Die drei jungen Leute waren weitläufig mit einander verwandt, und Dorthechen war Alberts Primanerliebe, die durchaus nicht spröde, so manches Küßchen mit ihm hinter dem Rücken der Mutter getauscht hatte. Damals entstanden viel glühende Liebeslieder, von denen leider nur der obige Refrain auf die Nachwelt kam:

Nichts ist in der Welt mir lieber  
Als die kleine Dorthe Viber!

Es kam die Zeit, da der Jüngling die Universität besuchte, und da Dorthechen einsam in der Eiseulaube hinter dem Fenster der mütterlichen Wohnung saß — den Strickstrumpf in den lässigen Händen und den Walter Scott oder den neuesten Roman der Mühlbach auf dem Näh-tischchen. Gar oft schweiften ihre Blicke über beides hinaus auf die Straße, um einen Gruß zu empfangen von Jemand, der glücklich oder mindestens erfreut war, das zierliche Mädchen in dem grünen Blätterrahmen hinter Rosmarin und Geranium von Neuem zu erblicken. Wie war ihr Lächeln doch so pikant und die Korallenlippen mit den weißen Zähnen dahinter einfach zum Küssen.

Wer alles an diesem Fenster grüßend vorüber gegangen ist im Laufe der Jahre, wer kann es heute noch künden?

Endlich war der Syndikus Syndikus geworden. Er hatte ein glänzendes Examen gemacht, und mit dieser Anstellung in seiner Vaterstadt einen Wechsel auf die Zukunft bekommen.

Er konnte, wenn er verstand sich beliebt zu machen, es bis zum Bürgermeister bringen; nur schade, daß der betreffende Vorgänger gesund und robust war, und durchaus nicht gesonnen, seines Nachfolgers wegen in das kalte Grab zu steigen. Unter dem braunen Lockentoupe des jungen Juristen aber war die alte Liebe zum Dorthechen, die unter den Examenstürmen sich in sich selbst zurückzog, wie der Obstbaum im Winter, schneeweiß und mit rostig angehauchten Blüten wieder aufgewacht.

Wenn sie sich auch nicht mehr küßten, so dachten sie doch gern daran, daß sie es einmal getan hatten. Waren sie beim Kontretanz oder beim Kotillon mit einander warm geworden, so redete er hin und wieder von den alten Zeiten, und auch sie wagte es mit niedergeschlagenen Augen an dieses oder jenes zart zu erinnern. Wenn bei Pastors oder Bürgermeisters große Gesellschaft war, saßen sie immer neben einander bei Tische, denn daß die Beiden zusammen

gehörten, das stand den Friedebürgern allmählich fest. In dem Sturm und Drang seiner Gefühle dachte der Syndikus des kleinen Landstädtchens nicht daran, daß zu einem irdischen Leben auch irdische Subsistenzmittel gehören, daß sein und seiner Liebsten Habe zusammen, wenn nicht gleich Null, so doch recht wenig war.

Dorthchens Mutter war Witwe, eine respectable alte Frau, die ihr spätgeborenes Töchterchen mit allem umgab, was sie sich vom Munde abdarbte. Wenn das Dorthchen so zierlich wie eine Prinzessin in ihren kleinen Schuhen ging — niedliche weiße Kräuschen dicht über den Knöcheln, wer konnte da denken, daß sie einmal nicht das geringste Heiratsgut mit in die Ehe bringen würde — zumal es ihr noch nie an den schönsten Ballkleidern gefehlt hatte.

Die Jugend war damals nicht so praktisch wie heute. Man schwärmte in den Tag hinein und trank aus dem süßen Becher himmelstürmender Begeisterung, bis der Ernst des Lebens seinen Barmut hineinräufelte.

Unserm Syndikus kredenzte diese Bitternis die eigne Mutter. Ihr Sohn war ihr Stolz, der einzige Schatz, den ein an Enttäuschungen reiches Leben ihr zurück ließ. Sie wollte hoch hinaus mit ihm; er sollte ein schönes, reiches, gutes und feines Mädchen heimführen.

Was war Dorthes Vaters Vater gewesen? Ein kleiner Landprediger ohne Familie! Sie wußte genau, daß er arm gestorben war. Sie mißtraute auch dem koketten Dorthchen und hatte beobachtet, daß auch während der Abwesenheit ihres Sohnes zündende Blicke aus dem grünen Laubenwinkel flogen, die Anderen galten. Sie beschloß ihren Adonis zunächst schwärmen — ausschwärmen — zu lassen und dann ihre Gelegenheit zu erspähen.

Und diese Gelegenheit kam; Lina hieß sie, eines reichen Hamburger Kaufmanns Tochter, die in Friedeberg bei Verwandten zum Besuch war. Sie war sanft, still, fein, blond und elegisch wie eine Madonna. Die Eltern hatten sie nach strengen Grundsätzen erzogen und meinten, wer einmal an der Spitze eines Haushaltes stehen will, soll jede Arbeit, die darin nötig ist, wenigstens eine kurze Zeit verrichtet haben. Die halb städtische, halb ländliche Lebensführung im kleinen Ackerstädtchen gab erwünschte Gelegenheit dazu, und so kam Lina nach Friedeberg.

Ein Blinder mußte merken, wie es um ihr Herzchen stand, nachdem sie den Löwen der Gesellschaft, den schönen Syndikus kennen gelernt hatte. Sie liebte ihn mit der ganzen Blut ihrer unentweichten Seele, und obgleich sie mit aller Kraft dagegen ankämpfte, verriet sie sich dem scharfblickenden Auge seiner klugen Mutter doch — empfand doch das junge Mädchen eine heilige Scheu vor derjenigen, die dem Geliebten das Leben gab und zeigte ihr das zwar unbewußt, aber doch in der rührendsten Weise. Die gute Frau war entzückt; dies war ganz die Schwiegertochter, die sie sich wünschte; sie mußte es fertig bringen, ihrem Syndikus alle Vorteile einer Verbindung mit Lina klar zu machen! Und sie brachte es fertig. Ganz leise löste sie Albert aus den Banden Dorthchens und ebenso leise, wenn auch ziemlich plötzlich, band sie ihn an Lina.

Ganz Friedeberg war aufgeregt über diese Verlobung — empört die Einen, befriedigt die Andern. Man wisperte und flüsterte; nur die junge Braut war ahnungslos. Sie hatte auf Stadtgespräche nie geachtet; sie war auch noch nicht lange genug im Städtchen, um die intimen Beziehungen hin und her zu kennen, und wer wollte ihr von dem Gewesenen erzählen? So liebte sie denn aus vollem Herzen und glaubte sich ebenso geliebt.

Wohl hatte sie auch Dorthes Väter kennen gelernt, aber nur in jener oberflächlichen Weise, in der Mädchen zumeist miteinander verkehren. Sie hatten ihre Stid- und Häkelmuster mit einander getauscht, wie ihre Ansichten und Pläne über eine noch dunkle Zukunft.

Dorthchen war zu klug, um ihre Enttäuschung an die große Glocke zu hängen; sie lachte und scherzte lauter denn je, aber kurz vor der Hochzeit der Beiden fand sie doch, daß Friedeberg recht wenig biete und zog mit der Mutter nach der Residenz — des Theaters wegen. Sie wollten die Gräfin Rossi, die den Winter über dort sang, so recht aus dem Vollen genießen.

Lina's Vater kaufte den Neuvermählten ein kleines Landhaus, das mit seinem Garten an den Stadtwald stieß, denn die junge Frau war idyllisch veranlagt und liebte die Natur. Nichts Schöneres gab es für sie, als die neuerworbenen Wirtschaftskenntnisse auf ihrer eigenen Bestzung in Taten umzusetzen. Sie jubelte über die ersten goldgelben Küchlein auf dem eigenen Hühnerhofe;



es war ein freudiges Ereignis für sie, wenn die ersten Äpfel an den neugepflanzten Bäumen prangten und ihr Stolz, die wohlgefüllte Speisekammer mit dem in Reih' und Glied prangendem Eingemachten zu zeigen.

Der Syndikus war ein gemachter Mann — seine Mutter strahlte vor Wonne und Glück über ihr liebes Töchterchen, über zwei herzige Enkel, die sie in ihren Armen wiegen durfte. Es sollte ihre letzte Freude gewesen sein; denn ganz plötzlich rief der Tod sie ab. Wieviel die gute Frau ihr gewesen war, das empfand Lina erst nach ihrem Hinscheiden; stets hatte sie Mitfreude, Teilnahme an allen ihren kleinen Angelegenheiten bei ihr gefunden und die Kühle des Gatten kaum darüber bemerkt. Jetzt fing er immer unverhohlener an zu gähnen in ihrer Gegenwart; weder das lustig umher trabende Bübchen, noch sein sinniges Schwesterchen konnten seine Teilnahme dauernd fesseln. Der Reiz des Besitzes schwächte sich ab; er fand seine Frau langweilig, beschränkt; er warf ihr Mangel an literarischem und künstlerischem Verständnis vor und tabelte die anspruchslose Einfachheit ihrer Kleidung. Anstatt sich einander zu nähern, wuchsen sie auseinander. Still tat Lina das, was sie für Recht und Pflicht hielt; Albert ging grollend seine eigenen Wege.

Um diese Zeit verbreitete sich das Gerücht, daß Dorthé Viber eine Erbschaft gemacht habe, und in der Tat hatte ein alter Oheim sich seiner hübschen Nichte erinnert. Diese Nachricht erregte den Syndikus auf das Tiefste. Die Gründe, welche seine Mutter anführte, um ihn von Dorthé zu trennen, waren hiermit hinfällig geworden. Ein bißchen Treue und Ausharren hätten ihn und sie zum ersehnten Ziele geführt; er schämte sich seiner Handlungsweise und konnte den Anblick seiner Familie kaum ertragen. Und je mehr seine Abneigung gegen Lina wuchs, um so leben-

diger wurde die alte Jugendliebe in ihm; er mußte Dorthé wiedersehen; er mußte erfahren, ob sie zu vergeben und zu vergessen geneigt sei — und dann —

Er war sich noch nicht klar über dieses „dann“, aber wilde Wünsche wogten in ihm und versetzten sein Blut in fiebernde Aufregung. Die Nächte wurden durch schreckhafte Träume gestört, mit brennendem Kopfe erhob er sich morgens von seinem Lager. Endlich mußte der Arzt geholt werden, der ein schweres Nervenfieber konstatierte.



Im Anfang der siebziger Jahre . . .

Lina war fast froh, ihres Mannes ungleiche Stimmung und seine Launen auf die Krankheit schieben zu können und pflegte den Gatten mit Aufopferung aller ihrer Kräfte. „Nie ist ein Mann so mit dem Herzen gepflegt worden, wie mein Freund, der Syndikus,“ pflegte der Doktor noch nach Jahren zu sagen, wenn die Rede darauf kam — aber merkwürdig, je mehr die Genesung fortschritt, um so stiller und trauriger wurde die Pflegerin. Sie wick

dem Doktor aus, der sie besorgt nach ihrem Befinden fragte, und meinte, sie sei einzig durch die Nachtwachen ermüdet. Ein wenig mehr Schlaf würde ihr gut tun; sie habe schon die nötigen Schritte getan, um eine Diakonissin zu gewinnen.

„So, so“, meinte der Doktor gedehnt, „nur müde! Und ich hätte geglaubt — erlauben Sie, daß ich mit dieser Äußerung von dem Rechte der Freundschaft Gebrauch mache, — Sie wären traurig und wünschten dies doch im tiefsten Herzen zu verbergen!“

Die junge Frau stutzte; sie sah den Sprecher mit einem mißtrauischen Blicke an. Aber nein, er sah so gut und ehrlich aus und sie bedurfte eines Freundes.

„Doktor“, begann sie stoßend „haben Sie denn nichts begriffen? diese Phantasien meines

Mannes? Dorthchen — — ich — — er liebt sie — und mich — haßt er!"

Der Doktor fuhr auf: „Ich bitte Sie! Phantasien — Hirngespinnste — wer wird sich die zu Herzen nehmen!"

Sie schüttelte trübe den Kopf: Sie haben mir den Schlüssel zu seinem Benehmen gegeben. Er hat gekämpft, aber es war stärker als er — und das ist seine Krankheit."

„Unmöglich!"

„Nein, Doktor, es ist, wie ich sage. Aber ich will sein Unglück nicht; ich gebe ihn frei!"  
„Sie ihn frei! Lieben Sie ihn denn nicht mehr, den lebenswürdigen Schwärmer! Ah — jetzt sinkt ihr Blick zu Boden! Holbe Frau, Sie lieben ihn, und ich liebe ihn auch. Wissen Sie was? Wir schließen einen Bund; wir erobern ihn wieder mit List und doch mit offenem Bistier."

„Mit List!" Die junge Frau richtete sich zu ihrer ganzen Höhe auf „nein Doktor, dazu bin ich nicht zu haben."

„Bravo", rief der Doktor „und bei Gott, Sie haben recht! Aber lassen Sie wenigstens mir freie Hand; ich will allein der „Ränkeschmied" sein. Seien Sie stark und ruhig, wie bisher, wundern Sie sich über nichts und vertrauen Sie mir. Ich halte die Augen offen und erspähe die Gelegenheit."

Eines Tages — der Kranke lag bereits auf dem Sopha — trat der Doktor unvermuthet bei ihm ein. Der Syndikus hatte sich durch die Pflegerin aus seinem Schreibpult eine Brieftasche reichen lassen und sich, als er allein war, in ihren Inhalt vertieft. Verwirrt mühte er sich bei dem Eintritt des Freundes die Blätter zusammen zu raffen, aber gerade dabei verstreute er sie. Sie fielen mit einem zierlich gemalten Portrait zu Boden.

Eine flackernde Röthe bedeckte Alberts Stirn, als er beides aus den Händen des Freundes entgegennahm. Dann sah er mit einem wilden Blicke auf: „Du hast sie natürlich erkannt. So magst Du es denn auch wissen, daß ich sie noch immer liebe; daß es meine Absicht ist, mich offen zu ihr zu bekennen, die das erste Anrecht auf mich hat. Mir ekelt vor diesem Mammon, der mich ihr abwendig machte, vor diesem matten Mondscheinwesen, das ich Tor zu meinem Weibe machte."

„Halt ein, Albert", rief der Doktor besorgt nach der Türe schauend, „Du rasest. Sei ein Mann und trage die Konsequenzen Deiner Handlungsweise. Du hast Kinder, und das matte Mondscheinwesen, wie Du Deine verehrungswürdige Frau zu nennen beliebst, hat sich für Dich aufgeopfert. Sieh, sie hält sich kaum noch auf den Füßen, trägt aber doch wie eine Heldin den Kummer, den ich ihr schon lange von der Stirne las. Ich bin gewiß, sie hat die Wahrheit aus Deinen Phantasien erraten."

Der Syndikus sah den Freund einen Augenblick betroffen an, dann lehnte er sich in die Kissen zurück, ein weiches Lächeln um die Lippen. „Ach, Doktor, meine Phantasien! So quälend sie oft waren, so wunderschön waren sie auch. Sie war immer bei mir. Ihr Kopf ruhte an meiner Brust, wie einst, als wir als halbe Kinder uns küßten. Kam dann die sengende Sonnenglut, so hat sie meine lechzende Zunge gekostet —"

„Tu mir den Gefallen;" unterbrach ihn der Doktor ärgerlich, „die Dir die Zunge neigte in Deiner Fieberglut, das war Deine Frau. Ich werde Dir Tropfen verschreiben, die Dir das Blut kühlen, sonst bringen Dir die Gedanken an diese schwarze Heze noch einen Rückfall!"

Der Syndikus richtete sich, so schnell ihm dies seine Schwäche gestattete, aus dem Kissen auf und sah dem Freunde düster und zürnend in das Gesicht. „Das also ist Deine Freundschaft für mich! Kurzer Hand fertigst Du mich ab, wie einen Wahnwichtigen und ich habe doch auch das Recht, glücklich zu sein. Wärest Du ein Arzt, wie Du es sein solltest, Du selbst führtest Dorthchen in meine Arme!"

Der Doktor lachte spöttisch auf. „Ganz wie Hymen, mein Sohn. — Na — wenn Du denn durchaus nicht anders willst — — ich wasche meine Hände in Unschuld."

„Wie — Du wolltest — ? —"

„Nun ja, ich will — Ich habe einen Gedanken — Deine Frau verkehrte doch viel mit Fräulein Viber? nicht wahr? Sie muß ihr schreiben, sie einladen, daß ihre Pflegekräfte erschöpft seien, und daß ihr niemand so gut helfen könne, wie Deine Cousine —"

„Wie Dorthchen! Aber wird meine Frau das tun? das ist doch eigentlich ein ungeheurerlicher Gedanke."

„Deine Frau tut alles, was Dir lieb und recht ist.“

Der Kranke machte eine unruhige Bewegung. „Verherrliche sie nicht immerfort. Sie ist nüchtern, praktisch, schaal, gleichgültig —“

„Gleichmäßig wolltest Du sagen. Sie muß praktisch sein, weil Du es nicht bist; sie muß Ordnung halten, weil Du es nicht tust und doch Ordnung und Schönheit begehrt. Sie muß in ihrer Ruhe ein Gleichgewicht bilden zu Deinem leicht erregbaren Temperament — ohne sie hättest Du schon manchmal angestoßen — denke an die dumme Geschichte mit unserm Bürgermeister!“

„Na ja — aber warum lobst Du sie so sehr? Ich will nicht immerfort an sie denken müssen.“

„Nein, natürlich nicht. Das beruhigt Dich zu sehr und Du hast Appetit nach Champagner. Na, warte. Morgen — weißt Du — muß ich nach der Residenz. Wenn das Glück gut ist, bringe ich Dir Deinen Champagner mit. Ich will doch gleich ein paar Worte

mit Deiner Frau reden, damit ein Zimmer für Dorthchen hergerichtet wird. Ich werde die Sache nur ganz entfernt andeuten, dann ahnt sie sie schon — Frauen sind groß darin — und man braucht ihr später nicht alles mit klaren Worten zu sagen. Die Pflegerin entlassen wir natürlich; solche Leute spionieren nur umher, und klatschen — das müssen wir vermeiden.“

„O, lieber Doktor, wie danke ich Dir!“ „Hat nichts zu sagen, Syndikus. Jetzt gehe ich und bring Dir gleich Bescheid, wie sie die Sache aufgenommen hat!“ Die letzten Worte waren geklüffert, und auf den Zehen ging der Doktor hinaus.

Nach einer Weile und mit strahlenden Mienen kehrte er wieder. „Ist das eine Frau! Eine Perle ihres Geschlechts — schade, daß Du

sie nicht mehr siehst! Eine Gelbin ist sie — ich versichere Dich — eine Märtyrerin ihrer Liebe.“

„Nun ja doch! Herrgott, Du ärgerst mich aber wirklich! fühle doch einmal, ich glaube mein Puls geht wieder schneller.“

„Es ist nichts. Ich wollte Dir nur erzählen, wie sie das Zimmer ihrer Nebenbuhlerin hergerichtet hat, mit Eurem besten Smyrnateppich, Euren schönsten Vasen und dem ganzen Blumenstör aus ihrem kleinen Treibhaus. Auch Deiner Mutter Nähtischen stellte sie hinein und erschrück nicht, auch das Bild aus Deinen Primanerjahren.“

„Das Bild? so, so! Sie versicherte doch, sich niemals davon trennen zu wollen und hatte es immer in ihrer Fensterbank — na, laß, wenn sie nur Dorthchen freundlich empfängt! Ach, jetzt ist mir zu Mute, wie einem Kinde vor Weihnachten.“

„Nicht wahr? Und diese schöne Stimmung verdankst Du Deiner herrlichen Frau! Wie würde eine

andere toben oder weinen oder davenlaufen! Sie bleibt ruhig auf ihrem Posten wie der Soldat, der seiner Todeswunde nicht achtet und unentwegt seine Pflicht erfüllt. Niemals würde sie Dich verlassen, bis Du ganz gesund bist; dann aber wird sie Deinem Glück nicht im Wege stehn. Wenn Du ihr nur die Kinder läßt!“

„Die Kinder! weißt Du, das ist eigentlich eine dumme Sache.“

„O, Albert, wenn Du nur Dorthchen hast! Was brauchst Du dann Kinder. Reichthum, Bequemlichkeit, Sauberkeit und einen glänzenden Haushalt! Ihr schnäbelt Euch, und dann schmeckt eine Brotrinde besser, wie alle noch so sorgfältig bereiteten Gerichte Deiner Frau. Es klopft — schon wieder so ein Tablett mit delikaten Dingen!



„Wie — Du wolltest —?“

Wie das duftet! wie das angerichtet ist — ja, ja, die Frau kocht mit dem Herzen!“

„Ich erlebe noch“, rief Albert ärgerlich, als sie wieder allein waren, „daß Du sie selber nimmst. Weß das Herz voll ist, deß fließet der Mund über.“

„Ich — ach — o — für mich steht sie zu hoch“, seufzte der Doktor so elegisch, daß Albert lachen mußte. „Ich glaube nicht, daß sie Dich je vergessen wird.“

Der Syndikus klopfte sehr energisch ein gekochtes Ei mit dem Teelöffel auf — „Sag mal, was brauchtest Du da vorhin für eine Wendung, als ob ich nächst Reichthum auch auf Sauberkeit und Bequemlichkeit zu verzichten hätte an Dorthchens Seite? Wenn ich Dich nicht so ganz genau kannte — — —“

„Na, dann? Wahrheit muß eben Wahrheit bleiben. Es ist meine feste Überzeugung, daß Dorthche nicht im Entferntesten im Stande wäre, Dir eine solche Abendmahlzeit zu bereiten wie diese da. Aber laß sie doch kommen. Wenn ich Unrecht habe, wird sie schon den häßlichen Eindruck zerstreuen, den meine Worte Dir gemacht haben. Und nun, gute Nacht! Morgen um diese Zeit, Syndikus!“

Im Vorzimmer saß die junge Frau im Dämmerlicht in ihrer Fensternische, in der nach wie vor das Primanerbild ihres Vaters zu sehen war. Sie sah gar nicht heldenhaft aus, sondern im Gegentheil, recht traurig und vergrämt. Als sie den Doktor erblickte, huschte ein schwaches Rot über ihre Wangen. „Es ist eine starke Medizin“, flüsterte er näher tretend „aber ich hoffe, sie wird ihn kurieren.“

„Und wenn sie fehl schlägt?“

„Ich setze meine Hoffnung darauf“, erwiderte er ernst. „Nach seinem besten Ermessen soll der Arzt die Arznei bestimmen, die Wirkung steht bei Gott! Und was wollen Sie, verehrte Frau? Ist er nicht das, wofür wir ihn halten; eine edle Natur, die allzu phantastisch angelegt, die eigene Dichtung anbetet, so — —“ Er vollendete nicht, aber zuckte mit ausdrucksvoller Gebärde die Achseln.

Schon in der Dämmerung des nächsten Morgens brach der Doktor mit seinem Fuhrwerk nach der Residenz auf; er hatte mehrere Stunden zu fahren und die Wege waren nicht die besten. Wie er so hin und hergeschüttelt in seiner Wagensede lehnte, sah er recht trübselig drein.

Die Zuversicht des gestrigen Abends war verfliegen. Er schalt sich selbst einen Toren, der für andere Leute die glühenden Kohlen aus dem Feuer holt. Möge doch der Ruckuck den Syndikus mitsamt seinem Dorthchen holen. Die verdamnte Weichherzigkeit! Schon so manchen Streich hatte sie ihm gespielt und Weibertränen konnte er nun einmal nicht sehen. — Plötzlich ging die Sonne auf. Gott sei Dank, der erste warme Strahl. Die graue Stimmung verschwand und die Natur lachte unter Tränen. Auch dem Doktor wurde wieder leichter um 's Herz, auch er lachte. Weibertränen? Als ob die blonde Madonna vor ihm geweint hätte! Sie hatte seine Hilfe ungern angenommen und wäre lieber still mit ihrer Dornenkrone auf dem Haupte davon gegangen. Signer Wille trieb ihn, vielleicht eine starke Abneigung gegen das reizende Dorthchen, die auch einst seine heimliche Schwärmerei gewesen war. Pah, er hatte sie seinem Albert gegönnt und nie ein Wörtchen von seinen eigenen Empfindungen verraten. Wenn er gewollt hätte, konnte er sie ja nach des Freundes Vermählung gewinnen. Aber er wollte nicht mehr; er hatte Dorthchens Eigenschaften unter sein Sezirmesser genommen und dasselbe an ihnen gefunden, wie jener vorwitzige Schüler an dem verschleierte Bild zu Sais — nämlich nichts. Er war ein Wissender und jedes Wissen soll man in den Dienst der Menschheit stellen, folglich auch dieses. Vorwärts also —

Wie der Doktor es fertig brachte, das kaltherzige Dorthchen zur Krankenpflege willig auf seinen Wagen zu bekommen, ohne daß er von Alberts Gefühlen für sie ein Wort fallen ließ, dankbar sein Geheimnis. Die Ansteckungsgefahr war seiner Meinung nach vorüber — er hatte dies auch der ängstlichen Mutter in einem Moment des Alleinseins gesagt — als sie sich aber Friedeberg näherten, bereitete er Dorthche zu ihrem unaussprechlichen Entsetzen auf die Möglichkeit einer solchen vor und riet ihr als wahrer Freund, sich so fern wie möglich von dem Kranken zu halten, lieber Frau Lina in's Feuer zu schicken und ihr dafür nach Kräften in der Küche beizustehen.

Auch bei diesem guten Rat überließ Dorthche ein kalter Schauer. Sie hielt sich zu Hause prinzipiell nicht in der Küche auf; sie hatte kaum eine Ahnung vom Kochen und verabscheute jede häusliche Arbeit, weil sie die Hände verdirbt und nun sollte sie hier in diesem fremden Hause — —

nein, es war kaum auszubedenken. Sie brach in Tränen aus. Sie war so wie so schon erregt, denn es hatte zu regnen begonnen und ihr dünnwandiger Koffer fand keinen genügenden Schutz auf dem Doktorewagen. O, alle ihre schönen Kleider! Sie überschüttete ihren Begleiter mit Vorwürfen, worauf er zart andeutete, daß er ihre Nächstenliebe über jedes persönliche Bedenken erhaben gehalten hätte. Ob denn nicht ein Rest alter Zuneigung ihr den Jugendge—spielen noch immer teuer mache? Sie blitzte ihn mit ihren schwarzen Augen zornig an und vergaß ihre Tränen.

„Nicht so viel mache ich mir aus ihm“, rief sie, ein Schnippchen schlagend aus: „Und daß Sie 's nur wissen, nur Ihnen zu Gefallen fuhr ich mit. Sie Bösewicht, Sie, der Sie mich dafür dem Tode ausliefern wollen.“

Sie sah ihren Begleiter mit einem koketten Augenaufschlag an; er jedoch schien dies nicht zu bemerken. „Fräulein Biber,“ sagte der Schalk so ernst und ehrbar, als wäre er ein uralter Mann und sie seinesgleichen. „Sie belieben nur Ihr warmes Mitgefühl vor mir zu verstecken. Ich kenne ja die Gefühle, die Sie für die Menschheit im Allgemeinen, für dies Paar im besondern hegen und weiß sie nach ihrem vollen Werte zu schätzen.“

Sie wußte auf diese Tirade nicht gleich etwas zu erwidern, sah aber den Sprecher erstaunt und etwas mißtrauisch von der Seite an.

Der Kranke hatte mit Herzklopfen auf das Näherrollen gelauscht. Jetzt würde sie kommen — jetzt, um ihn endlich zu begrüßen. Aber kaum angekommen, verschwand Dorthchen in ihrem Stübchen, um ihren Koffer auszupacken. Sie war so besorgt um ihre armen Kleider und hatte nur ein paar flüchtige Worte der Teilnahme für die Hausfrau, die sie ernst begrüßte.

Der Doktor war auf seinem Wagen geblieben, um noch einige Krankenbesuche zu machen; nach dem späten Mittagessen würde er wieder kommen — so ließ er Albert sagen. Wäre er doch erst wieder da! Der Kranke glaubte vor Ungeduld wieder zu fiebern. In seiner Herzensangst klingelte er nach seiner Frau, und sie tat still, freundlich und unsüchtig alles, was sie wußte, um ihn zu beruhigen. Sie war wirklich eine ausgezeichnete Pflegerin — aber nun konnte sie auch den Takt haben zu gehen; als Gesellschafterin war ihm eine andre lieber. Und sie hatte den Takt! Es war wieder ganz still um ihn her, denn das Haus

Hausfreund.

lag abseits der Straße, und sein Zimmer entfernt von den Wirtschaftsräumen, aber doch glaubte er ein ungewöhnliches Hin und Her, eine lautere Geschäftigkeit im Hause zu bemerken, welche sein Herzklopfen nur vermehrte. Endlich hielt er die Einsamkeit nicht mehr aus. Er klingelte wieder, diesmal erschien das Mädchen, aber sie steckte vorläufig nur den Kopf in die Tür; sie schien sehr eilig und sah hochrot aus. „Warum läßt sich denn niemand bei mir sehen? Ich habe — ich möchte — es ist kein frisches Trinkwasser mehr da.“

„Ach, herrje, kein Wasser mehr!“ rief Auguste und goß in das leere Glas so viel von dem begehrten Naß, daß der Überfluß einen ganzen Tisch bedeckte — „da gibts Arbeit, wenn solch ein Besuch kommt, der Herr Syndikus müssen entschuldigen, die weint ja und schreit über ihre nassen Kleider. Einen roten Bolzen nach dem andern will sie haben, aber plätten kann sie nicht damit und hat sich schon die Falbeln an ihrem Schwarzseidenen verbrannt. Da muß Unser-eins zugreifen, wenn man dafür auch nur spitze Neben bekommt, daß eine so reiche Frau, wie die Frau Syndikus nicht einmal eine Kammerjungfer habe.“

Dem Syndikus war zu Mute, als habe er das von Auguste so freigebig vergoffene Wasser nicht über seine Marmorplatte, sondern über den Kopf bekommen. Sie sorgte also immer noch um ihre Kleider, und für ihn hatte sie keinen einzigen Augenblick Zeit. O, Weiber! O, unvollkommene Welt, in der selbst Engel, wie Dorthchen, ihre Mängel haben.

Seine Stimmung wurde eine elegische. Er schmiegte die Wange in die Hand und

„Nichts ist in der Welt mir lieber  
Als die kleine Dorthchen Biber“

so kam es fast unwillkürlich über seine Lippen; aber er schüttelte den Kopf dabei und seufzte. Es tat ihm beinahe doch leid, daß es so war.

Endlich hatte der Doktor sich frei gemacht, um ein wenig bei seinem Freunde zu bleiben. Er sah ernst aus, wenn er im Krankenzimmer war, doch wenn er sich unbeobachtet glaubte, strahlten seine Mienen. Alles ging ja nach Wunsch und genau, wie er es vorausgesehen hatte.

„Doktor,“ fragte der Kranke zaghaft, „ist sie denn wirklich da?“

5

„Aber gewiß doch, Albert. Sie hat nur mit ihrem Koffer voll Kleider zu tun, in denen sie Dich bezaubern will — das werden nicht zu wenige sein; die kosten Zeit.“

„Doktor,“ erklang es nach einer Stunde noch zaghafter, „Ihr macht mir etwas vor; sie ist gar nicht mitgekommen. Aber ich bin nicht mehr so krank; sagt mir die Wahrheit.“

„Mein Ehrenwort darauf, daß sie hier ist. Ich habe vorhin nur so gehört, daß sie plättet.“

„Plättet! plättet! plättet! Und meine Frau? Warum leidet sie das? Sie versteht doch solche Dinge besser wie Dorthel!“

Der Doktor biß sich auf die Lippen, um nicht laut heraus zu lachen; der gute Albert war doch gar zu naiv! „Deine Frau hat mehr zu tun,“ sagte er. „Sie kocht Dir selbst, wie immer Deine Schokolade. Siehst Du, da schickt sie schon.“

Der Syndikus nahm seufzend die Tasse aus der Hand des Mädchens. „Hat — hat — das fremde Fräulein auch ein wenig Schokolade bekommen?“ fragte er.

Das Mädchen lachte: „Ein wenig? O, das langt nicht, der schmeckt's besser wie dem Herrn, einen ganzen Teller voll Kuchen hat sie aufgegessen.“

„Na, guten Appetit,“ lachte der Doktor, „Ruhigem Blut schmeckt alle Nahrung gut. Ich wünsche Dir daher das Gleiche, Syndikus.“

Doch dem Kranken quoll der Bissen im Munde; er konnte vor Spannung nicht essen. „Ich muß sie erst sehen, Doktor; ich bin schon ganz krank.“

Es dämmerte bereits, als Dorthel endlich auf Bitten des Doktors an die Türe pochte.

„Herein!“ rief eine zitternde Stimme.

Vorsichtig blieb sie auf der Schwelle stehen und hielt ein stark mit eau de Cologne angefeuchtetes Taschentuch vor Mund und Nase. „Verzeihe, lieber Vetter, es ist nur wegen der Ansteckung. Guten Tag, guten Tag — ich freue mich, daß Du wieder in der Genesung bist. — Aber ich bin so ängstlich — ach, nein, gib mir die Hand noch nicht. Ach, nein —“

„Aber geliebtes Dorthchen, so schlimm ist es doch nicht mehr mit mir. Ach, komm doch ein bißchen näher, daß ich Dich ordentlich begrüße. Und dieses abscheuliche Taschentuch. Das

Parfüm ist auch viel zu stark für meine Nerven.“

„So? ach, na — ich gehe ja schon, Albert.“ Noch ein kurzer Kampf, ein sehnsüchtiger Blick auf den Doktor, der sich diskret dem Fenster zugewendet hatte, und sie war gegangen.

Der Fleck, auf dem sie eben noch gestanden hatte, war leer — unzweifelhaft leer.

Der Syndikus führte die Hand an die Stirn. Ihm schwindelte. Sein armer Kopf konnte diese Wirklichkeit noch nicht fassen.

„Das ist stark,“ sagte der Doktor, wie mit unterdrückendem Zorn, „die Liebe kann nicht mehr groß sein, die so an sich selber denkt! Na, ich sag' es ja — Deine Frau findet so leicht nicht ihresgleichen, und wohl oder übel mußt Du Dich ja mit ihr behelfen, denn die Pflegerin ist doch einmal weggeschickt.“

„Vielleicht hatte sie 's nur eilig“, meinte der Syndikus mit neu erwachter Hoffnung, „weil sie die Abendsuppe kochen will. Du sagtest doch, sie wolle Lina in der Wirtschafft helfen.“

„Die Abendsuppe! richtig“, rief der Doktor. „Da will ich ihr doch gleich meine Anweisungen geben. Wird die Suppe aber schmecken, Albert!“

Der Patient lächelte und seine Augen leuchteten wieder.

Der Doktor klopfte bescheiden bei Dorthel an. „Er möchte so furchtbar gern eine Suppe von Ihnen gekocht haben,“ sagte er so demütig, als ob er bei einer großen Fürstin antichambriere. „Tun Sie mir den Gefallen und kochen Sie ihm eine. Kranke haben so ihre Launen. Wahrscheinlich denkt er, in der Residenz wird anders gekocht und will mal eine kleine Abwechslung haben.“

„Auch das noch!“ rief Dorthchen ärgerlich und stampfte mit dem Füßchen den Boden. „Da sehen Sie, was diese Fahrt mir bereits gekostet hat. Mein neues seidenes Kleid! Und nun auch noch —“. Sie hielt inne und blickte zärtlich und verzweiflungsvoll auf ihre zarten Hände.

„Ich helfe Ihnen auch,“ tröstete der Doktor lachend, „freilich, das Beste müssen Sie tun.“ „Ich möchte wissen, was die sich eigentlich unter Krankenpflegen denkt,“ überlegte er weiter, „ein bißchen Schöntun, am Lager sitzen und Augen machen — na, das geht nun freilich nicht, der Ansteckung wegen.“

„Mein Gott, das Suppenkochen wird sich Lina doch nicht nehmen lassen,“ meinte Dorthie immer noch zögernd.

„Die Frau Syndikus ist gar nicht zu Hause,“ erwiderte der Doktor mit dem unschuldigsten Gesicht. „Ich habe sie nach der Stadt und in die Apotheke geschickt; die Ärmste war ja seit Wochen nicht aus dem Hause. Nun Sie hier sind, kann sie sich es ja leisten.“

„So — na, das ist ja recht nett!“ pläzte Dorthchen heraus, „sie geht spazieren, und ich soll hier das Aschenbrödel spielen! Da dürfte sie sich doch in mir geirrt haben.“

Der Doktor schien zu überlegen. „Eigentlich haben Sie recht,“ sagte er dann, „die Frau Syndikus hat den Mann; mag sie ihm auch seine Suppe kochen.“

Aber heute geht es nun mal nicht anders, der Ärmste kann doch nicht hungern. Auf die Minute muß er sein Essen haben — darauf muß ich als sein Arzt bestehen. Das Mädchen

versteht auch nichts — folglich — — bitte, bitte, liebes Fräulein Viber.“ Er ergriff stürmisch ihre Hand und drückte einen feurigen Kuß darauf: „Sind wir nicht eigentlich auch ein bißchen verwandt? So im dritten oder vierten Gliede? Da ist so ein Handkuß doch wohl gestattet?“

Sie nickte nur und schlug die Augen nieder; dann sah sie ihn voll mit einem schmachttenden Blicke an: „Gern sogar, lieber Vetter! Sind Sie aber ein berebter Anwalt Ihres Freundes! Da muß ich wohl schließlich tun, was Sie wünschen. Kommen Sie, wir wollen mit vereinten Kräften wirken.“

Für eine Mehlsuppe hatte sich Dorthchen entschieden — es war beiläufig die einzige, die sie jemals gekocht hatte. „Ein wenig pikant,“ hatte

der Doktor geraten und das Feuer so kräftig geschürt, daß die Suppe ein etwas brenzliches Aroma erhielt.

Dorthie hatte nicht schlecht gefalzen, und der Doktor hinter ihrem Rücken noch eine kräftige Faust voll Salz in die Suppe getan, so daß es des Pikanten entschieden genug war. Das fertige Werk — es waren beiläufig zwei Liter Flüssigkeit, in welche Dorthie mindestens ein Pfund Mehl hinein gearbeitet hatte — trugen sie mit vereinten Kräften in die Krankenstube — er den ungeheuren Topf, sie Teller und Löffel. Der

Vorsicht halber hatte Dorthchen Mund und Nase mit einem weißen Tuche umbunden, so schwer dies ihrer Eitelkeit auch ankam.

„Hier, Vetter Albert, ist Deine Suppe!“ Der Kranke richtete sich freudig auf, doch wurde sein Angesicht bedeutend länger, als er den großen

Suppenvorrat erblickte. Hätte Lina ihn gebracht, so würde er ungemütlich geworden sein und hätte behauptet, daß

ihm der Appetit bei diesem Anblick vergehe; jetzt bemerkte er fast schüchtern, daß er nur „ein ganz kleines Tellerchen voll gebrauche.“

„O, das machen wir schon,“ tröstete der Doktor. „Ich halte den Teller und Deine Kousine gießt ein.“

Ja, gegossen wurde nun freilich auch, aber da ansehnliche Klumpen in der Suppe schwammen, so gab es mehr als einen Plauz, und Alberts schöne Sofabedecke bekam entschieden mehr von der Suppe, als der bedeutend zu tief gehaltene Teller.

„Aber Herrschaften, haben wir denn kein Tablet mehr!“ rief Albert, halb lachend, halb ärgerlich, „und wo bleibt meine Semmel?“



„— ach nein, gib mir die Hand noch nicht.“

„Ich weiß von keiner Semmel“, entgegnete Dorthen übellaunig „der Doktor hat mir nichts davon gesagt.“

„Na, so — ja,“ meinte Albert resigniert, „es geht vielleicht auch so.“

„Ja, nicht wahr? Du ißt einfach ein Bißchen mehr Suppe. Es ist so reichlich da und pikant ist sie auch.“

„Sehr pikant“, bestätigte Albert, der den ersten Löffel voll genommen hatte, „ich — aber mein Gott.“ Das Weitere erstickte in einem Hustenanfall. „Sie ist — ich glaube, sie ist allzu scharf für mich — ach — es ist schrecklich zu sagen, aber essen kann ich sie nicht.“

Dorthen stellte eben nicht leise Topf und Teller auf den Tisch und eilte zur Türe. „Das hat man nun von aller Mühe. Lasse Dir doch Deine Suppen kochen von wem Du willst, Better; ich verzichte darauf.“

Der Doktor hielt die Hand vor den Mund und wendete sich ab, aber an der Bewegung seiner Schultern merkte der Syndikus doch, wie sehr er innerlich lachte. „Tu' Dir keinen Zwang an, Freund“, sagte er bitter, „eine Köchin ist sie nicht.“

„Dagegen hat sie desto mehr Temperament“, lachte der Doktor gerade heraus. „Na, Alter, ein Bißchen lebhaft wirds hier werden, wenn die hier einmal einziehen sollte! Kann sie sich übrigens von ihrem kleinen Vermögen Köchin und Kammerjungfer halten? Ich zweifle daran und fürchte, Syndikus, daß Dein Exempel nicht stimmt.“

„Exempel? ich habe noch keine gemacht.“

„Aber, lieber Freund, wer nicht rechnet, reicht nicht. Du bist verwöhnt durch den Wohlstand Deiner Frau und hältst alle diese schönen Dinge um Dich her bereits für selbstverständlich — Ah, guten Abend, verehrte Frau! Hier ist Schmalhans Küchenmeister. Albert will diese Suppe nicht essen; wollen Sie sie gütigst einmal begutachten? Aber Vorsicht, bitte!“

„Ist sie denn giftig?“ scherzte die junge Frau, die ordentlich erfrischt von der langentbehrten Luft mit roten Wangen heimgekehrt war. Als sie aber eine Kleinigkeit von der Suppe auf ihre Zunge gebracht hatte, mußte sie herzlich lachen. „Die kann kein Mensch essen“, erklärte sie, „er mußte dann vorher seine Geschmacksnerven unempfindlich gemacht haben.“

„Ich glaube, Du hast mich nur verwöhnt,“ äußerte der Syndikus unzufrieden, „früher war ich doch nicht so!“

Sie sah ihn groß an. „Ich werde Dir sofort eine andere kochen. Hunger leiden soll in meinem Hause niemand. Auch Sie nicht, Doktor; ich erlaube mir, Sie zu einer frugalen Abendmahlzeit einzuladen.“

Der Doktor verneigte sich zustimmend und sah der jungen Frau bewundernd zu, wie sie trotz des trüben Schleiers, der wieder über ihren Augen lag, das in Unordnung geratene Zimmer in ein paar Minuten wieder hübsch und harmonisch machte. Sogar die Flecken auf der Chaiselonguebede wurde getilgt und ein Strauß flammender Phloxblüten auf den Tisch gestellt.

„Sie ist wie ein guter Geist,“ sagte er, als sie gegangen war, „Du würdest sie später schwerer vermissen, wie jetzt die andere. Wenn ich Dir raten kann, laß es beim Alten, lieber Junge.“

„Einer versalzenen Suppe wegen?“ zürnte Albert, aber der Ton kam ihm doch nicht so recht vom Herzen; er blieb still und einfüßig.

Einige Tage waren vergangen; Dorthen benahm sich immer mehr wie ein anspruchsvoller Besuch, der auf sein Gastrecht pocht. Frau Lina seufzte, ließ ihr aber soviel wie möglich das Mädchen zur Bedienung und waltete still und freundlich um den Kranken, obgleich es in ihrem Herzen keineswegs so aussah.

Daß Albert alles dieses erfuhr und in der rechten Beleuchtung sah, dafür sorgte der Doktor. Einen letzten Sturm aber wollte er doch noch wagen.

Eines Morgens hatten die Dienstmädchen eine große Menge grüner Bohnen im Garten pflücken müssen, die sämtlich geschneitelt und mit Salz in große Steintöpfe verpackt werden sollten. Da waren viele Hände nötig, und auch an Dorthen erging die Aufforderung zu helfen. Wohl oder übel mußte sie in den sauren Apfel beißen, wenn sie mit einigem Recht noch länger hier verweilen wollte. Es gefiel ihr in dem wohlleingerichteten Hause, und Friedeberg war ihre alte Heimat; es gab viel Neuigkeiten für sie zu hören und zu sehen, und dieserfeinst verschmähte Doktor war doch ein gar zu guter Gesellschafter. Auf das Glatteis der Küche brauchte sie sich ja nicht wieder von ihm führen zu lassen!



An den Doktor also dachte Dorthchen, als sie sehr langsam und ungeschickt mit den Bohnen „tändelte“, denn eine Arbeit konnte ihre Beschäftigung durchaus nicht genannt werden. Sie war zufällig allein; Hausfrau und Köchin, selbst das Kindermädchen, hatten sie vorübergehend verlassen, so konnte sie ungestört träumen. Die Kinder freilich waren ihrer Obhut anvertraut; aber sie liefen ja schon; mochten sie sich selber hüten! Um sie herum lagen wie Leichen auf dem Schlachtfeld die Opfer ihres Messers, die vom Schooß herabgefallen oder neben die Schüsseln geworfen unter



„Aber Dorthchen!“ sagte die Hausfrau nur, „unsre viele, viele Arbeit!“

die Füßen der beiden Kinder und ihres Hündchens gerieten, den weißgeschuerten Boden mit ihrem grünen Lebenssaft färbend. Mochten doch die Mädchen nachher alles wieder in Ordnung bringen! Sie ahnte nicht, daß der Gegenstand ihrer Träume im Hause war, denn er war durch den Garten gekommen und hatte den kleinen Nebenraum passiert, der nach alter Mode eine Türe mit ein paar Glasscheiben besaß.

„Albert“, flüsterte der Doktor, als er mit leisen Tritten in dem Bohnzimmer des Freundes angelangt war „ich will Dir einmal etwas hübsches zeigen. Anstrengen sollst Du Dich noch nicht — ich trage Dich — bloß bis auf das kleine Sofa in Eurem Entree.“

Der Syndikus hat sich gelangweilt und etwas hübsches sieht man immer gern; so überließ er sich den starken Armen seines Freundes und blickte mit ihm gespannt hinter der seidnen Gardine der Glastüre hervor.

Ah, Dorthchen!

Sie lag auf einem niedrigen Stuhl, weit zurückgelehnt, die Hände über den Kopf gefaltet, die Füße weit vorgestreckt — sehr hübsche,

zierliche Füße, die aber wie Kinder und Hündchen auf Bohnen traten. Vergebens mühte sich das dralle Bübchen ihre Aufmerksamkeit zu fesseln; sie gähnte nur und schob ihn unwirsch von sich.

„Mich wundert, daß sie ihm keinen Puff mit auf den Weg gibt“, dachte der Doktor. „Na, abwarten; das kommt noch.“

Der Kleine sah die unfreundliche Tante mit scheuen Augen an, und dann trottete er zu seinem Schwesterchen, das eben dem jungen Hunde in den Vorrat der geschnitzelten Bohnen half.

„Schlafen! sollst schlafen!“ jagte sie, und „Schlafen — sofst stafen“, lachte auch der Kleine. Der Hund wehrte sich; die Bohnen waren ihm zu feucht und zu kühl. Winselnd zerwühlte er das unerwünschte Lager, bis die grünen „Schwerter“, die ihm die Kinder lachend hinhielten, in viele Stücke, und ließ sie dann zu den übrigen fallen.

Der Doktor schüttelte sich.

„Brrr! sie braucht sie ja im Winter nicht zu essen. Ha, jetzt tritt Frau Lina auf — jeder Zoll eine Königin!“

„Aber Dorthchen!“ sagte die Hausfrau nur, „unsre viele, viele Arbeit! Kannst Du Dich denn gar nicht hinein denken in die Sorgen und Freuden einer Hausfrau? Soviel Mühe haben mir diese Bohnen den Sommer über gemacht, und nun sind sie fast alle durch den Hund verdorben.“

„Larifari!“ lachte Dorthchen, „Er wäre ja auch wieder herausgegangen; Du mußt nur ein Bißchen später kommen, Lina! Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß — Du weißt ja — und die Kinder waren so schön ruhig.“

„Also darum?“ rief Frau Lina. „Und Du hättest uns wirklich dies edelhaft gewordene Gemüse

in den Keller bringen lassen?" Sie schüttelte den Kopf und war sichtlich erregt; aber sie überwand sich heldenhast und fügte, indem sie die armen zertretenen Bohnen vom Boden auf- las mit einer Anwandlung von Galgenhumor hinzu: „Es gibt nur eine Erklärung für Dein Benehmen, Mädchen — Du bist verliebt.“

Dorthē richtete sich ein wenig aus ihrer bequemen Stellung auf: „Und wenn ich es wäre! Du, die Du Reichtum, Mann und Kinder hast, könnte mir wohl ein Bißchen Gegen- liebe gönnen.“

Frau Lina wurde bleich und ließ die eben gesammelten Bohnen wieder aus ihrer Schürze fallen, „Gegenliebe? und von wem?“

„Ich glaube gar, sie ist eifersüchtig“, lachte Dorthē ausgelassen, „mein guter Schatz, das hast Du nicht nötig. Ein so anspruchsvoller Gemahl wie der Deine, der jetzt noch dazu alle seine schönen Locken verloren hat — nein, geh doch, ich danke bestens! Es ist mir freilich so vorge- kommen, als schwärme er mich wieder an; aber ich lasse ihn abfallen, wenn er mir zu nahe tritt — darüber sei ruhig.“

Die Frau Syndikus bückte sich wieder nach ihren Bohnen; die gespannt lauschenden Männer hatten aber doch gesehen, wie erleichtert sie aufatmete.

„Und wer ist denn der Glückliche?“ fragte sie nach einer Weile.

„Wer es ist?“ Das dreiste Dorthchen wurde doch ein Bißchen verlegen. „Nun das solltest Du Dir doch selber sagen können, mir auch zu meinem Ziele verhelfen. Sieh einmal — wir sind doch keine grüne Gänse mehr — und Du hast es mit der Zeit doch auch wohl erfahren, daß ich an Deiner Stelle sein könnte, wenn nicht eben Du nach Friedeberg gekommen wärest —“

„Das kann doch Niemand mit Gewißheit sagen, Dorthchen.“

„Natürlich nicht. Deiner Meinung nach werden ja wohl die Ehen im Himmel geschlossen — aber gleichviel, Du kannst mir helfen, wenn Du willst.“

„Aber, liebes Dorthchen, dazu taue ich nicht. Wie soll ich das machen?“

„Nun, wie alle Ehehelferinnen es machen, indem Du meine Tugenden in das rechte Licht

setzt — natürlich vor ihm.“ „Deine Tugenden?“ Dies kam mit einer so drolligen Ironie heraus, daß der Doktor ein leises Lachen nicht unter- drücken konnte.

„Nun ja doch! Hausfräuliche, wie Du, werde ich wohl nicht besitzen, aber ansehnlich bin ich doch. Das muß der Neid mir lassen.“

Und sie drehte und streckte die entblößten Arme vor dem Spiegel und fragte über die Schulter zurück: „Sage mir nur Eins — ist er vor meiner Ankunft auch so oft zu Euch gekommen, wie jetzt!“

„Ich glaube, wir haben genug gehört“, flüsterte der Doktor „um 's Himmelswillen, komm, Albert — ich muß mich retten.“

„Na Syndikus“, sagte er, als er den Freund wieder auf die Polster seines Sofas gebettet hatte, „ich denke, meine Kur ist jetzt vollendet. Hoffentlich fühlst Du Dich geheilt und ich kann flüchten bis an das äußerste Meer — sonst legt man mir hier noch Fesseln an —“

„Geschähe Dir recht für Deine Ränke — ich durchschaue Dich jetzt“, erwiderte der Syndikus; Du bist ja ein ganz gefährlicher Intrigant. — Ich hoffe aber, daß Du um meinetwillen Dorthē nicht zu nahe getreten bist. Ich möchte doch, daß sie ungekränkt davon zöge.“

„Mein Ehrenwort“, versicherte der Doktor. Nur einen Handkuß habe ich auf dem Herzen, der gräulichen Suppe wegen. Wenn sie aber „ungekränkt“ davonzieht, bekommt sie noch einen.“ —

Das alte Fräulein Biber und der alte Medikus, sie fanden sich als alte Freunde in der Residenz wieder. So manches Whistchen haben sie miteinander gemacht und sich gelegent- lich auch weidlich gezankt und wieder vertragen. Unermülich war der alte Herr im Anhören von Dorthes endlosen Krankengeschichten. Die Leute wunderten sich über diese Freundschaft, denn Dorthē erfreute sich der allgemeinsten Unbeliebtheit, während der Medizinalrat die Liebe und Achtung aller seiner Mitbürger genoß. Nur Albert und seine Frau, die in glücklichster Ehe miteinander lebten, wußten, daß das eine kleine Buße war, die ihr guter alter Doktor sich von seinem weichen Herzen auferlegen ließ; denn das Dorthchen war doch recht einsam —

## ⊗ Schbizbuwe-G'schichtel.

Humoreske in Pfälzer Mundart von M. Barak.



Wann ime Dorf zwee Schlauköpp sinn unn d'r een iss Borgermeeschder unn d'r anner Bollezeidiener do kann die Gemeend ruhig schlofe, dann 's kann nix bassiere, — so lang nit eener kummt, wo noch pissiger iss, als die Zwee mitnanner. Wann awwer der Fall eindrede dut, dann iss 's leg und 's kann 'm Borgermeeschder begegne, daß 'r sein Bollezeidiener forr 'n Esel halt' unn umgeleht d'r Bollezeidiener de Borgermeeschder forr e Viech. So wenigschdens iss 's vorr e Johrer Verzig ime Dorf in d'r Palz gange. — Do iss d'r 's neemlich vorkumme, daß 'n Schbizbu, 'n nyrnuziger Galgeschdrick, bei demm d'r selig Zundelfrieder noch hätt' in die Lehr' gehn könne, sein Uäwese gedriwwe, g'schdohle unn allerlee Uäfug veriebt hott, daß die Baure ganz rawiatt worre sinn, dann wann se aach se uff ihrer Hut gewest sinn unn Dag unn Nacht uffgebaht hawwe, hott mer denn Kerl halt nit verwische kenne, nit forr Alles. Wo eener e Sau g'schlacht hott, iss se am annere Morge fortgewest mitsammt de Werst; hott eener Wein in de Keller gelegt, so iss zwee obder drei Dag druff dess Fas so leer unn hohl gewest wie 'n Luftballon; unn hott eener 'n kleene Bu gedaaft, so hott der Schbizbu, während daß die Daafg'sellschaft in d'r Kerch gewest iss, die Drote unn die Küche g'schdohle. — Eweso hott 's der Kerl aach de Weiwer gemacht. Gott eene 'n Haffe

voll Milch in de Brunn e g'schdelst, daß se nit sauer werre soll, so hott 'r schunn e Schbindche schbäter unserem Schbizbu g'heert; hott e anneri e Gänfel g'schdohbt, so iss 'r uff eenmol d'r-erscht ihr Welschtorn abhande kumme, unn d'rher-noochder 's Gänfel selwer; hott widder e anneri ihr Kind in sein Bettche in de Gaarde unner 'n Baam in de Schatte g'schdelst, so iss 's, wann se 's widder hott hole wolle, fortgewest — 's Bettche nemlich, dess Kind awwer hott 'r dogelost unn ganz scheen uff de Bodem in's Gras gelegt, dann des hott 'r scheint's nit brauche kenne. Nach sunschtige Schdreech unn Uäfug hott 'r noch gemacht. ja 's soll sogar vorkumme sein, daß, wann e Meedel Dwends vorr 'm Dorf unner der große Lind' mit sein Schaz zammekumme iss, er 's gar nit gewest iss — d'r Schaz neemlich —, sundern widder unser Schbizbu. Dess awwer — ich muß sage — glaw' ich nit, dann e Meedel kennt sein Schaz, meen' ich, aach in Dunkle. Sunscht awwer iss nix sicher gewest vor dem Malefizkerl unn d'rzu iss noch kumme, daß er die Leut' manchmol geuhzt unn ene zu wisse gedaht hott, er kam' in der Nacht unn dat ene dess obder sell schdehle. Hawwe dann die Leut' gemeent, dess wäre nor Bosse obder Schbarafanze, so sinn se am annere Morge zu ihrem Schrecke belehrt worre, daß 's biddrer Ernst gewest iss; hawwe se awwer kunträr 'm gude Wedder nit gedraut unn ihr Sach' als verschdeggelt obder hinner Schloß unn Riegel verwahrt, so hott 's der Tropp, der misserawel, doch zu finne gewist unn hott 's halt mitgeh'n heeße. Keen' Wunner iss 's derntwege gewest, daß die Leut' im Dorf zuguderletscht ganz wiehdig worre sinn unn g'schennt unn ressonniert hawwe, d'r Borgermeeschder dat e schlechdi Uäficht siehre unn d'r Bollezeidiener wär 'n Hannebambel, dann sunscht mist mer denn unbekante Däter schunn lang verwischt hawwe. Dess Geredd hawwe die Zwee nadierlich uff ihr Amtsehr' genumme unn sie hawwe sich gegeseitig verschbroche, denn Kerl beim necksche Abendat abzufasse, unn wann 'r d'r Deiwel selber wär'. „Hawwe misse mer 'n unn unser muß 'r sein,“ hawwe se zu enanner g'sacht — „dann uns iss 'r, Gott sei Dank, doch nit pissig genug!“

So hawwe se g'sacht unn nadierlich iss 's unfer'm Schbizbu zu Ohre kumme. Der awwer hott sich in's Fäuschte gelacht unn gedenkt: „Dess wolle mer doch emol browiere, — ich meen' als, ihr zwee verschbrecht aach mehr, als 'r halte könnt!“ So hott 'r gedenkt, unn weil 's d'r Zufall grad will, daß d'r Borgermeeschder selwer in seim Gaarde 'n wunderscheene Appelbaam ganz voll mit brächdige Appel hott, — 's sinn, so viel ich weess, vunn denne ganz große schwarzgebibbelte Goldredde gewest —, so schickt 'm halt mein Schbizbu e Zeddelche unn zeigt 'm an, heit Nacht dat' 'r 'm die Appel schdehle.

„So, Alberle“, denkt do mein Borgermeeschder, „du kummt m'r jetzt grad recht unn wie gerufel! Dessmol sollst du doch an de leze kumme: ich merr' d'r dein G'lichte nooch anner Leit ihre Appel verdreiw, — du sollst dich wunnere, du Hallunk!“

So hott 'r gedenkt unn lost halt glei sein Volzeidener kumme unn deelt 'm die Sach mit unn dut 'n inschdruwiere unn secht: „Andrees,“ hott er zu 'm g'sacht, dann uff 'm Land iss Alles per du mit'nanner, „jetzt iss d'r Lageblick do, wo der Moment kummt unn du zeige kannscht, ob du 'n Mann vunn d'r Schbrig bischt unn dein G'schaft verschdehst als Schdaatsgewalt. Der Kerl werd ainfangs frech, awwer wie heest 's in d'r Biewel? Hochmut kummt vor 'm Fall.“ Der Fall kummt jetzt, — er iss schunn do, dann mir zwee sinn do unn verwische jetzt denn Malefizlumb unn wann 'r aach e ganzl Raiwerband' war, so gewis ich Maddhes heest unn du Andrees! Mir wollen 'n lerne Appel schdehle, wo nit forr ihn gewachse sinn, — aach noch gar im Gaarde vumm Gemeendevorschband, wo e Reschbelts-person sein sollt! Derntwege, Andrees, wolle mir die Sach jetzt ganz pissig mache: Du halscht dein Bach' vorne an d'r Schbroß, ich meini hinne am Haus und zwischdrinn schdeht der Appelbaam. Do kann sich 's gar nit fehle, daß mir 'n kriche, wann er nuffschbeigt, dann 's mißt jo nit mit rechde Dinge zugeh, wann mir 's nit merke date, — sunscht sag' ich niz!“

Do legt d'r Andrees die Hand an sein Dienschtkapp' unn macht Honneer unn secht: „Zu Befehl, Herr Borgermeeschder,“ — dann er iss friher Solbat gewest unn hott gewist, was sich g'heert im Diensch — „mir zwee krichen 'n heit Nacht, dann ich mißt jo 'n Esel sein unn du, Herr Borgermeeschder, — mit Reschbelt zu sage — e Viehh, wann 'r uns durchkam'. Awwer dess soll mer uns nit noochsage kenne, — mir wenig-

schdens nit: wie 's ainfangt, dunkel zu werre, bin ich uff mein Poschte — sunscht sag' aach ich niz!“

So secht 'r unn geht halt heem, forr unn Zivill anzuzieche, dann „ich weess nit“, hot 'r gedenkt, „so 'n Schbizbu hott e Paar Lage im Kopp wie e Raß; wann der mein Uniformknopp' dat glitzere sehe, — ich habb' se jo geschdern erscht gebugt —, do war' 'r imschband unn kam' nit unn mir ware forr umesunscht uff d'r Lauer. Neen mein Kamisol iss besser als die eng' Uniform, in dere ich mich fascht nit rege kann, unn 'n orndlicher Brichel in d'r Hand iss m'r aach liwer als mein aldi schdumpyt Flitsch, die m'r der Kerl jo zudem am End gar nemme könnt im ferchterliche Handgemeng, neen gud iss gud unn besser iss besser!“

So denkt mein Andrees, henkt Rod' unn Säwel in de Raschte unn schluppt in sein bequemes Kamisol, in demm 'r sich doch aach hott rihe unn rege kenne. Wie 's awwer ainfangt, dunkel zu weere, nemmt 'r sein hagebichene Hofeschbod' inn die Hand, geht niwwer in de Gaarde vumm Borgermeeschder unn sezt sich hinner 'n Ransdrauwebusch, forr um uff den Kerl zu waarte.

Inzwische awwer hott aach mein Borgermeeschder was gedenkt unn zwar was recht pissiges, wie 'r gemeent hott, — 's iss awwer doch was dumms gewest. „Wie war' 's“ hott 'r neemlich gedenkt, „wann ich die Appel runnermache unn uff de Schbeicher schdelle dat, daß der Kerl, wann 'r kummt, norr de leere Baam find'! — Meiner Seel', deß du ich, uff mein Schbeicher sinn se uff jeden Fall geborge, unn wann ich dann gar noch unne an de Baam mein Fuchseise schdell, dann fang' ich denn Kerl forr ganz gewis un d'r Andrees kann 'n glei hinnerer fihre in's Loch!“

So denkt 'r unn ruft seiner Fraa unn macht sich halt glei mit'r draß unn die Appel runner; 's hott zwee große Wäschkörb' voll gewwe, Schdaatsäppel, eener scheener wie d'r anner, daß 'm Borgermeeschder unn d'r Borgermeeschdern 's Herz im Leib gelacht hott. Wie awwer d'r letscht Appel hunne iss unn die Körb voll sinn, drage se se mitnanner nuff unners Dach, dann do iss 'n ganz sicherer Blag. Wie 's awwer dann gege Dwend unn dunkelwerre geht, nimmt 'r sein Fuchseise vunn d'r Wand unn schleicht sich hiñ zu demm leere Baam unn schdellt halt die Fall im Gras, daß keen Mensch niz d'r vuff hott sehe kenne, b'funders nit bei d'r Nacht, wann 's schdodschdichedunkel iss. Dann awwer nimmt

aach er, wie d'r Andrees, 'n dichte Gokeschdod in die Hand, setzt sich uff die Bank vorr seim Gaus unn denkt: „Kumm Du mir jetzt norr!“

Awwer denn G'falle hott 'm der Schibzbu nit gebhañ, — wenigschdens vorderhand noch nit —, so daß d'r Borgermeeschder, wie so zwee, drei Schdund rummgehñ unn der Kerl kummt als noch nit, endlich bei sich denkt: „Ach was, — ich mee'n als, ich kennt e bissel schloose; der Andrees iss jo wach unn wann der Appeldieb kummt unn sich im Fuchseise fangt, werr' ich 's schon heere unn uffwache!“

So denkt 'r unn — e kleen Weilche druf, schloft unn schnarcht 'r schunn wie ä Schreinerfäg'.

Zum Unglid awwer hott grad zu dere Zeit aach d'r Andrees uff seim Poschde gedenkt: „E Dunnerwedder, — wann jetzt der Lumb, der misserawel, nit ball kummt, do falle m'r die Lage zu, dann ich kann mich fascht nit mehr uffrecht halte, so mied bin ich! Forr um sich mit Gewalt wach zu halte, hott 'r derntwege emool aing'fange, ganz leise sozusage norr in Gedanke, „de Jäger aus Kurpalz“ vorr sich hiñzusumme; awwer schunn, wie 'r an de zweete Bers kummt, wo 's heest:

„Ich fattel' mir mein Verb,  
Setz' mich auf meinen Mantelsack  
Und reite weit umher  
Als Jäger aus Kurpalz“

do hawwe sich seiñ Gedanke aing'fange zu verwerre unn er hott vorr sich hiñg'funge: „Ich fattel' mir mein — Appel — mein Appel — — Appelbaam — —.“ Mit eenimol awwer fahrt 'r jamme unn denkt: „Boß Millione, was singst du denn do? So heest 's jo gar nit, uff'm Appelbaam kann mer jo nit reide! — — Awwer warum dann nit?“ schießt 's 'm dann durch de Kopp, „freilich kann mer's, — recht gud kann mer's, wann mer sich nuffhodt uff'n

Ascht, unn de Buckel in e Gowel legt, daß mer nit runnerfallt im Schloof! Hurrah, dess du' ich, — dess iss 's g'scheideschte, was ich duñ kann, dann wann der Dieb kummt unn die Appel schdehle will, muß 'r doch aach uff de Baam schdeige unn do wach' ich forr ganz gewiß uff unn kann 'n hewe!“

So denkt 'r unn schleicht sich halt ganz sachde in der Dunkelheit hiñ nooch demm Baam unn will grad ańfange, noochenanner nuffzulettere, do dappt 'r mit 'm eene Fuß uf was Hartes, — 's macht „klapp,“ unn — „Milliondunnerwetter,“ kreischt d'r Andrees raus, „mein Beeñ, — mein Beeñ!“

Do fahrt mein Borgermeeschder aus 'm Schloof in die Geh'. „Aha!“ denkt 'r, „alleweil hott's 'n, — der Schibzbu iss in d'r Fall!“ Unn voller Freed unn Blesfir schbringt 'r bei unn — richtig, wie 'r hiñkummt, iss halt 'n Kerl do unn bickt sich und browiert halt, dess Fuchseise vunn seim Beeñ loszumache. Do, ohne lang „Werda?“ zu kreische, hebt d'r Borgermeeschder sein Brichel uff unn haut emool demm arme Andrees eeni hinne riwwer, daß der grad nauskreischt vorr Schmerz unn Zorn, dann 'r meent nit annerscht, als 'r hätt de Schibzbu



Unn „schwabb!“ geht 's dann riwwer unn riwwer, bis se alle zwee fascht nit mehr kenne.

vorr sich. Voller Mut packt 'r derntweg aach seiñ Schdecke unn zieht emool 'm Borgermeeschder eens runner, daß der meent, 'r hört die Engel im Himmel aus alle Tonarte singe. „Lumb, elender,“ denkt 'r drumm unn brennt halt 'm Andrees widder eens nuff, awwer kaum is seiñ Schdrech g'falle, so hott 'r selwer aach widder enni, daß 'r meent, d'r Deiwel holt 'n lothweis unn — „schwubb unn schwabb“ geht 's dann riwwer unn riwwer, bis se alle zwee fascht nit mehr kenne. „Andrees, — kumm bei,“ kreischt do der een, unn „Borgermeeschder, — zu Hilf, zu Hilf!“ der anner, „der Schibzbu iss do, — zu Hilf, zu Hilf!“

Do losse se alle zwee die Arm sinke unn gucke sich añ. „Ja, — bischt dann du 's, Andrees?“

vroogt d'r Borgermeeschder unn — „Was, — du bist's?!“ freischt d'r Bollezeidiener; „warum verhauscht du mich denn eso?“

„Ei, ich habb' jo gemeent, du wärscht d'r Schbitzbu!“ secht d'r Borgermeeschder. „Awwer warum hauscht dann du d'rnoochder so uff mich neiñ, wie uff e Schbid Viehch!?“

„Jesses, ich habb' jo dich forr denn Lumb g'halte, wo mich dobschlage wollt“, jammert d'r Andrees. „Ach Gott, ich bin jo halwer hiñ!“

„Ja, was hoscht du aach Zivill anzuzieche, daß mer dich net kennt bei d'r Nacht, — unn wie kummscht du dann in dess Fuchseise neiñ, wo ich forr denn Schbitzbu schbell?!“

„Was, du hoscht's g'schbellt?“ dess iss awwer doch aach millionisch dumm vunn dir gewest!“

„Ei dapp' du nit neiñ, du Esel!“ secht d'r Borgermeeschder ganz wild.

„Ei, sag' du mir's, wann du e Fall schdellscht, — du Viehch!“ freischt der Bollezeidiener ganz reschbektswidrig in seim Zorn. „Ich kann's doch nit rieche, daß eeni doschdeht!“

„Jesses, Jesses, iss des Maleer!“

„Neiñ, des iss keñ Maleer, — des iss verbobde“, freischt d'r Andrees, „dann wann mer e Fall schbellt, muß mer aach e Warnungsdafel d'rzu duñ!“

„Ja nadierlich, — hätt' ich nit demm Schbitzbu aach noch e Ladern d'rzu schdelle solle?“

„Ei so fang' du aach de Schbitzbu, awwer nit mich!“

„Noñ sei jetzt noorr schbill“, secht jetzt d'r Borgermeeschder un macht 's Fuchseise ausenanner, daß „die g'fange Schbaatsgewalt“ endlich de Fuß rauszieche kann, „du frichst aach 'n Korb voll Appel — als Schmerzegelb!“

Noñ, d'r Andrees bruddelt zwar noch e Weilche fort, hott sich awwer d'rhernoochder doch b'schwichdige losse, um so mehnder, als sich jetzt rauschbellt, daß seiñ Been norr e bissel verschunne. sunscht awwer ganz g'sund iss, dann die Zähñ vunn Fuchseise sinn zum gude Glick e bissel schdumpf gewest unn hawwe 'm Andrees seiñ dicke Schbiffelrohr nit durchschlage kenne. Derntweg' hott 'r sich also beruhigt unn d'r Borgermeeschder schbellt nochemool seiñ Fall und alle zwee gehne se dann widder uff ihren Poschte, forr um uff denn Schbitzbu zu laure unn 'n abzufasse, wann 'r kummt, unn die Appel hole will.

Awwer sie hätte ganz gud in ihr Bett aehñ kenne, dann der Schbitzbu — hott die Appel schunn lang g'hatt. Während d'r Borgermeeschder

unn d'r Bollezeidiener sich verhaue hawwe, iss 'r ganz gemiedlich ins Haus unn die Schbieg nuffgange uff de Speicher, hott die zwee Appelkörb noochenanner runnergebrage in de Gaarde unn — nix wie fort mit, grad wie die Zuee widder ihren Wachtposchte bezoge hawwe. Wie awwer eeñ Schbund um die anner rummgeht, unn wie's endlich Dag werd, hott d'r Borgermeeschder de Bollezeidiener geweckt — dann der is nadierlich eäng'schloose gewest — unn hott zum g'sacht: „Andrees“, hott 'r g'sacht, „jetz glaaw' ich nit, daß der Kerl noch kummt, — ime halwe Schbindche iss 's jo glockehell, der Lumb, der misserawel, hott forr ganz gewiß norr seiñ Schbuhje mit uns dreime wolle. Derntwege geh' du jetzt norr noochenanner heem unn leg' dich noch e Schbindche odder zwee in deiñ Bett, — ich mach's aach eso!“

Do macht d'r Andrees noch halwer im Schloof widder Honner un secht: „Zu Befehl, Herr Borgermeeschder!“ Oh, daß 'r awwer fortgeht, secht er noch: „Wie wär's dann, wann ich noch — mein Korb voll Appel runnermache un mitheemnemme dat, ich hätt' grad noch Zeit d'rzu!“

„Runnermache?“ secht do de Borgermeeschder unn lacht.

„Dod'rmit brauchst du d'r keñ Mieh zu mache — die sinn schunn hunne!“

„Was, — hunne?! secht d'r Andrees. „Ja wieso dann?“

„Ei, ich habb' se geschdern Mibdaq noch runnergemacht, dann ich hab' gedenkt, der Deiwel iss e Sechhörnche unn — Gud iss gud un besser iss besser!“

„Sooo?! brummt jetzt d'r Andrees. „Unn do hoscht du mich also de ganz Nacht do herschbehñ unn denn leere Baam hiete losse?!“

„Ach was!“ secht d'r Borgermeeschder. „Dess iss jo ganz egal, ob 'r voll odder leer gewest iss, der Schbitzbu hott uff jeden Fall nix d'rvuñ gewiß, daß ich die Appel runnergemacht habb' unn derntwege wär 'r, wann 'r se hätt' schdehle wolle, doch ganz gewiß in de Gaarde unn in meiñ Fall' gedappt!“

„Wer weest!“ secht d'r Andrees. „Ich meen' als, 'r hott's gemerkt unn iss derntwege nit kumme!“

„Noñ, was liegt mir drañ“, secht jetzt d'r Borgermeeschder ganz brofitlich, „jedenfalls haw' ich awwer meiñ Appel in Nummero sicher, — dess iss mir die Haaptfach'. Du sollst aach deiñ Körbche voll hawwe d'rvuñ, Andrees, —

ich habb' d'r 's jo verschbroche, waart' e Bissel, ich hol d'r's!"

"E Körbche voll?" brummt do d'r Andrees widder. "So, jetzt iss 's e Körbche? Du hoscht doch g'sacht, 'n Korb voll dat' ich kriche!"

"Noñ 'n kleene Korb haww' ich gemeent, so was mer e Körbche heest", secht d'r Borgermeeschder. "Wann d'r's awwer nit recht iss, kannscht d'r 'n Schbecke d'rzu schbecke!"

So secht 'r unn geht halt neiñ in 's Haus und uff de Speicher, forr umm die Appel zu hole. Wie 'r awwer nuffkummt, sinn se fort.

Jesses, was hott der Piffikus do 'n Schbeckel gemacht unn g'schennt unn ressonniert. "Himmel, Millione, Kanone-Dunnerwedder", hott 'r zum Dachloch nausgetrische, "Andrees, — wo bischt dann?"

"Do bin ich!" secht d'r Andrees. "Was hoscht dann?"

"Was ich habb'?" kreischt d'r Borgermeeschder. "Nix haww' ich, — fort sinn se!"

"Was? — Wer iss fort?!"

"Die Appel — mitsammt de Körb!" jammert d'r Borgermeeschder jez. "Jesses, Jesses, — jez hott se der Schbigbu doch verwischt!"

"Waaas?!" kreischt do aach der Bollezeidiener. "Doch g'schdohle hott 'r se, — aach mein Körbche voll?!"

"Noñ nadierlich!" kreischt do d'r Borgermeeschder widder.

"Awwer des iss jo gar nit meeglich!"

"Noñ, so kumm' ruff, unn such' se!" kreischt d'r Borgermeeschder ganz wild. "Awwer keen annrer Mensch iss drañ schuld, daß se g'schdohle sin, — als du: du hoscht g'schloose uff'm Poschte, — du Esel!"

"Ei forr was hätt' ich dann wachbleiwe solle — vorr dem leere Baam?!" kreischt do der Bollezeidiener widder ganz reschbektwidrig. "Ich bin nit schuld, awwer du, hättest du die Appel nicht runnergemacht, so wäre se jetzt noch drowwe, — du Viehch!"

So schbreite un verschimpfire sich Borgermeeschder unn Bollezeidiener noch die längscht' Zeit, bis se endlich im helle Zorn ausenanner gehn. Jeder hott dann 'm annere vorr der Gemeend die Schuld in die Schuh' g'schowe, daß mer denn Schbigbu nit verwischt hätt'; d'r Borgermeeschder hott iverall g'sacht, d'r Bollezeidiener wär'n Esel, unn d'r Andrees hott g'sacht, 'r kennt' nix d'rfor, awwer d'r Borgermeeschder wär' halt e Viehch.

Die Gemeend selwer awwer hott nit gewißt, wem se recht gewwe sollt; zuguberletscht hot Alles gedenkt, — allezwee hätte recht.

Mir geht's aach eso!

## Am Sternsee.

"Ein Märchen aus dem Wasgau" (dem Andenken des Mülhäufer Dichters Friedrich Otte gewidmet).

Von Eugen Schretsmann.

Noch siehst du in dem See bei Nacht  
Die goldnen Sterne flimmern  
Und mitten unter ihrer Pracht  
Ein bleiches Antlitz schimmern.

**W**o im Süden der Kamm des Wasgaus zu mächtigen Bergen sich erhebt und in majestätischer Erhabenheit zwei gewaltige Reiche der Erde trennt, Deutschland und Frankreich, da liegt in stillem, weltvergessenem Talkessel der liebliche Sternsee, von ragenden Tannen umrauscht. Seit vielen Jahrtausenden schlagen seine dunkelgrünen Wellen sanft an die steinigen Ufer, aber schon lange plaudern sie nicht mehr mit den Moosmännchen und Erdweibchen, die tief unter dem See und unter den riesigen

Felsblöcken im Schoße der Berge wohnen und nicht mehr aus ihren wunderbaren, krystallinen Palästen hervorkommen, weil böse Menschen den Baldrieden gestört haben und eine ruchlose Tat schon in der allerersten Zeit menschlicher Ansiedelung die guten Zwerglein mit Grauen und Entsetzen vor ihnen erfüllte.

Wie war es doch damals so ganz anders als diese lieben, kleinen Wesen dort wie Herren schalteten und walteten und mit den Tieren des Waldes wie mit guten Freunden spielten, als einzelne jagende Menschen nur wie Schatten durch die Wälder huschten und noch keine Herden langgezogene, gleichlaufende Pfade wie heute an den Bergabhängen entlang traten, als noch kein

Geläute von Ruhglocken durch die Stille tönte und kein blauer Rauch aus menschlichen Hütten zum Himmel aufstieg! Ja, schön muß es da gewesen sein! Am Tage hatten die Zwerge geschäftig im Walde, am fischreichen See und auf den Bergabhängen zu tun. Aber wenn dann in mond hellen Nächten trauer Himmelschimmer auf die Ufer des Sees und auf die Büsche und Bäume sich ergoß, dann kamen die muntern Gestalten zu Hunderten hinter den riesigen Tannen hervor und führten in Gras und Blumen die wunderbarlichsten Tänze auf, und da war denn eine Lust und Fröhlichkeit bis tief in die Nacht hinein, ein Getöse und Gejubel, daß die Walbvögelein gar nicht schlafen konnten.

Da wurde einmal, so erzählte mir der silberhaarige Senne Hilbebrand, eine einfache Holzhütte dicht am See gebaut, und darin wohnten die ersten Menschen, welche in diese schöne Wildnis kamen, Guntram, der alte, rauhbärtige Fischer, und Waldbetrude, seine Frau. Sie mußten für den Grafen Heribert, der am Eingange des Tales seine Burg hatte, Fische fangen und ins Schloß bringen.

Es waren aber zwei herzensgute Leutchen, und das Volk der Zwerge ließ sich in Arbeit und Vergnügen nicht stören, wenn die beiden auf der Holzbank vor dem Hause saßen und dem frohen Treiben zuschauten. —

Eine graufige Gewitternacht lag einmal über dem See und seiner Umgebung, obschon der Herbst nahe war und die Vögelein sich zum Abschied rüsteten. Die Wellen bäumten sich wild auf, die Blitze durchzuckten unheimlich den tiefen Wald, und der Donner rollte furchtbar. In schweren Güssen fiel der Regen, den der Sturm an die Holzwände der Hütte peitschte. Drinnen saßen angstvoll Guntram und Waldbetrude und beteten.

Da schlugen polternd schwere Fäuste an die Läden, daß das Häuschen erbebte. „Heh, Guntram, schläfst du schon?“ klang es durch das Toben des Wetters. „Auf und öffne deinem Herrn, dem Grafen Heribert!“

Der Gerufene machte die Türe auf und stand wirklich seinem Herrn gegenüber. Und dieser sagte: „Ich muß noch heute Nacht hinüber ins gallische Land zum Heerbann des Major-domus Karl, der gegen die Araber zieht. Meine Krieger sind schon auf der Höhe und harren meiner. Eine schlimme Nachricht habe ich dir

noch mitzuteilen: Mein Weib Clothildis ist gestorben, — ich ziehe gern in Kampf und Streit, aber meinen kleinen Heinrich möchte ich in treuer Pflege wissen. Darum übergebe ich ihn dir und der guten Waldbetrude. Will's Gott, so komme ich mit heilen Gliedern wieder, und dann will ich dir's lohnen. Mit deinem Leben steht du mir für den Schatz ein; darum hüte ihn wohl!“

„Er soll treu aufgehoben sein in unserer Hut, daß könnt Ihr gewiß sein, Herr“, erwiderte der Knecht.

„Nun so geleite mich über den Sattel, dann finde ich schon den Weg zur Heerstraße.“ Und kräftig griff das Pferd aus, am Zügel geführt von der sichern Hand Guntrams. Das Ungewitter hatte ausgetobt. — —

Dem kleinen Heinrich, der zehn Jahre zählte, gefiel es wohl in der stillen Hütte am See. Er sehnte sich nicht zurück in die Räume der väterlichen Burg. — Drei Monde waren schon vergangen. Der See schloß unter einer schweren Eis- und Schneedecke, und auch die Berge lagen tief vergraben unter der weißen Winterhülle. Kein Laut war hörbar in dieser Weltabgeschiedenheit.

Wenn dann der Abend frühe niedersank in den Talgrund und im kleinen Raume bei Guntram und Waldbetrude der Kienspan brannte, saßen die drei traulich beisammen, und Waldbetrude erzählte dem lauschenden Grafenkinde von den drolligen Moosmännchen und Erdweibchen, die ihre Spiele und Tänze tief unter der Erde in ihren Schlössern hielten, deren Pracht noch keines Menschen Auge hätte schauen dürfen, und oft auch auf die bunten Wiesenstreifen am See kämen um sich zu ergötzen.

Und Heinrichs freundliche Augen leuchteten. „Glaubst du, liebe Waldbetrude, daß ich sie einmal zu sehen bekommen werde?“ fragte er sie forschend.

„Gewiß, mein Kind, wenn der Winter davonzieht und der Lenz wieder kommt“, antwortete die Alte. „Dann wird es schön im Tann, wenn der Specht hämmert und der Ruckuck ruft, wenn die Schneeglöckchen und die ersten Dotterblumen am Wasserfall drüben aus dem Boden lugen. Und die Zwerge läuten dann mit den Blumen-glocken den Frühling ein und tanzen fröhlich ihre ersten Reigen in der erwachenden Welt. Dann kommt vielleicht auch der Vater aus dem heißen Kampfe wieder zurück.“ — —



Aber er kam noch nicht. Schon flogen die Störche nordwärts. Die warme Sonne schmolz mit Macht den Schnee, und die Wasser der Sturzbäche brausten über Stämme und Felsen dem See zu. Im Schmutz des ersten jungen Grüns prangten die schmalen Grassstreifen an den Ufern. Die niedern Sträucher und Hecken zeigten schon Blättchen; kosend strich der Wind um die zarten Rätzchen des Haselstrauches. Und im Gezweig der Bäume und Büsche schmetterten die heimgekehrten Vögel voll Lust ihr Lied.

Mit dem Frühling war über die Berge herüber aus dem gallischen Nachbarlande ein blasser, fahrender Sängerkomiker gekommen, ein gar seltsamer Mann in fremder Tracht. Der Müde hatte an die Türe gepocht und um Obdach und Zmbiß gebeten, was ihm gerne gewährt wurde.

Zum Dank sang und sagte er von der Araberschlacht bei Tours und dem Helden Karl Martell, aber von Heribert, dem Frankengrafen, wußte der Fremde keine Kunde zu geben, so fragend ihm auch Heinrich in die dunkeln Augen sah.

Der herrlichste Frühlingsganz lag über der Natur weit und breit. Noch hielt der Spielmann Rast in der gastlichen Hütte des Fischers. Oft verlor er sich mit seiner Fiedel im Walde und kehrte erst des Nachts spät zurück. Dann nahm er Heinrich, der ihm immer lieber geworden war, einmal mit an den träumenden See, in dem tausend und abertausend Sterne sich spiegelten, unendlich glanzvoller, als sie oben vom Himmel leuchteten.

„Das ist der Lichtschein aus den Wohnungen der Zwerge“, sagte der Fremde und erzählte dem lauschenden Knaben von den Wundern dieser herrlichen Welt und dem seligen Glück ihrer Bewohner. Und eine tiefe Sehnsucht nach dem geheimnisvollen Reiche der Moosmännchen und Erdweibchen erfaßte das Herz des Grafenkindes, und enger schmiegte es sich an den Fremdling.

Da griff dieser nach einer kleinen hölzernen Flöte und entlockte ihr süße Töne. Es wurde heller und heller um sie. Der Mond lächelte

und wurde zu glänzender Sonne. Vöglein ohne Zahl in schillernden Farben sangen bezaubernde Lieder, und zu Hunderten kamen die kleinen Wesen, angetan mit glänzenden Gewändern und zwei trugen strahlende Kronen aus edelstem Golde. Es waren König und Königin, und diese verneigten sich vor den Angekommenen und baten sie mitzukommen zum schönen Feste in ihrem Reich.

Wie ein Träumender schritt Heinrich an der Hand des Sängers durch die Pracht der marmornen Säulengänge und der weiten Hallen,

wo alles überhangen war mit Gold und Silber und Edelsteinen in blendender Fülle. Und dann das Fest und die Reigen und Tänze! — Die Erde oben, die arme Holzhütte, Guntram und Walbetrude, alles war vergessen, und einen Wunsch nur hatte Heinrich: nicht mehr zurückkehren zu müssen zum See und in den Wald. Müde fielen ihm dann die Augen zu, und weiche kleine Hände betteten ihn in linde Kissen, so weich und weich, wie er sie auch im Schlosse des Vaters



„Gewiß mein Kind, wenn der Winter dann geht —“

nie unter seinem Haupte gehabt hatte. Und die Zwerglein sangen ihm dann süße Schlummerlieder, und glücklich schlief er ein. — — —

„Heinrich! Heinrich! Willst du denn heute nicht aufwachen?“ mahnte die Stimme der alten Walbetrude. „Der fremde Sängerkomiker hat schon Fiedel und Wanderstab genommen und will zum Rhein hinüberwandern. Da steht er schon und möchte Abschied von dir nehmen.“

Das Grafenkind rieb sich die Augen. War alles nur ein schöner Traum gewesen? Nein, er stand ja vor ihm, der zaubermächtige Mann, dem das Volk der Zwerge so willig gehorchte. Ein Zug stiller Traurigkeit glitt über Heinrichs Gesicht. Freundlich reichte ihm der Mann die Hand.

„Ich muß weiter ziehen“, sagte er, „komm, Heinrich, und geleite mich durch den Wald. Und nun lebt wohl, Guntram, und du, Walbetrude. Habt vielen Dank für die Pflege, die ihr dem heimatlosen Fremdling habt angebeihen lassen. Gold und Silber kann ich euch nicht geben, das

würde euch auch nicht glücklicher machen, aber ich werde eurer immer gedenken!"

Schweigend schritten dann die beiden durch die Tannen, Heinrich war zu Nute, als verlief er ihn mit dem fremden Spielmann auch all sein Glück und alle Freude.

Wo das kleine Seitental in das weite, große Tal der Doller mündet, trennten sie sich. Da gab der Scheidende dem Knaben die Flöte und sprach: „Behalte sie zur Erinnerung an den Fremdling, der dich lieb gewonnen hat. Sie wird dich glücklich machen, wenn du befolgst, was ich dir sage. Die Moosmännchen und Erdweibchen werden Dir gern gehorchen und deine guten, helfenden Freunde sein, wenn du zur Abendstunde, da Mond und Sterne sich im See spiegeln, sie um dich versammelst. In Zeiten der Bedrängnis werden sie auf den Ruf der Flöte sich gleich dir nahen. Bleibe aber immer gut und bescheiden in dem, was du von ihnen verlangen möchtest. Denke immer daran, daß es etwas Schöneres und Herrlicheres gibt, als das oft so arme Leben auf der Erde. Lebe wohl, guter Heinrich, wir sehen uns wieder!“ —

Die Abendshatten sanken auf den Bergsee nieder, und am Himmel verglühete der letzte Streifen Abendrot, als Heinrich gedankenvoll sich auf einen bemooften Stein am Ufer setzte. Er blies die Wunderflöte, und da trippelte und trappelte es heran, das kleine Volk der Zwerge, und sie begrüßten ihn als ihren Freund und Gebieter. Dann führten sie ihn hinein in die glanzvollen, unterirdischen Räume und zeigten ihm die reichen Schätze, die einst auch ihm gehören würden, wenn der Tag käme, wo er sich von der Erde oben mit heißem Verlangen für immer nach ihrem stillen Glück und seligen Frieden sehne. Leuchtenden Auges schaute Heinrich die Tausende von großen, funkelnden Edelsteinen, die über ihm an kristallener Decke in goldener und silberner Fassung und neben ihm an Säulen und Wänden wunderfames Licht verbreiteten. „Da drüber ruht der Sternsee“, sagte eines der Moosmännchen, „und die Edelsteine strahlen durch seinen Grund und geben dem Widerschein der Himmelssterne erst den schönen Glanz.“

„Wie herrlich ist's bei euch, ihr lieben Zwerge! Wie gerne möchte ich bei euch bleiben!“ rief Heinrich entzückt aus. „Aber ich muß wieder hinauf auf die Erde und meinen lieben Vater erwarten, der in der Ferne kämpft und nun bald heimkehren wird. O laßt mir das Glück,

oft zu Euch kommen zu dürfen, und ich will zufrieden sein!“ —

„Du darfst kommen“, sagten sie zu ihm, „voll brennender Sehnsucht wirst du die Arme nach uns ausstrecken; denn dort oben werden gar oft auch die Guten von Leid und Weh gequält. — Du kommst wieder!“ — —

Die Moosmännchen führten Heinrich durch lichtvolle Gänge und über glänzende Treppen hinauf in den Wald zurück. Umsonst sah er sich nach einem Eingang, nach einem Tore um. Es war nichts zu sehen. Der Glanz der Sterne wies ihm den Weg zur Hütte. Er hatte den erstaunten Alten bis in die Nacht hinein von seinem Glück zu erzählen.

Guntrams Netz aber konnte die Fische kaum mehr fassen, und im Gärtchen hinter der Hütte gab es reichlicher denn je Kummel, Kresse, Bohnen, Zwiebeln und Rübenkohl. Das besorgten alles die lieben Zwerge des Nachts.

\* \* \*

Und der schöne Mai war in die Lande gekommen. Immer noch harrten Guntram, Waltrude und Heinrich der Rückkehr Heriberts. Der Bannmond streute aus seinem reichen Füllhorn Blumen ohne Zahl über die stille, erwachende Bergwelt. Langarmige Farrenkräuter umsäumten am Seeufer die blauen Glockenblumengruppen und roten Fingerhut. Im nahen Walde, den der holde Vollmond mit lichter Helle überslutete, fangen die Nachtigallen.

Heinrich saß im Rahn und ließ sich von den Wellen schaukeln. Er spielte auf seiner Flöte und ergögte sich am Reigentanz seiner kleinen Freunde. Da rauschten zwei dunkle Gestalten eilig durch den Wald, fliehende Mönche, die dem im Rahn Sitzenden zuriefen, daß ihr Kloster im Tale von wilden Reitern mit häßlichen Gesichtern in Brand gesteckt worden sei und daß sie in dieser Nacht noch der Gegend nahen. „Fliehe, fliehe mit den Deinen!“ hallte es zum Rahne herüber.

Schwer erschrocken sprang Heinrich auf. Dabei entfiel die Flöte seinen zitternden Händen. Schnell wollte er sie noch erfassen, verlor aber den sichern Halt und stürzte in den See. — —

Auf seine Hilferufe eilte der altersschwache Guntram herbei und konnte ihn noch einem sichern Tode entreißen. Er trug den ohnmächtigen Knaben in die Hütte. Die Flöte aber schwam zwischen den Binsen. — —

Guntram wußte es nicht, und niemand suchte nach ihr. In der Hütte war tagelang Jammern und Wehklagen. Denn Heinrich lag in schwerem Fieber. „Sie kommen! Flieht!“ rief er oft voller Seelenangst und wollte sich auch durch das liebevollste Zureden Guntrams, daß doch kein Feind nahe und sich keiner noch gezeigt habe, nicht beruhigen. — „Da sind sie, die häßlichen Räuber! — Guter Guntram, gib mir meine Flöte, daß die Zwerge kommen und uns schützen!“ — Aber Guntram verstand ihn nicht, und die Flöte, um die er wußte, war nirgends zu finden.

Waldetrude war in der großen Not zum Klausner am Wasserfall gelaufen. Aber der schüttelte bedenklich das weiße Haupt. Trotz Gebet und Heilkräutern wollte die schwere Krankheit nicht weichen. Jeden Tag machte er den weiten Weg, bis Heinrich stiller und ruhiger wurde.

„Guntram, Waldetrude, wo seid ihr?“ rief der Knabe. — „Ist es denn Nacht um mich her? — Ich höre euch, ihr seid da, und ich kann euch nicht mehr sehen!“ —

Und weit öffnete der Genesende die geröteten Augen, deren Sterne glanzlos die erschrockenen Pfleger anstarrten. „So dunkel, so schwarz,“ jammerte er, „nur die Lichter des Sees leuchten und glänzen auf finstern Grund!“

Das Grafenkind war erblindet. Vor Schrecken fielen die alte Waldetrude dahin und starb.

\* \* \*

Das Schicksal hatte seine schwere Hand auf die Bewohner der Hütte gelegt. Heinrich konnte endlich sein Lager verlassen, aber es umgab ihn ewige Nacht.

Lange, lange suchte Guntram nach der Flöte seines jungen Herrn. Endlich fand er sie im Schilfrohr. Da geleitete er Heinrich zum erstenmale hinaus an den See. Der Schein der Abendsonne tat

dem blinden Knaben wohl. Als der leuchtende Feuerball hinter den Bergen versank, als die Dämmerung herab sich neigte und der Abendstern aus der weiten Ferne grüßte, da spielte Heinrich eine schwermütige Weise, und siehe, da kamen die kleinen getreuen Wesen und fragten nach seinem Wunsch und Willen. Sie beklagten es, daß sie ihn so unglücklich sehen mußten. Und als ihnen Heinrich sein Geschick erzählte, da trösteten sie ihn und sagten: „Komm mit hinab in unser Reich, wo es keine Finsternis gibt. Dort wirst Du glücklich sein!“

„Meinen Vater will ich erst noch begrüßen“, erwiderte Heinrich, „er kommt bald, die ersten Reiter haben uns die Nachricht gebracht. Und wenn er mich umarmt hat, dann holt mich; denn was wird er wohl mit einem blinden Knaben anfangen wollen?“ —

\* \* \*

Und der Vater kam, als der Sommer seinen Einzug hielt. Es war schon Nacht, als der Troß vor der Hütte Halt machte.

„Wie geht es meinem Heinrich, getreuer Guntram?“ fragte Graf Heribert ungeduldig.

„D hab Erbarmen, edler Herr, ein großes Unglück hat Euch betroffen. Laßt es mich erzählen.“

„Nach schnell, Alter, was ist's?“

„Euer Heinrich ist durch schwere Krankheit blind geworden.“ —

„Blind, sagst du? Wirklich blind? Hast du so das Kleinod gehütet, das ich dir anvertraut habe?“

Sprachlos stand der zitternde Knecht vor seinem Herrn. Der aber tat voll Mut einen wilden Griff nach seinem Schwerte und erschlug den alten Diener.

„Werft Feuerbrände in die elende Hütte, daß sie zu Asche zusammensinkt!“ rief er mit schrecklicher Stimme. „Meinen Sohn aber will ich nicht mehr sehen! Einen Blinden kann ich



Da rannen schwere Tränen aus den toten Augen.

in meinem Geschlecht nicht gebrauchen, mag er darum im Walde zu Grunde gehen!" —

Hell loberte die Holzhütte auf, und mit einem furchtbaren Fluche wandte sich Heribert von ihr ab und ritt mit seiner Schar durch den Tannenwald dem Schlosse zu. —

Heinrich hatte am See gefessen und den Wehruf Guntrams und den wilden Fluch gehört. Angstvoll griff er nach seiner Flöte, und die Zwerge kamen und erzählten ihm, was geschehen war.

Da rannen schwere Tränen aus den toten Augen, und schmerzliche Sehnsucht nach dem Reiche des stillen Friedens erfüllte den Verlassenen.

Und sie wurde gestillt. In freudigem Zuge geleitete die frohe Schar Heinrich hinunter in ihre lichten Wohnungen unter dem See, wo auch der fahrende Sänger ohne Heimat schon Ruhe und Glück gefunden hatte.

\* \* \*

Bald darauf jagte Graf Heribert auf der Höhe des Sternseepfeses, froh darüber, daß er

von seinem blinden Knaben nichts mehr gehört hatte. Herzlos war er an den rauchgeschwärzten Trümmern der Hütte vorbeigeritten. Stolz saß er auf seinem Pferde und sah den steilen Abhang hinunter, zu dessen Füßen der See liegt.

Plötzlich wich der Boden unter den Hufen des Rosses. Vergebens suchte der entfetzte Reiter es zurückzuhalten. Ein kurzer, toller Ritt, dann ein schwerer Sturz, und Roß und Graf lagen zerschmettert und begraben im See.

\* \* \*

Wenn in stillen Nächten der Vollmond sein mildes, trauliches Licht über den Sternsee ausbreitet, dann bringt oft heimliches Singen und Klingen tief aus dem Grunde herauf. Dort unten gibt es kein Leid und keine Nacht, sondern nur Licht und Wonne und Glück. In unbeschreiblich schönem Glanze erstrahlen des Himmels Sterne in dem regungslosen Wasser, und Sonntagskinder können mitten unter ihnen das blinde Grafenkind sehen, das dort so selig ist und sich nie mehr nach oben zu den Menschen zurückfehnt.

## Berglied.

Am Abgrund leitet der schwindlichte Steg,  
Er führt zwischen Leben und Sterben;  
Es sperren die Riesen den einsamen Weg  
Und drohen dir ewig Verderben;  
Und willst du die schlafende Löwin nicht wecken,  
So wandle still durch die Straße der Schrecken.

Es schwebt eine Brücke, hoch über den Rand  
Der furchtbaren Tiefe gebogen,  
Sie ward nicht erbaut von Menschenhand,  
Es hätte sich's keiner verwogen,  
Der Strom braust unter ihr spat und früh,  
Speit ewig hinauf, und zertrümmert sie nie.

Es öffnet sich schwarz ein schauriges Tor,  
Du glaubst dich im Reiche der Schatten,  
Da tut sich ein lachend Gelände hervor,  
Wo der Herbst und der Frühling sich gatten;  
Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual  
Möchl' ich fliehen in dieses glückselige Tal.

Vier Ströme brausen hinab in das Seld,  
Ihr Quell, der ist ewig verborgen;  
Sie fließen nach allen vier Straßen der Welt,  
Nach Abend, Nord, Mittag und Morgen,  
Und wie die Mutter sie rauschend geboren,  
Sart fliehn sie und bleiben sich ewig verloren.

Zwei Zinken ragen ins Blaue der Luft,  
Hoch über der Menschen Geschlechter,  
Drauf tanzen, umschleiert mit goldenem Duft,  
Die Wolken, die himmlischen Töchter.  
Sie halten dort oben den einsamen Reihn,  
Da stellt sich kein Zeuge, kein irdischer, ein.

Es sitzt die Königin hoch und klar  
Auf unvergänglichem Throne,  
Die Stirn umkränzt sie sich wunderbar  
Mit diamantener Krone;  
Drauf schießt die Sonne die Pfeile vom Licht,  
Sie vergolden sie nur und erwärmen sie nicht.

Fr. Schiller.

## Der Hochzeitlader.

Eine Geschichte aus den Alpen von Franz Wichmann.

**D**esiderius Waldhauser, der Lärchenbauer von Falterau, kehrte befriedigt heim. Es war doch gut, wenn man von Zeit zu Zeit einmal in die Stadt ging. Da gab es Leute, die alles wußten, Kommissionäre nannte man sie, und bei einem solchen hatte er sich nach den Verhältnissen der Familie Lampl von Siebengrunzbach erkundigt. Die Auskunft hatte sehr günstig gelaute. Der Mann betrieb einen schwunghaften Holzhandel nach der Stadt, galt für sehr wohlhabend und der einzige Sohn mußte einmal alles erben.

Eine bessere Partie als den jungen Franz Seraph konnte es für seine Monika nicht geben. Freilich, Geld würde die Sache diesmal kosten, ganz anders wie vor drei Jahren, als er selbst zum zweitenmale geheiratet. Die Pia war ein Waisenkind aus der Nachbarschaft, die ihm einen Haufen Geld zubrachte, und mit einer kleinen bescheidenen Feier war alles abgetan gewesen. Aber dem reichen Holzhändler gegenüber, der eine ausgebrehte Verwandtschaft besaß, durfte er sich nicht knauserig zeigen und eine große, teure Hochzeit war unvermeidlich.

Die Unruhe, die ihn immer bei längerer Abwesenheit vom Hause besiel, ließ ihn seine Schritte beschleunigen. Mit der neuen Bäuerin konnte er freilich ganz zufrieden sein, die Pia hielt alles in schönster Ordnung, nur ein wenig jung war sie für ihn, den Fünzfziger, und hübsch obendrein. Das hatte seine Schattenseiten und wenn sie auch über seine Eifersucht lachte, so machte er sich doch oft allerlei schlimme Gedanken.

Es hatte bereits zu dämmern begonnen, als er sich seinem im Schatten mächtiger Kastanien gelegenen Hofe näherte. Der schmale Fußsteig führte von hinten an den kleinen Gemüse- und Blumengarten heran, der auf der Rückseite des Hauses neben der Scheuer lag. An dem Zaune, über dem dichtlaubige Hollunder- und Vogelbeerbäume ein grünes Dach wölbten, blieb er betroffen stehen. Er hatte flüsternde Stimmen vernommen. Sollte der junge Lampl heimlich bei seiner Tochter weilen? Das Mädchen hatte bisher noch nichts von einer Zuneigung zu dem Burschen verraten und seine Anspielungen nicht verstehen wollen. Er mußte doch sehen, wie weit

die beiden mit einander waren und wie sich der scheinbar so blöde Mensch auf Freierrücken benahm! Vorsichtig schlich er an den Zaun und spähte durch das grüne Gezweig.

Aber im gleichen Augenblick fuhr er zurück, als habe er auf glühende Kohlen getreten. „Sakra, Sakra!“ fluchte er vor sich hin, — „wer a jung's, schön's Weib besitzt, der hat's Fegfeuer schon auf dieser Welt!“

Desiderius Waldhauser hatte guten Grund zu diesem mühsam unterdrückten Wutausbruch. Sah er doch in der kleinen, von erst kürzlich gepflanztem wilden Weine spärlich umrankten Laube den Thomas Nüchinger neben seiner Frau stehen und ihr eben die Hand drücken, während sie ihm freundlich zulächelte.

Der junge Rechenmacher mit seinen dunklen Augen, dem schwarzen Haar und den lichtbraunen Wangen galt für den schönsten Burschen im Dorfe, und obwohl er ein armer Teufel war, der nur einen unermüdblichen Fleiß und unbezwingbare Lebenslust sein eigen nannte, bildete er doch den Gegenstand heimlicher Sehnsucht für alle Mädchen von Falterau. Galt dem Schwerenöter sein Erfolg bei den ledigen Dirndeln nicht genug, daß er auch noch die Augen zum Weibe seines Nächsten erheben mußte!

Die Fäuste des Bauern hallten sich ingrimmig. So war sein Argwohn doch keine leere Einbildung gewesen, denn schon oft hatte er den jungen Burschen in verdächtiger Weise um sein Haus schleichen sehen. Mit vorgebeugtem Kopfe laut schend, hörte er, wie sein Weib in aufmunterndem Tone sagte:

„Nur net den Mut verlieren; es wird schon recht werden, — treue Lieb läßt der Himmel net im Stich, und daß Ihr's ehrlich meint, les' ich in Euren Augen. Der Bauer hat noch nit gemerkt. —“

„Da irrt's Euch aber!“ wollte Waldhauser wütend aufschreien, aber im Begriffe, sich mit einem Satze über den niederen Zaun zu schwingen, rutschte er aus und das Geräusch ließ die beiden wie aufgeschreckte Vögel auseinanderstieben. Der junge Nüchinger war im Nu durch die gegenüberliegende schmale Gartenpforte verschwunden und Pia strich, als sie sah, daß für sie ein Entkommen unmöglich war, mit verlegenem Lächeln

ihren sauberen blauen Schurz glatt. Ein wenig blaß geworden, erwartete sie doch scheinbar ruhig den aufgebracht auf sie losstürmenden Mann.

„Jesses, völli' d'erschreckt hast mi, Desideri!“

„Was hast mit dem Rechenmacher Thomi z' schaffen?“ schrie er sie an.

„A G'ständnis hat er mir g'macht.“

Der Lärchenbauer stand einen Augenblick sprachlos.

„Was, dös sagst du mir in's Gesicht, als ob's gar ka Unrecht net waar!“ stieß er dann leuchtend hervor.

„I kann aa niz Unrechts d'rin seh'n,“ fuhr sie gelassen fort, — „der Thomi is a braver, ehrlicher Bursch und i mein', dö Monika kunnt mit kan andern glücklicher werden.“

Der Bauer starrte sie an. „Dö Monika? Von unserer Tochter redst?“

„Von wem denn sonst? Glaubst ebba gar, er hätt' mir a Liebesg'ständnis g'macht!“

Ihre Ruhe entwaffnete ihn. Wenn es so war, durfte er seinen Verdacht nicht äußern, ohne sich lächerlich zu machen. Aber um seine Beschämung zu verbergen, wurde er nur noch wütender:

„Bos, und du meinst, daß i dem bettelarmen Lumpen mei' einziges Kind gib!“

„Wann's du gescheit bist, schon.“

„Weib, mach mi net zornig mit dei'm dummen Geschwas! Für die Monika hat sich a ganz anderer Freier g'fund'n.“

„A besserer? Sell glaub i net. Schau, daß der alte Nüchinger sich mit der Mühle verspekuliert hat und auf die Gant gekommen is, dafür kann der Thomi niz. Er is immer a braver, fleißiger Bursch g'wen, der sich mit seiner Hände Arbeit rebli durchbringt. S' ganze Dorf laßt bei ihm arbeiten und wann ihm d' Monika aa a Geld zubringt, nachha kann's net fehlen.“

„Eher fällt der Himmi ein, bis i dös zugib.“

„Verred's net; — 's is scho manches anders kommen, als man sich denkt hat. Und dös sag' i dir, unser Madl nimmt a mal kan andern net.“

„Den Lampl Franz nimmt s', — dös is mei lezt's Wort.“

„Den Holzhandlers Teppen, den s' alleweil für an Narren hat?“ lachte die junge Bäurin laut auf.

„Denkeln. Sei Bata hat Geld wie Heu und alles wird amal sein. Es is scho ausg'macht. Da Franz kimmt heut no in den „Goldenen Löwen“ und erwartet meinen Bescheid. In 'm Vierteljahr muß Hochzeit sein.“

„Da wird d' Moni doch aa a Wörtl drein reden derfen.“



Mit vorgebeugtem Kopfe lauschend, hörte er . . .

„Niz hat s' drein z' reden; was da Bata will, dös tut s',“ entschied der Bauer und schritt auf das Haus zu, — „die Woch' noch wird B'schau gehalt'n und morgen red' i mit'm Bader, daß er für's Bersprechmahl im Dorf seine Ladnersprüch aussagt.“ —

Hätte Desiderius Waldhauser zur selben Stunde an anderer Stelle gelauscht, so würde er erfahren haben, wie es in Wahrheit zwischen seiner Tochter und dem Holzhandlerssohne stand. Das junge Mädchen war ihrer Gewohnheit nach gegen Abend zu der unweit des väterlichen Hofes

im dunklen Waldesgrün versteckten Kapelle von Maria Tann hinaufgestiegen. Als sie ihre stille Andacht beendet hatte und eben den Heimweg antreten wollte, rauschte es plötzlich in den Zweigen und Franz Seraph Lampl stand vor ihr. Kühl den Gruß des hageren, ungeschlachten Menschen erwidern, der mit komischem Eifer seinen mit Blumen gezierten Hut von dem strohgelben Kopfe riß, wollte sie an dem in letzter Zeit trotz seiner Blödigkeit so zubringlich gewordenen Burschen vorbeieilen, aber er vertrat ihr förmlich den Weg.

„Monika, pressiert's denn gar so? Schau, i weiß a G'heimnis.“

„Wann's a G'heimnis is, nachha behalt's für di. —“

„Du darfst's aba wissen.“

„So red halt,“ sagte sie ungeduldig. „Aba weißt, wann wir net in da Schul z'ammageessen waaren, nachha taat i mir dös „du“ verbitt'n.“

„Müßtest mi bald doch so heißen,“ kicherte er.

„Is dös bei dummes G'heimnis?“

„Di, hi, wird schon so sein.“

„Wann d' net reb'st, nachha geh' i.“

„I reb' ja schon, Monika, aber anschau derfst mi net, sonst kann i 's net sagen,“ meinte er verlegen, den Hut in den Händen drehend.

„Net anschau? Sell kann i schon bleiben lassen. Is net gar so schwer.“

„Boshast bist, Monika, — aba 's macht nix, — i versteh' schon an Spas.“

„Sell is mei völliger Ernst.“

„Ah, geh, dös glaubst ja selm net. Schau, am letzten Sunntig hab' i 's mein' Bata g'sagt, daß i di gern hab' und di und ka andere zur Frau möcht.“

„Hättest aa was Gescheidteres tun könna“ erwiderte sie spöttisch.

„D, da Bata hat 's sehr gescheidt g'funden.“

„Mag sie di denn aa, dö Monika?“ hat er mi g'fragt.“

„Gar ka Spur, hättest sag'n soll'n,“ höhnte sie.

„I hab' gar nix g'sagt, aba mei' Bata hat mit dem dein' reb'n woll'n, und den treff' i heut im Löwen. Drum bin i herkemma, um mir dei An'wort zu holen.“

„Da hast's, du dummer Bua,“ rief das Mädchen, ernstlich böse werdend und stieß den unwillkommenen Freier energisch zur Seite.

„Mach', daß du weiter kommst und heirat', wen du magst, aba net mi, nachha gib i dir mein' Seg'n.“

Der junge Holzhändler starrte ihr verduzt nach, als sie sich raschen Schrittes entfernte. War das nun Ernst oder Spas? — Er entschied sich für das Letztere. Ihn, den reichen Franz Seraph Lampl konnte sie doch nicht zurückweisen.

„Dö Weiberleut zieren sich alleweil,“ hatte sein Vater gesagt, — „dadraus mußt dir nix machen.“ Dumm-pfiffig lachte er vor sich hin. „G'schamig tun möcht's. — Aba wart nur, wann d'erst mein Weiberl bist, nachha mach i di scho zahm.“ Indessen wagte er doch nicht, ihr zu folgen und schlug den auf der anderen Seite des Hügels zum Dorfe hinabführenden Weg ein.

Der Lärchenbauertochter war das Weinen näher wie das Lachen. Sollte der dumme Mensch die Wahrheit gesprochen haben? Es war nur zu glaublich; sie kannte ja den hartherzigen Geiz des Vaters. Was sollte daraus werden! Sie konnte ja ohne Thomi nicht leben. — Der Gedanke trieb ihr die Tränen in die Augen.

„Was weinst denn, Madl?“ fragte plötzlich eine teilnehmende Stimme. Aus dem Seitenwege war die untersekte, bewegliche Gestalt eines schon bejahrten und leicht ergrauten Mannes mit fröhlichen gutmütigem Gesicht und klugblinzenden Augen getreten.

„Ah, — Dö seid's, Bader,“ schrak sie auf. „Wo kommt's denn her?“

„Laden bin i gangen für den Hintersteiner Sepp und die Kaliberer Resei. Mein' alleweil, Monika, — für di sollt' i aa bald laden geh'n, wann dein' Bata s' Geld für'n Hochzeitslader net reüt, wie selbig's Mal, da er die Pia heim-g'führt hat.“

„Berhüt's Gott, daß i bald Hochzeit halten müßt!“ schluchzte sie.

„Gar so was Trauriges waar's do net.“

„Sa, wenn ma denselben haben kömmt', — wo ma möcht.“

„Den Nachinger Thomi,“ — lachte Quirin Hafsenbräbl.

„Jesses, Dö wißt's,“ rief das Mädchen erschrocken.

„Denk, i bin der Erst' net, wo was gespannt hat.“

„Aba da Bata woas ja nix davon und jetzt will er mi gar dem Lampl Franz von Siebengrunzbach zur Frau geben.“

„Sell derf net sein, Dirndl, so an schiachen Hochzeiter verdienst net; den Thomi mußt kriegen und kan ändern.“

„D, dös wann's machen kunnt's!“

„I wüßt scho wie, wann mir nur die Bäuerin helfen mag.“

„Mei Mutter?“

„Wohl, wohl, dei Stiefmutter is aa kane b'jundere Freundin von die Lampl'schen. Der alte Holzhändler is nie ka guter net gewest, und wia er no jung war, hat er der Pia ihrer Mutter dö Eh' versproch'n und nachha schändli sei Wort broch'n.“

„Was Dö net sagts! Dös, wann mei Bata wüßt. —“

„D, dem waar's (wäre es) gleich, der schaukt nur auf's Geld von dö Holzhandlerschen. Dem müß' ma anders kemma und i bring's scho zu Stand, daß er selm di dem Thomi —“

„Jesses, da kimmt da Bata,“ unterbrach ihn das Mädchen, — „tretet's zurück, Bader, daß er uns net bei anander sieht,“ — und sie zog ihn hinter den nächsten Baum.

„Der kimmt net daher, — schau, zum Löwen oßht er abi.“

„D mei, — und der Lampl Bub will aa hin. Nachha werd i verhandelt.“

„So schnell schiaß'n die Preußen net,“ lachte der Hochzeitlader, — „jezt san ma ung'fiört, jezt gang i mit dir und red' a Wörtel mit deiner Nutta.“

Monika, die das größte Vertrauen auf den schlauen Bader setzte, folgte ihm mit wachsender Hoffnung. Die Bäurin, die den allezeit lustigen Gesellschaftler gut leiden konnte, hieß den Besuch willkommen und setzte ihm Wein und Brot vor.

„Aba was machst denn du für a G'sicht,

Monika?“ wandte sie sich an ihre Stieftochter. Das Mädchen erzählte niedergeschlagen, was sie bei ihrer Begegnung mit dem jungen Lampl erfahren.

„Sell is wahr,“ bestätigte die Bäurin, „bei Nata is ganz vernarrt in den Teppen und will, daß d'eahn zum Mann nimmst. Vor aner Stund aber war da Thomi hier und hat di aa zum Weib begehrt.“

„Jesses, — dös hat er tan, Nutta?“ rief Monika frudig.

Die Lärchenbäurin berichtete den ganzen Hergang und die Dazwischenkunft des Vaters, während der Bader aufmerksam horchte.

„Wenn 's ma Entere Hilf versprechen wollt's, Bäurin,“ sagte er, — „nachha soll scho no all's recht werden.“

„An Lampl in der Familie hab'n, dös waar ma schon 's Zuwiderste, — aba was kann i tun!“

„Zutun brauchts nixen als gut heiß'n, was i tu!“

„Ja, was habt's nachha vor?“

„Dös sag i Ent net.“

„S wird do nig Unrecht's sein,“ — zögerte die Bäurin.

„In Wahrheit net, dös Unrecht soll sich ta Lärchenbauer bloß einbilden.“

„Nachha bin i neugierig, wia's dös machen wollt's.“

„Morgen, wann i zum Balbieren auf'n Hof kimm, seiß i den Bauern ein. Wißt 's, a Straf'

verdient er scho', der Geizfragen, weil er bei Entera Hochzeit selm dö Gäst g'lab'n und an ehrlichen Hochzeitlader um sei' Geld bracht hat. Dös zahl i eahm jezt heim. Gelt, a bißl eifersüchtig is da Desideri no alleweil?“

„Gott sei 's geklagt,“ bestätigte Pia, — „und i hab eahm g'wiß nie ka Ursach net geb'n“

„Nachha g'schieht eahm scho recht. Also wollt's ma helf'n, Bäurin, an Eifersüchtig'n kurieren?“

„Ja, dabrum woar i scho herzlich froh. Aba die Hauptsach is, daß d' Monika den Thomi kriegt.“

„Und daß i zu dö zwoa ihrer Hochzeit lad'n derf, gelt, dös versprecht's ma?“

„Dös zahl i, wann's den Bauer reut, sell is g'wiß,“ sagte die Bäurin, „und da hab 's mei Hand, daß 's Ds auf mi verlass'n kunnt's.“

Lachend schlug der Bader ein. „Jezza, Bauer, is g'fehlt!“ —

Der Samstag war Dürin Hasenbräbels Erntetog, da war der Dorfbader eine viel begehrte Persönlichkeit, denn der Feiertag verlangte auch ein farberes Außere. Die wohlhabenden Bauern ließen ihn zu sich in's



Der Bauer fuhr vom Stuhl in die Höhe.

Haus kommen, die ärmeren begaben sich in die Barbierstube. Allemal am längsten warten ließ der Bartkünstler den Desiderius Waldhauser. Das gehörte zu den kleinen Racheakten, mit denen er dem Lärchenbauer den Geiz bei seiner zweiten Hochzeit vergalt. Daß ein reicher Bauer die Einladungen dazu selbst besorgte, war so unerhört, daß es der seit zwanzig Jahren im Dorfe bestellte Hochzeitlader als einen dreisten Einbruch in seine alterwürdigen Rechte betrachtete. Das Rasieren und das bißchen Doktorn, das so nebenher ging, reichte zum Lebensunterhalt nicht aus, Landwirtschaft verstand Hasenbräbl nicht und so bildete die Nebenbeschäftigung seine Haupteinnahmequelle. Er stand sich dabei nicht schlecht und kein anderer im Dorfe hätte ihn ersetzen können, denn sein Amt erforderte sowohl Gewandtheit, wie Geistesgegenwart und einen gesunden Mutterwitz.

Stand auch der etwas langatmige Text der



formellen Ansprachen von Alters her fest, so mußte sich an denselben doch ein gereimter, lustiger Anhang schließen, dessen wirkungsvolle Abfassung jeweils dem Humor des Hochzeitaladers überlassen blieb. Bei jedem eingeladenen Gaste gab es einen guten Trunk, oft auch eine reichliche Mahlzeit und bei der Hochzeit überdies ein stattliches Geldgeschenk. Aber mehr noch als das Laden brachte oft das Vermitteln ein, denn wie das so Brauch war, benutzte man den Hochzeitalader gern auch als Heiratsstifter und wohl die Hälfte der Ehebindnisse zu Falterau mochte mit seiner Hilfe geschlossen sein. Das offizielle Werben um die Braut, auch da, wo schon Einverständnis herrschte, war fast immer seine Sache und er betrachtete es nicht nur als Geschäft, sondern auch als Ehrensache, glückliche Paare zusammenzubringen. Das war auch das Ziel, das er sich heute gesteckt und das auf Kosten des alten, geizigen Waldhauser erreicht werden sollte.

Er hatte eben den Bauern eingeseift, — und während er mit wichtiger Miene das etwas schartige Messer schliß, begann er:

„Hab' g'hört, daß's bald wieda Hochzeit bei Ent geben wird, Lärchenbauer. Also ist's wirkli wahr, daß D' Enkere Monika dem Lampl Franz geben wollt's?“

„I denk, an reicheren kann ma weit umanand net find'n und 's Geld is do dö Hauptfach in der Welt.“

„Sell is scho wahr, aber dö bösen Mäuler kann ma mit Geld net stopfen.“

Waldhauser rückte ein wenig im Stuhle und blickte den Bader fragend an: „Was meint's mit dö bösen Mäuler?“

Quirin Hasenbrädl setzte gleichmütig das Messer an. „Nun dö, wo halt so allerhand reden.“

„Was reden's nacha?“

„Dös, mein' i, werdet's scho selm wiss'n. Alba dem Lampl tät i an Enkerer Statt mei Tochter net geb'n.“

„Blemel, blamel, i glaub, Ds haltet's mit da Bäuerin, die an lumpigen Rechenmacher zum Sidam möcht,“ brummte der Bauer.

Der Bader hörte plötzlich zu schaben auf und starrte Waldhauser verwundert an.

„Was, dös hat's gesagt, Enkere Frau, dö Pia?“

„Wohl, wohl, diesell,“ erwiderte der Lärchenbauer ärgerlich.

„Und dös glaubt's?“

„Freili, warum denn net? Dö Weiberleut haben halt damische Launen und sie bild't si amal den Nüchinger Tgomi ein.“

„Da kunnt's Recht haben,“ meinte der listige Bader zweideutig, „aba, daß ma Ent so leicht zum Narren haben kunnt, sell hätt' i net glaubt.“

Der Bauer fuhr im Stuhl in die Höhe. „Was, zum Narren haben, mi! Sie selm hat's ja g'jagt und es is' ihr völliger Ernst.“

Hasenbrädl lachte in sich hinein. „Mit Speck fangt man Mäuse.“

„Was graunzt's Ds da vor Ent hin?“

„Ah nizen, an a Mausfalln hab' i denkt.“

„Ds wollt's do nöt sag'n, daß i —“

„Naa, naa, so dumm werdet's net sein und da einitappen.“

„Jetzt hab' i's satt, dös fade Geschwaß, jetzt redt's amal deutli, was Ds sag'n wollt's!“

„I ka nur sag'n, was i g'jeht hab, gestern Abend, im Garten, wie's bei anander stand'u jan und sich d' Händ drückt hab'n, dö Bäuerin und da Thomi.“

„Höllsazendi!“ schnellte der Bauer auf, so daß ihm das tragende Messer leicht in das Kinn fuhr, — „dös habt's aa g'jeht? Alba gebt's Acht, Ds schneidet's mi ja!“

„Ds schneidet's Ent scho selm, Lärchenbauer.“

„Red's net so verdrückt daher. Wann da Thomi bei der Bäuerin um die Hand der Monika ang'halt'n hat“ —

„Um a guate Ausred' jan dö Weiberleut nie net verleg'n.“

„Sakra, sakra, Ds wollt's do net sag'n —“

„Daß sie Ent gut kennt und weiß, daß Ds alleweil 's Gegenteil tuts, von dem, was sie will. Alba dös Mal, wann's gescheidt wart's, hättet's Ja g'sagt. Nacha waar ihr für immer dö Freud verdorben g'west.“

„Was, i hätt' sie beim Wort nehmen und dem Thomi mei' Rind versprech'n soll'n?“

„Freili, na hätt' er's nehmen müssen, und wann er amal dö junge hat, nacha mag er dö ältere net mehr.“

Der Bauer fuhr sich mit beiden Händen an den Kopf, „Wollt's mi verrückt machen, Bader! Glaubt's wirkli, daß es der Thomi und mei Weib mitanand' haben?“

„I denk, dös pfeifen dö Spazn scho lang von die Dächer. Is da Thomi amal Enker Schwiegerjohn, nacha müssen's fei stad sein. Alba gelt, Bauer, Ds sagt's da Pia nizen. I sag nur, was dö Leut red'n und was Ds längst hättet selber seh'n soll'n.“

Der Lärchenbauer schleuderte in höchster Erregung die vorgebundene Serviette von sich und lief verstörten Gesichts mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. „Freili, freili, i hab' mir's ja alleweil denkt, aba dös mit dem Thomi und da Monika hat mi irr g'macht. Jetzt weis i, warum's mir net widerredt hat, als i, nein' g'sagt hab!“

„Drum meinert' i, g'scheidter waar's, Os saget's Ja. Nacha hat sie ihr Spiel verloren. Der Thomi is a armer Teifi, der wird net so dumm sei' und, nein' sag'n, wann er a reiche Bauerntochter hab'n kann.“

„I sollt dem armseligen Schlucker von Rechenmacher mei oanzig's Kind geb'n!“

Der Bader zuckte die Achseln. „Der Fried und dö Ruh im Haus san dös Höchste. Was habt's davon, wann d' Leut über Enkera Schand lach'n.“

Der Lärchenbauer blieb stehen. „Dös soll'n's net, und über'n Thomi und d' Monika aa net, dös Madl hat gnua, und wann er sei ganz's Leben faullenzen taat. Wann ma's recht betracht't, geschieht's der Pia grad recht.“

„Sell moan i aa, und wann's Enk paßt, nacha reb' i mit'm Rech'nmacher a Wörtl im Vertrau'n.“

„Aba i hab' ja dem Lampi scho halbeter mei Wort geb'n.“

„A halb's Wort is ka Wort. Sagt's halt. Os habt's Enk anders b'furna, weil d' Monika lieba an ander'n mag und Os Enker Kind net z'wingen wollts.“

„Recht habt's, sell muß er ma glaub'n. Wann aba dös Madl si' doch den Lampl einbild't und net will“ — — —

„Dös mach i schon, Lärchenbauer, wann i für Enk reb'n darf. Gab scho gnua zum Kopulieren bracht im Dorf. Wann i zwoa z'samma hab'n will, nacha geht's aa n'aus.“

Waldhauser ergriff plötzlich die Hände des Baders. „Dös, wann's z' Weg bringt's, dürft's

andere Woch scho lab'n geh'n, Hafsenbrädl. Dö G'schicht mit dem Thomi und der Pia muß a schnell's End nehma.“

„Zuhu, Hochzeit laden, dös is mei Sach!“ jubelte der Bader, — „und dö jungen Leut san ma dö lieberen. Werdet's Sprüchl scho' kenna:

Die erste Eh' is von Gott,  
Die zweit' is aus Not,  
Die dritte aus Übermut,  
Die vierte Eh' tut gar kein Gut.“

„Na, nix für ungut, Bauer, scho' mach' i Enk's scho und ganz b'sundere neue Sprüchl' will i Enk reimen, daß's Os all'a Freud haben sollt's.“



„... sell war alles verlogen“

Waldhauser machte ein etwas saures Gesicht. „Aba mit der Bäuerin reb' i scho selm, dös is mei Sach. Dö wird schau'n, wann's sieht, daß dö Mannsleut doch no schlauer san als dö Malefizweiber.“

Als der Bader seine Arbeit beendet und triumphierend gegangen war, unterzog sich der Gefoppte der schweren Mühe, einen Brief zu schreiben. Nachdem er eine Viertelstunde

lang die Feder zerkaut und hie und da ein Wort hingemalt hatte, machte er einen dicken Strich. Dann schloß er den Umschlag und verließ das Zimmer, um das Scriptum selbst auf die Post zu tragen. An der Küche vorüberkommend, stieß er auf die in der Tür lehrende Bäuerin.

„Was hast denn da für a G'schreibs?“ fragte sie ahnungslos.

„Den Nüchinger Thomi betrifft's und sei Hochzeit,“ sagte er lauernd.

Die Frau schien in der Tat zu erschrecken.

„Was, der Rechenmacher will heiraten?“

„Heiraten soll er,“ trumpfte der Bauer auf, „gelt, dös is dir net recht?“

„Warum soll mir's net recht sein?“

„Sell wirft scho du am besten wiß'n.“

„Warum fahrst mi denn so an! Überhaupt versteh i ka Wort. Gab i dir net g'sagt, daß da Thomi dö Monika gern hat.“

„So, unfere Tochter liebt er? I wollt, es wär nur die.“

„Er wird do net no a andere gern hab'n!“

„Aha, bist vielleicht eifersüchtig?“ fragte der Bauer, dicht vor sein Weib hintretend und sie scharf anblickend.

„Eifersüchtig, i?“

„Verstell bi net so, i sieh's ja, daß 's so is.“

„Warum sollt' i denn eifersüchtig sein, i wüßt' net, daß d' mir untreu bist.“

„Bo' mir red' i net, aba vom Thomi. 's nußt nix, i weiß all's.“

„I glaub', du bist narrat word'n, Desideri!“

„G'west bin i's, weil i blind war und nix g'seh'n hab', wo's dö's ganze Dorf weiß. Aba jetzt san ma d' Aug'n aufganga. Frag' nur an Bader.“

„Den Bader?“ Ein Gedanke zuckte plötzlich im Kopfe der Bäuerin auf. Ah, darum hatte er so geheimnisvoll getan, darum hatte er sich nach der Eifersucht ihres Mannes erkundigt! Der Schalk hatte die Schwäche des Bauern geschickt benützt. War es möglich, daß er auf diesem Wege sein Ziel so schnell erreicht hatte? „Also der hat mi angeschwärzt?“ rief sie scheinbar zornig.

Waldhauser fiel sein Versprechen ein. „Sell sag' i net, der reb't nur, was alle andern aa red'n.“

„Und du bist da Narr und glaubst dö's dumme Getratsch?“

„Dast bi net selm verrat'n, wie i g'sagt hab, da Thomi soll heiraten?“

„Aba i weiß ja von nix. Wen soll denn da Thomi heiraten?“

„D' Monika,“ platzte der Bauer heraus. „Da is da Brief an dö Lampl'schen, daß da Franz 's Madl net kriegt.“

„Aba nacha is ja all's gut!“ lachte die junge Frau laut auf.

„Ja, lach nur, i weiß, einwendig is dir's net lächerlich um's Herz. Mir machst nix vor. Warum hast denn g'sagt, der Thomi wollte dö Monika zum Weib?“

„Doch net, weil i eahn liab!“

„Blemel, blamel, weil du dir net anders hast helf'n können und weil du g'meint hast, dö's gib i nie net zu. War dir's Ernst g'wesen, nacha hätt'st mi heut den ganz'n Tag mit dera Sach' sekiert. Aba ka Wörtl' hast mehr davon g'redt. Berrechnet hast di', du ungetreues Weib, jetzt gib i 'm Thomi d' Monika und wer zulezt lacht, lacht am besten.“

Aba Pia war es, die zulezt lachte: „An Narren ka ma net helf'n. Nacha gib's eahm

nur. Da Thomi und dö Monika werden von Herzen froh sein, und i, Desideri, i bin's aa!“

Desiderius Waldhauser schwelgte in der nächsten Zeit im Gefühl befriedigter Rache. Er ließ es sich nicht nehmen, daß Pia sich fortgesetzt verstellte und eine scheinbare Freude heuchelte, wo sie innerlich der bitterste Argter quälte. Mit seiner Tochter war er ganz zufrieden, denn Monika, in den Plan des Baders eingeweiht, tat zwar anfangs verwundert, daß der Vater plötzlich den armen Rechenmacher dem reichen Holzhändler vorzog, ergab sich dann aber zögernd und folgsam seinem Willen.

Auch der Nüchinger Thomi spielte die ihm zuge dachte Rolle vortrefflich, stellte sich beleidigt, weil die Monika sich mit dem Lampl-Buben eingelassen, und der Bauer, der dadurch seinen Verdacht nur bestärkt sah, mußte ihm mit dem Versprechen einer reichen Mitgift seine Tochter förmlich aufnötigen. Endlich erklärte sich der Thomi einverstanden, daß das Aufgebot so schnell wie möglich erfolge und das Versprechmahl wurde gehalten. Der glückliche Bräutigam hatte sich eine glänzende und schöne Hochzeitsfeier ausbedungen, als er sah, daß der Lärchenbauer in Alles willigte, und ehe die dritte Verkündigung erfolgte, machte sich Quirin Hasenbräbl, den Haselstod in der Hand, einen gewaltigen Blumenstrauß am Rock und den Hut von bunten Seidenbändern umflattert in vergnügtester Laune auf den Weg, um die Gäste zur Hochzeit des jungen Paares zu laden.

Der festliche Tag war rasch gekommen. Unter dem Krachen der Böller und lustiger Musik kehrte der Brautzug nach der Trauung von der Kirche in den „Goldenen Löwen“ zurück, wo das Hochzeitsmahl stattfinden sollte. Monika sah unter der prächtigen Brautkrone, die goldblonden Zöpfe mit roten Bändern geschmückt, in ihrem silberverschmürten Nieder reizend aus und mancher Bursche von Falterau blickte mit Neid auf den stattlichen Bräutigam, dem heute ein kaum erträumtes Glück lachte. Als die bunte Schar der Gäste in den großen Saal mit seiner reich gedeckten Tafel eingezogen war und alle Platz genommen hatten, erhob sich der Hochzeitslader und rief:

„Nun greift fein zua, 's ist für alle gnuu,  
Hendeln, Kalben, an Och's und a Kuah,  
's Haus is voller Sachen,  
In da Kuchel tut's krachen,  
Bei weißem und bei rotem Wein  
Wollen ma lustig und fröhlich sein.“

Gern kam man der Aufforderung nach und bald herrschte an der Tafel die heiterste Stimmung. Der Lärchenbauer sprach den Getränken fleißig zu und so unangenehm ihm anfangs die Verbindung seiner Tochter mit dem armen Rechenmacher gewesen, sah er bald alles in rosigem Lichte. Als nach dem achten Gerichte eine Pause gemacht ward, um den bereits überfüllten Magen etwas zu schonen, schritt man zum sogenannten „Ehren.“ Vor der jungen Frau ward eine Schüssel aufgestellt zum Empfange der Gaben, der Hochzeitlader aber stellte sich auf die Ofenbank und schrie:

„Raus mit den Geldkazen und raus mit den Bazzen!“

Nach der Reihe, wie sie der Bader aufrief, traten die Gäste an und jeder legte ein Geldgeschenk für das junge Paar in die rasch sich füllende Schüssel. Zum Danke wurden die Geber von Quirin Hasenbrädl mit ein paar urwüchsigen, gereimten Kraftworten bedacht, die stets persönliche, doch von allen verstandene Anspielungen enthielten und mit einem Lebehoch endeten, während der Bräutigam den Ehrenbecher zum Trunke reichte.

Als jetzt der Lärchenbauer am Tische erschien, trat eine erwartungsvolle Stille ein. So ziemlich die ganze Gesellschaft war durch den Bader nach und nach in den wahren Zusammenhang eingeweiht und wußte, daß die jungen Eheleute nur dem schlauen Hochzeitlader ihr Glück verdankten. Die Bäuerin konnte kaum ein mutwilliges Lachen unterdrücken, als Hasenbrädl jetzt seinen von den Verschworenen gemeinsam abgefaßtem Spruch begann:

„Dö Eifersucht, dö is halt aa zu was gut,  
Weil s' dö Allzugeseidten zu Narren machen tut,  
Hätt s' dir den Verstand net völli g'nommen.  
Waar da Thomi gar nie zu der Monika kommen,  
Doch weil s' bei anand san, is 's jetzt g'nua,  
Und in Zukunft da laß halt der Bäuerin ihr Ruah,  
Zuhu, da Lärchenbauer soll leben  
Und seine brave Bäuerin daneben!“

Ein schallendes Gelächter brach aus und Desiderius Waldhauser lehnte mit verdußtem Gesicht, halb ärgerlich, halb lachend, — denn dem Hochzeitlader durfte man nichts übel nehmen, — auf seinen Stuhl zurück. Als das „Ehren“ beendet war und Hasenbrädl sich wieder neben ihn gesetzt, wandte er sich halblaut an den Bader:

„Der Deizel soll mi hol'n, wenn i Entern Spruch verstanden hab. G'scheidt hab i g'handelt

und net wie a Narr. Was habt's damit sagen woll'n?“

„Dö Wahrheit,“ lachte Hasenbrädl, „a mal müßt's Ds do aa erfahr'n. Ds seib's so der letzte, wo's no net weiß. Schaut's, weil's Ds dö Bäuerin, dö so unschuldig is wie a neugeborenes Kind, alleweil mit Entera Eifersucht geplagt, habt's scho a Straf verdient, dö zwoa andere glückli gmacht hat.“

„Aba Ds selber habt's ma doch g'sagt und geraten — —“

„An Hochzeitlader muß ma net ernst nehma,“ unterbrach ihn der Bader, „der macht alleweil an Spaß, und was i dir von der Bäuerin und dem Geschwaz der Leut' vorgered't hab', sell war alles verlogen.“

„Höllsagendi!“ wollte der Bauer auffahren, aber er besann sich und machte gute Miene zum bösen Spiel, denn eben legte die hinter ihn getretene Pia die Hand auf seine Schulter und flüsterte ihm begütigend zu:

„Sei net harß, Desideri, der Bader red't die Wahrheit, 's war all's a abg'machte Sach und da Thomi hat nie a andere gern g'habt als die Moni. I hab' nur 's Glück von dein'm Kind g'wollt, denn i hab di liab und bin dir alleweil treu g'west. Aba du kennst ja den Spruch:

„A bisl a Liab und a bisl a Treu  
Und a bisl a Falschheit is all'weil dabei.“

„Da habt's mi schö' eingehen laß'n,“ lachte der Bauer entwaffnet, „und ös Weiberleut seib's doch dö allerschlauesten. Aba wahr is, da Thomi g'fallt ma scho selm aa besser wie da Lamp Franz und wenn d' Moni glückli is, nacha will i's aa sein und all's vergeß'n.“

„Und nie mehr eifersüchtig sein?“ neckte ihn die Bäuerin.

„Dös is 's letzte Mal in mein' Leb'n g'wen,“ beteuerte Waldhauser und leerte versöhnt sein Glas.

Mit dem zwölften Gerichte, Torte mit warmem Wein, erreichte das üppige Hochzeitsmahl sein Ende, die Gäste packten die Überbleibsel der Tafel, Braten und Backwerk, zusammen, um sie den Jhren daheim als „Bschoad“ mitzubringen, und die Musikanten kamen vom Pöbium herunter, um den jungen Brautleuten heimzublasen. Unter lautem Jubelschreien und Hüteschwenken begleiteten alle Gäste die Glücklichen bis an das Haustor und während die Musik ihre letzten Weisen erklingen ließ, zog Thomi sein junges Weib rasch

aus dem Getümmel, um es seinem kleinen, stillen Hause zuzuführen.

Ein glänzender Sternenhimmel spannte sich über den beiden, und Monika, sich an den Geliebten schmiegend, blickte glücklich nach oben:

„Morgen soll unser erster Weg zu unserer lieben Frau im Tann sein,“ sagte sie leise, „daß wir ihr für all dös Glück danken, das sie uns bescheert.“

Thomi drückte ihr innig die Hand. „So soll's sein, und gelt, bei uns gibt's a mal ka Eifersucht.“

„G'wiß net, Thomi. Wir wissen ja, wie liab wir anand haben. I weiß, da Himmi meint's gut mit uns. Hast net g'sehen, wie

ruhig dö Kerzen bei unserer Trauung am Altar brennt haben?“

„Freili hab i's g'seh'n, und dös bedeut't a ruhige, glückliche Ehe.“

Monika lehnte den Kopf an seine Schulter und Arm in Arm schritten sie durch die laue Nacht ihrem trauten Heim entgegen. Als sie vor der Tür noch einen Augenblick stehen blieben, fiel mit hellem Glanze eine Sternschnuppe.

„Wünsch' dir was, Thomi,“ flüsterte die junge Frau.

„Is schon g'seh'n!“ Er preßte sie in seinen Arm und drückte einen heißen Kuß auf ihren Mund: „Schau, i hab nur an einzig'n Wunsch, daß du mi allweil so liab hast wie heut!“

## Der Mond.

(Alemannisch).

Wie fründli chunnt de Mond herfür  
Dört hinterm Wald, stoht ob de Schür  
Und goht in alle Gasse z' Liecht;  
Los, wa ner alles siecht.

Am Stadtweg vorn, im hohe Hus  
De Chauffherr löschet d' Liechter us,  
Zählt 's Geld und macht e G'sicht dabi  
Und murt: „'s chönnt mehnder si!“

Im Wirtshus schlönd sie uf de Tisch,  
Und isch au 's Bier lang nümme frisch  
Und d' Liechter trüeb und d' Sinne stumpf,  
Sie chartlet; „Chrüz isch Trumpf!“

De Mond goht witer um e Hus,  
Doch schaut er nümme fründli us.  
Er b'sinnt sich, ob er nit will weg;  
No luegt er no i's Egg.

Dört lit e nieder Schindledach;  
E Chammer und e Wohngemach.  
Tagelöhnerlüt mit ihre Chind  
Zu acht bim Esse find.

Herdöpfel, Milch und Roggebrot.  
's find alle g'sund; es hät kei Not;  
E Vaterunser wird no bet',  
No goht 's alsbald i's Bett.

Und fründli halt die ganze Nacht  
De Mond ob alle Hüser Wacht.  
Es mueß ihm ei's doch g'falle ha;  
Wer 's öbbe rote cha?

Hans M. Gräninger.

## Mit Stei un Baredreck.

(Sebel'sches Alemannisch.)

**W**enn hütigstags ein Hochzeit mache will, so brucht er dreierlei. Zum erschte mueß er nowiese, as er näume geboren isch, denn er brucht e Geburtschin, zum zweite mueß er näume ne alte Fründ oder Better ha, wonem cha si Hochzeitrock lehne un drittens muß er wüsse, wo selli „wiisi Frau“ wohnt, denn me cha nit wüsse, wele Tag as me sie brucht — just isch nit nötig. Bi de Maidlene isch die Sach eisacher. Die müen numme us der Schuel sie — das isch alles. Jä, ihr dörfets scho höre, ihr Eltere un Gfegmacher un wens agohht — es isch so!

Früher het me über die Sache ne bizzeli anderst denkt, un s'isch guet gfi so. Wenn do ein het welle hüröte, do isch es gfi, wie wenn er wott e Chue chaufe, nei, no viel ärger. Do het ein müesse laufe, un lustere überal, un luege, un lose — aber derno ischs au ne Ch gfi, wo ghebt het in Sturm un Wetter, un kei Chinderhochzit un kei Labbigüg. —

Wenns sich interessiert, willi eich verzelle wieni um mi Kätherli gworbe ha — mit Stei un Baredreck. Nu denn!

I ha scho lang ne Aug g'ha uf sell Maidli, un wie länger as es gange isch, wie lieber hanie gha. Grad fresse hättis chönne mengmol, wennie gha hätt; aber was nützt das? Verliebt cho jede Dubel si, das isch nit, gar nit. Zum Hochzeitmache ghört no ne weng mehr. — Jez das isch woher, ne gsund, starch Maidli ische Kätherli gfi, sell het me gseh, un e Schaffere un gar nit verruckt un nit närrsch.

Jez ischs im Spöttlig gfi, am Müllemärt, i weiß es no, wie wenns geschter gfi wär, do erfahri zuefällig vom Jobbi, er gieng au uf Mülle, eben an Märt. S' Seppefrize Anne-meili un s' Wagnerbäbis Kätherinemadleni un ebe s' Simmen-Dswalbe Kätherli gienge au.

I sag kei Wort, aber s' het mer kei Rueih glo un zletscht denti, du gohisch bigottliger au un luegisch au no ne weng, was s' Kätherli echt au triebt z' Mülle.

So im Romidag siehnis Mülle zuwalze, alli vieri — der Jobbi natürli derbi. I bi scho

parab gfi un wonis nümme sieh, schieb i au los, als hintebra. An jedem Kant hanis gseh; der Jobbi links un s' Kätherli rechts un die andere durenander. Simol isch die bim Jobbi glaufe un het gschwächt un glachet mit em, derno wieder die anderi. Numme s' Kätherli isch allewil ruehig furtglaufe un het nit umme gunglet wie die andere. So isch recht! denki bi mer selber, die lauft nit jedem no! un als hinteno, Mülle zue.

Jez z' Mülle sin sie gli usenander un mi Kätherli goht gradewegs in Löbe ine.

O weh Michel, jez isch leh! das isch ne Sufere, denki, jez isch alles hi! un e Stich hets mer halt geh — un moni no lueg, wer chunt dört scho wieder use? niemes as s' Kätherli. Hergott, isch mir e Stei abefeit! Die het öbbis müesse froge oder usrichte, siehni wol. Derno lauft sie übere Märt un luegt e Sach a, zerfcht s' Gschirr un chaust drei Schüffeli un märket e weng un goht witers.

Bim Sepp chaust sie ne par Zügli un tuets in Chorb ine un bim Zuckerli nümmt sie für 10 Pfg. Baredreck un steckt in Sack. Derno lauft sie umme, chaust no do un dört öbbis, wo beheim nötig isch un bim Metzgerstand nümmt sie zwee Ring Würsch un ehnedra drei Weckli — als in Chorb ine.

Mi het sie nit chönne seh, i bi als hinter de Ständ dure. Zletscht chunt sie wieder zue de andere, wo bi der Köfliritti stöhn un do höri grad, wie sie sait:

Abbä, s' isch ei Johr wies ander! I gang heim!

Was gohisch!? im Schwane isch Tanz un du gohisch mit!

Wenni numme müest, i tanz jez heimezue. S isch scho bal fünfi un i mueß fueterere, der Vater isch nit beheim un d' Mueter ghebt si.

So isch no nemol recht, Kätherli! denki — di un kei anderi, wenn i di numme scho hätt!

I schließ hinter de Ständ zrud un gang ins Bierhus an der Muehener Stros, sitz ans Fenster mit mim Schoppe un wart halt bis sie chunt.

Mir isch so licht un freudig gfi ums Herz, i hätt grad chönne sänge, wenni nit so ne „schwere

Wies" hätt, un derno wieder schwer. Wenni numme wüßt, wieni au chönnt abändige mitere. —

Uäh! dört chunt sie scho mit ihrem Schleijf am Arm un richtig allei! I loß sie vorbei, trink mi Schoppe wie wenn nüt wär, un furi un noh. —

Der Zivi-Bloch het mer no grüest zweidreimol. I ha wol gwüßt wege was un ghört hanis au. Er hätt gern die große Chalbele. Jo rüef du numme! hani denkt, un wenn er mer ne Million geh hätt, i hätt nit gwartet. Mit eim Saß bini d' Stapfle abegumpet un heimetzue.

Bim Bammert-hüslü obe hani sie gseh mit ihrem Chratte voll Züge. Sie het weger grad ne Wurft gesse vorere ane.

Jeß hani emol gjuchzet. Sie luegt umme un lauft langsamer, aber gchennt hets mi weger nit. Zletscht chummi afange zuenere bis uf öbbe 100 Schritt. Gschwigt hani, wie ne Vär un s' Herz het mer geschlopfet, wie ne Hammer un e Freud hani gha, un e Angst no ne viel größeri. Ganz zuenere hätti nit trauet, um fei Pris. I gang also langsamer un allewil denki wie fangis doch au a?

Derno isch grad ne Steihuse nebenem Weg gfi. Halt, jeß padfches emol! un i nimm e o ne par nußgroßi Stei in d' Hand.

Woni no ne weng nöcher binere gfi bi, denki, jeß gisch emol e Zeiche! un würfere nemol so ne Bolle noh.

Der erscht het sie nit troffe, i glaub, sie hets nitemol gmerkt. S zweitmol zieli aber scho besser. Der Stei fahrtere grand an d' Bei here.

Jeß luegt sie umme un blibt stoh. Aber i ha gschwind wie der Bliß au umme gluegt un nebe an der Stroß ne par Blüemli abgriffe, wie wennis nit gfi wär, un vo nüt wüßt —

aber allewil hani unte füre gschelchet, was sie mach.

Sie goht witer un i mit mine Stei un Blüemlene au. Allewil chummi nöcher zuenere. Jeß die zweite Labig. Dumms! Scho wieder ans Bei ane.

Ch aber neih! sait sie: un luegt wieder zrud. So, Du bischs, Michel, würf mer numme d' Bei nit ganz ab!

Was i? I ha gar nit bolt!

I has wol gseh! un lauft witer aber ganz langlam.



Aber i ha nebe an der Stroß ne paar Blüemli abgriffe.

I wart e Rüngli un derno zuem drittemol: Dumms! s het bigotts ganz gsußet, aber natürli ischs numme ne chleine Stei gfi und grad fahrtere hintenane.

So Michel, sait sie, un stellt ihre Chorb uf d' Stroß, jeß gang i nümme vora, eifach nit, Du würffsch mi just no ztot!

Je hets di denn geh?

I spüers wol, un gang jeß numme Du vora!

Allä hopp! i gang, aber Du muesch au bole,

Mä hupp! i gang, aber Du muesch au bole, wie sie hätti nit trauet, um fei Pris. I gang also langsamer un allewil denki wie fangis doch au a?

Derno isch grad ne Steihuse nebenem Weg gfi. Halt, jeß padfches emol! un i nimm e o ne par nußgroßi Stei in d' Hand.

Woni no ne weng nöcher binere gfi bi, denki, jeß gisch emol e Zeiche! un würfere nemol so ne Bolle noh.

Der erscht het sie nit troffe, i glaub, sie hets nitemol gmerkt. S zweitmol zieli aber scho besser. Der Stei fahrtere grand an d' Bei here.

Jeß luegt sie umme un blibt stoh. Aber i ha gschwind wie der Bliß au umme gluegt un nebe an der Stroß ne par Blüemli abgriffe, wie wennis nit gfi wär, un vo nüt wüßt —

Sie goht witer un i mit mine Stei un Blüemlene au. Allewil chummi nöcher zuenere. Jeß die zweite Labig. Dumms! Scho wieder ans Bei ane.

Ch aber neih! sait sie: un luegt wieder zrud. So, Du bischs, Michel, würf mer numme d' Bei nit ganz ab!

Was i? I ha gar nit bolt!

I has wol gseh! un lauft witer aber ganz langlam.

Mä hupp! i gang, aber Du muesch au bole, wie sie hätti nit trauet, um fei Pris. I gang also langsamer un allewil denki wie fangis doch au a?

Derno isch grad ne Steihuse nebenem Weg gfi. Halt, jeß padfches emol! un i nimm e o ne par nußgroßi Stei in d' Hand.

Woni no ne weng nöcher binere gfi bi, denki, jeß gisch emol e Zeiche! un würfere nemol so ne Bolle noh.

Der erscht het sie nit troffe, i glaub, sie hets nitemol gmerkt. S zweitmol zieli aber scho besser. Der Stei fahrtere grand an d' Bei here.

Jeß luegt sie umme un blibt stoh. Aber i ha gschwind wie der Bliß au umme gluegt un nebe an der Stroß ne par Blüemli abgriffe, wie wennis nit gfi wär, un vo nüt wüßt —

Sie goht witer un i mit mine Stei un Blüemlene au. Allewil chummi nöcher zuenere. Jeß die zweite Labig. Dumms! Scho wieder ans Bei ane.

Ch aber neih! sait sie: un luegt wieder zrud. So, Du bischs, Michel, würf mer numme d' Bei nit ganz ab!

Was i? I ha gar nit bolt!

I has wol gseh! un lauft witer aber ganz langlam.

isch numme witt. Merkt sies echt? Wenni jek numme trauti! Sölle echt öbbis sage —

Zuem Glück fangt sie a. I glaub, i hätt mi blamitiert.

Wie chunsch denn Du hüt uf Mülle, i ha Di gar niene gseh, un worum gohsch au scho heim? E' isch doch Tanz im Schwane un Du tanzisch gern, i weißes.

Jä, worum hesch denn Du nit tanzel?

I gang allweg uf Mülle an Tanz, wenn der Vater nit deheim isch un d' Mueter isch nit guet zweg.

Wo fehltere denn?

Un do verzelt sie mer halt, ihre Mueter heig allewil so Chopfweh un sie chönn nit schlofe. Gester znacht heigjere dreimol müesse go Wasser hole un Umschlag mache die ganzi Nacht un sie heige no ne neumelchige Chue, wo so böszmelche seig un chleine Süli un so verzelt sie mer alles.

Michel, sie paßt allewil besser! denki eimol ums ander. Aber öbbis het mi doch gwurmt — der Bärebred. Wenn sie au so ne rechte Schleckere wär! I merks scho, wennis pfiffig afang —

Ah, i ha nemol e ruuche Hals, sagi, wenni numme jek eweng Bärebred hätt, sell pußt d' Schuttle!

Do blibt sie stoh: Witt e weng? I ha für 10 Pfg. chaust, s' isch guet für e Hals un i isen so gern. Jedes Mol, wenn i uf Mülle chumm, mueßi ne weng ha. I glaub, i chönn e ganz Pfund esse. Wege mir brucht der Zuckerli nüt mache as Bärebred, s' ander Züg chaner bhalte wege mir. I freu mi jek scho ufs Grumbiere-Usmache morn, do würd er glullet derzue. Nu, wenn das alles isch, denki, derno isches nit schlimm un so froge witer:

Wo macheter us, morn?

Morn bini wieder emol allei ufem Berg obe, grad nebe eue, i möchts morn usbringe.

So un i fang morn a, sagi un denki mi Sach derzue —

So chömme mer heim. Sie luegt mi no so fründli a, as mer ganz warm wird im Herz, un dankt mer, asere der Chorb treit ha un für d' Blüemli. Derno sage mer: Guet Nacht un göhn usenander.

I ha kei Rueih gha. Also der Bärebred isch sie gern! Herrgott, wenns numme hüt znacht Bärebred regnete! Bim Fuetere, bim Schore, woni gange un gstande bi, allewill hani müesse an Bärebred denke. Schlofe hätti nit chönne selli Nacht, mit keim Aug.

Zletscht chunnt mer afange ne Gedanke; die andere sin sicher bis znacht um zwölfi z' Mülle, jek ischs achti — i gang nonemol, un wer wieder Mülle zue lauft, nei gumpet, znacht um halber nüni, bi i gsi.

I ha wol ghört, wie sie tanzet un brüelet hen im Schwane, wege mir, i wär nit ine um kei Geld.

Um öffi bini deheim im Bett glege.

So guet gschlofe hani in mim Lebe nit, wie in selder Nacht, un allewil hets mer traunt, s' Rätherli lueg mi a un s' bol mer Stei no un mer seige ame Tanz un i tanz miteme Sach voll Grumbiere un s' Rätherli mach Bärebred us un halt so Züg.

Früeh bini use um vieri, s' isch no chiedlige Nacht gsi. Sunst ischs mer um fünfi no viel zfrüeh.

Was isch denn au Dir in Dolder ine g'fahre, sait der Vater, as Du scho uf bisch?

Ge — i ha denkt, mer werde au an d' Grumbiere müesse. Sie sage, sie täte so grüseli fule, bsunders die im Berg obe. I will, glaubi, nemol usse go luege. —

Wart emol numme au bis es Tag isch!

Um seggi bini ab, ganz ellei in Berg usse mit em Hote uf der Achsele. Zerscht hani welle näume hoch: bliebe, bis sie au chönn, derno hani wieder anderst denkt. Uf em Weg traui doch wieder nit zfrage, wenns mi wiedereso aluegt. I gang lieber usse un mach us un wenni recht druffschla cha mitem Hote un vorne abe luege — derno traui no zerscht. Im Berg isch wit un breit no kei Mensch gsi. I bi uf en Acker, un bi umegstande un ha abe glueget. Um halber näbent umme hani sie gseh cho. I ha aber nit dergliche do, bi hinte hi, grad nebe s' Simmes un emol agfange anere Stude umezrieße. Sgohet nit lang, so stoht sie nebe dra.

Guete Tag, Michel, Du bisch früher gsi as i.

Ge, i ha nit chönne schlofe, liegi, un s' Herz het me glaubi chönne höre chlopfe bis an Hals



uffe — Wenn sie numme der Bärebred scho hätt —

So jeh wemmer emol luege, wers am beste cha, sait sie un lacht eweng.

Mach nit zgrüßli — oder i leng emol mitem Hoke dure!

Du bisch guet! sait sie, gester bolsch mer Stei a un hüt wit mitem Hoke anmi, s' wird allewil besser —

U! Du bisch e närrsche Chäfer, s' isch mer jo gar nit Ernst gste — i tue Dir ja nüt!

So un jeh faisch mer wieder Chäfer au no.

Sichsch do lauft grad ein — so ne Dreckchäfer, so bini jeh denn doch nit — ne Dreckchäfer!

I weiß was i weiß. Ne Dreckchäfer bisch nit, aber e weng e Bärebredchäfer —

Jä so! Du meinsch wege sellem, wit obbe ne bizzeli? un lengt ihre Resse vo gester no use.

I ha mehr Bärebred as Du!

Jo Du — wo neh un nit siehle —

Was wemmer wette? mehr as e Pfund!

Jo wenn Du ne Pfund Bärebred

hesch, derno hilfi Dir eni Grumbiere au no usmache un loß mini liege —

S blibt derbei! Gott Nacht Rätherli! Das mol hets di am Bendel! Lueg emol, was dört unter mim Tschobe lit am Bord, gang lueg numme! —

He, was wirbs doch si — un goht go luege. Jeh wo sie der Tschobe ushebt, sieht sie halt der ganz Prägel, der größte Pad Bärebred —

Herrgott im Himmel — was isch au das nit!! Michel! Aber i cha der jo nit helpe, i wird jo mit mine allei nit fertig! — un ganz bleich isch sie worde, un aqluegt het sie mi — mit ihrem Bärebred in de Hände. —

I ha zerscht welle lache, aber i bi selber

ganz versteineret worde, un sie het mi duret, wo sie so rotlos do gstande isch —

He, das isch jeh öbbis!! hani endli usepolteret. I weiß, as Du der Bärebred gern isesch un do ha der halt eweng mitbrocht.

Jä aber worum au Michel, un so ne Hufe?! — Eöll bers sage? fragi un lauf nöcher zuenere hi — un i glaub, jeh hätteres gsait — aber do ischs anders gange —

I mein, d' Grumbiere seige grüßli ful dört obe! brüelt uf eimol öbber, un woni lueg, stohet der Vater ehnedra uf der Matte und het us zuegluegt.

S' Rätherli schmeißt de Bärebred eweg un springt an ihre Grumbiere und packt halt der Hoke und schlächt druff los. Un i stand wie s Schind im Dreck —!

Meiet das het au viel Engerich do obe! rüef i in miner Verlegetheit —

Was hets? das möchti doch au seh! sait der Vater un chunt derher.

Jeh gheit s' Rätherli der Hoke hiun rennt umme Buch umme in d'

Hürst ine, un i bohr allewil mitem Finger im Dreck umme — Lueget, Vater, do isch vorrig ein gfi —

Sooo — un wo hesch denn d' Grumbiere, wo Du usgmacht hesch?

He dört —

So Büebli, nefange drei Stude in zwo Stunde — un wo hesch denn überhaupt d' Zaine? Was isch eigertli mit Dir? Augblickli gosch mit heim! un chert sie um un will go. Jeh sicht er au noch das Päckli Bärebred do liege. — Zerscht luegt ers a, — derno lacheter grad use — derno giterem halt e Stoß mitem Fuß as der Bärebred in taufig Stückli in d' Matte abe fliegt — —

Du bisch e Fozzel, ne einfältige — chumm



... un i schlech mit mim Höfli hintennoh.

numme mit augeblickli! un goht heimezue un i schließ mit mim Höfli hintenoh.

Der Vater het allibot öbbis brummet un wieder glachet — aber gsait het er kei Wort zuemer —

„Jez Chönnmeter denke wies mir gsi isch. Gschämt hani mi, un wieder e Zorn gha un ans Rättherli hani gar nit denke dörfe, so hets mi duret —

Nu, ne Stud ehne lueg i emol zuck, as ers nit sicht — un do stoht s' Rättherli als no in de Hürste un hület — emol s' Sacktüech hets in der Hand gha. Jeregott Rättherli! — I ha gmeint, i müeß öbbis sage, aber i ha doch wieder nit dörfe. —

Aber mi groß rot Sacktüech hani au ufegleugt un emol gschnügt, as fies sott höre. U i derno hani s' Tüechli hinte anni ghebt un ha allewil gwunke mit — aber nit as es der Vater gmerkt het —

Bomer ans Buresfrige dure göhn, luegt grad der alt Fritz use un sichts.

Lueg, Michel, s' hanget Dir öbbis hinte use! rüeft er no, der dumm Chaib.

Do hanis müeße neweg tue.

Bomer heim cho sin, het mi der Vater in d' Stube ine geführt zue der Mueter. Die isch grad ufem Tisch obe gschneuet un het d' Borträter pußt — grad ihre un im Vater sie Hochzit-tafel —

Do bringi Dir der Grumbiereschnazi — so ne Luser — so ne dreckige — un goht use —

Jez het d' Muter scho gwüßt as wieder näume öbbis los isch un frogt mi halt us un i sagere alles.

De nu, Gott Lob un Dank! sait sie zletscht un het Wasser in de Auge gha — s' Rättherli isch brav un recht — I wills im Vater scho sage —

Gang jez numme gonem helfe Mist lade un verzürn e nit —

I ha denki mi Teil usse gheit felle Tag, als numme die größte Bolle.

Der Vater het ammig numme so gschpäsfig glacht derzue, aber gsait het er kei Wörtli.

Wo mer Mittag gmacht hen, bini dure gschliche

hinter s' Frige Hus un dört hani ne halbi Stund gschnügt un mi Sacktüech flottere loh — s' Rättherli het numme umegluegt. Wenni der Zit gha het, wäri gange un hätt der Bäredreck stemmeglese un hätere brocht. Wart numme bis zobe — du mueschen doch no ha, emol was i no find dervo.

Wo mer znacht gefse gha hen, bini verschwunde. I ha no gnueg gfunde, wennis au kei Pfund meh gsi isch un bi ne ganze Stund binere am Fenster gstande un haneres geh. Un jez, wos eweng dunkel au no gsi isch, jez hani wohl nitre Schwäze chönne. Woni furt bi hanere ne kleine Schmuß uf d' Hand geh un sie hets nit zürt.

Die ganzu Wuche het der Vater keine drei Wörtli gsait zuemer.

Aber d' Mueter het mers zmerke geh, as es im Vater jo au zletscht recht wär, wenni s' Rättherli kriegte.

Jez am Sundig zmittag sait der Vater uf eimol: So Michel, inere halbe Stund göhn mer zue s' Simmen Dswalde. Du chasch Di derno richte!

Jez isch nonemol leg! I ha gmeint der Himmel chömm zgeihe — Am heitere helle Tag — un der Vater derbi — un s' Simmes —

Göhn Dir lieber allei — i gang en andermol — i ha uf Schlinge welle.

Un i sag, Du gohst jez mit, un d' Mueter winkt mer au.

Was hani welle mache? I bi mitzottlet. Zerscht hani mi gschämt, derno zletscht ischs mer doch recht gsi. Mir sin guet usgno worde — in 8 Wuche hemmer Hochzit gh —

I has nie bereut un s' Rättherli au nit. Mir hen gschaffet mit enander un sin zue öbbis cho. Un use ältste, der Michel, chunt jez im Spötlig vom Militär. Er isch jez dreiezwenzgi un mir fihre an der Bielnacht unsere silberne Hochzit. Un wenn der Michel derno nemol näume ne Maidli weiß, mir hen nit dergege — aber si mueß si, wie d' Mueter gsi isch, brav un sittsam. Aber mit Luesbuebereie söller mer emol cho! —

Der Michel un s' Rättherli,

## Die verkehrt Antwort.

Eine Erzählung aus dem badischen Schwarzwald

von Hermine Billinger.

's Bärbele zu Immeneich wollte nimmer daheim bleiben.

„I halt's halt mit länger us“, erklärte es der Mutter, „des G'spött allewil wo i goh und stoh — um kei Vieh gang i mehr uf d' Gasse — sag was de witt, Muetter —“.

Sie standen in der schwarzgeräucherten Küche unter dem weit über den Herd hinausreichenden Kaminschoß. Die Mutter spülte das Geschirr in einer Schüssel heißen Wassers, 's Bärbele trocknete mit einem blau-gewürfelten Handtuch jedes Stück sorgfältig ab und stellte es an seinen Platz.

Sie zählte 17 Jahre, und der Ernst, den sie jetzt zur Schau trug, wollte wenig zu ihrem tugelrunden, farbenprächtigen Kindergesicht passen.

„Warum bist au so dumm g'si“, sagte die Mutter, „so ebbis dumm's isch jo“ —

„Ihr derse gar nix sage, Muetter“, fuhr ihr 's Bärbele in die Rede, „Ihr sin an allem Schuld! Ein Ihr mir nit in eim fort, bevor unsri Herrschafte z' Immeneich tumme sin, im Ohr g'lege: wenn d' Landesmuetter mit dir red, sag au glei, daß di Muetter d' Witwe Stöberle isch — d' Witwe Stöberle habe Ihr mir noch nachg'rufe. Und do hab i's halt im Ohr g'habt un verschrode war i au, und über eimol fahrt mer halt die verkehrt Antwort 'raus —“

„I denk mi trifft der Schlag am hellichte Tag“, sagte die Bäuerin, „hab mi's au noch so viel kostete lasse — das wiß kleid und 's Kränzli — aber 's hat mi nit g'reut, weil du's Bufette kriegt hach, und i bin stolz g'si, wie der Burgermeister zu unsri Herrschafte sagt: die Jungfrauen werden Ihrer königlichen Hoheit einen alleruntertänigsten Strauß überreichen — des isch mei Bärbele, hab i denkt — Maria und Joseph! Wer sind sie, liebes Kind“, fragt d' Landesmuetter. Und du Gans, du Gans sagst: d' Witwe Stöberle.“

„I war halt so verschrode“, preßte 's Bärbele hervor.

„Und alles lacht“, fuhr die Bäuerin im höchsten Ärger fort, „d' Landesmuetter, der Landsvater, alle die hohe Herre — I wär am liebste in de Erdbode nei g'sunke, do wo er am tieffste isch — die Kircheinweihung soll mir gebente — Von dere lange Red vom Burgemeister, kei Wörtle hab i verstande — von dere ganze schöne Feier — nix hab i mir merke könne — nit emol was d' Landesmuetter ang'habt hat —“

's isch ebbis Hellgrau's g'si“, berichtete 's Bärbele aus seinem Kummer heraus.

Sie waren fertig mit der Küche und gingen in die Stube. Ein Korb voll Wäsche stand auf dem

Tisch, und Mutter und Tochter machten sich ans Flicken.

Dem Bärbele liefen große schwere Tränen über die Wangen, und von Zeit zu Zeit machte es sich durch ein Aufschluchzen Luft.

„Sei jeh still“, meinte die Mutter, „'s isch jo vorbi“ —

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

„Bei mir nit, i kann den Schimpf nit vertrage — allewil d' Witwe, d' Witwe tun se mer nachschrei; i gang der nimme vor's Hus“ —

„Dummes Ding“, fuhr die Mutter auf, „was fällt der au ein, Witwe — Witwe isch doch kei Schimpfwort —“

Aber für mi, wo i noch nit emol en Mann g'habt hab — und — und 's Mohre-Bäcks Xaver, des isch noch der Allerärgst: gute Morge, hat er zu mir g'sagt — was macht se, d' Witwe — hat se gut g'schlofe, d' Witwe — und so in eim fort — Buege, Muetter, des bringt mich so uf — von 's Mohre-Bäcks Xaver kann i halt emol nix vertrage.“

„He warum?“ fragte die Mutter.

„He darum“, lautete Bärbeles Antwort.

Gleich darauf grub sie laut aufschluchzend das Gesicht in den Waschkorb.

„I bleib halt nimme d'heim — i bleib nimme d'heim“ —

„Ja, wo willst denn hin“, fragte die Mutter, „jeh sag mir nur — wo willst hin?“

's Bärbele fuhr in die Höhe, wischte sich mit dem Rücken der Hand ein, zweimal fest übers Gesicht und erklärte:

„Uf Sankt Bläsi will i in Dienst“ —

„So — hm“, machte die Mutter, „in Gottsname, i will di nit halte —“

„Glei morge.“

„So preßiert 's nit.“

„I gang Euch nimme vor's Hus, Muetter“, erklärte 's Bärbele, und der helle Troß sah ihm aus den Augen, „nit emol 's Wasser hol i mehr am Brunne drub — I hätt g'wiß, ganz g'wiß die richtig Antwort gebe, wenn ihr mir nit in de Ohre g'lege wäre mit Eurer Witwe Stöberle“ —

„Jeh hör uf“, fuhr ihr die Mutter in die Rede, „seit vier Tage immer 's nämlich von morgens bis obends. Mir isch's jo au arg g'si, aber ebbis Guts isch au bi dere Sache — bis in Tod nei freu i mi, daß i unfern Landsvater emol so recht herzlich hab lache sehe. Schau, Bärbele, des muß di doch au e bißle tröste“ —

„Billicht — später emol, aber jeh — nei, Witwe kann i mi nit emol im Landsvader z'lieb schimpfe lasse.“

Sie seufzte tief auf:

„Darf i fort, Muetter?“

„He so gang so gang“, ereiferte sich diese, „wirsch di vergude, wie's in der Fremde zugoth, wirsch di vergude —“

„'s isch mer alles lieber, als usglacht werde“, sagte 's Bärbele.

Run stielten sie darauf los, wobei sich das Antlitz der Bäuerin mehr und mehr aufheiterte, während in Bärbele's Gesichtszügen die Trübsal in demselben Grade überhand nahm.

„Billicht“, meinte die Mutter, als sie bei Beginn der Dämmerung die Arbeit weglegten, „billicht nimmt di morgte früh der Milchmann mit; i will geh zum Mohre-Bäc nüber und anfrage“ —

„Aber verrot's ja nit im Mohre-Bäc“, rief ihr 's Bärbele nach, „er brucht's nit z'wisse — wenn's nur der Knecht weiß“ —

„Natürli“, sagte die Mutter.

Am anderen Morgen in aller Früh brachte sie ihr Meidli selber in die groß Gass', wo 's Mohren-Bäc's Milchfuhrwerk durchfahren mußte.

Der Hirtenbub kam ihnen über die Brücke entgegen und tutete in sein großes Horn. Hinter ihm blöfken laut die Schafe und machten lustige Sprünge, als freuten sie sich des herrlichen Sommermorgens.

„Gottlob“, meinte die Mutter, „d' Schafhämmele tumme z'ersch — das isch e gut's Zeiche.“

's Bärbele seufzte. Es ging im schönen goldgestickten Nieder und Häubchen. Die blonden Zöpfe hingen ihm schwer über den Rücken hinunter, und die weißen bauschigen Ärmel strokten vor Frische. In der Hand trug's Reisefack und Schirm.

Es war halt doch keine so leichte Sache, die Heimat zu verlassen. 's Bärbele hatte bisher gar nicht gewußt, wie wunderschön sein helles, lichtiges Heimatdörfle zwischen diesen dunklen bewaldeten Bergen lag. Und ob's im jenseitigen Tal auch so liebe, heimelig sprudelnde Wässerle gab?

Immer schwerer wurden die leisen, halbunterdrückten Seufzer, die aus der jungen Brust stiegen.

An der Ecke der großen Gass' wartete schon der Milchwagen.

„Maria und Joseph“, schrie 's Bärbele mit einemal auf, „des isch jo der Xaver, uf em Bock!“

Und es wollte auf der Stelle davonlaufen.

Die Mutter hielt's fest.

„Was usg'macht isch, isch usg'macht“, erklärte sie. Der Xaver war von seinem Sitz gesprungen.

Niemand sprach ein Wort. 's Bärbele saß plötzlich oben, es wußte nicht wie.

Der Bursche und die Mutter wechselten einen verständnisvollen Blick und das Fuhrwerk rollte davon.

Fürs erste wurde kein Wort gesprochen. Der stramme, rotwangige Bursche mit dem „Pfistli“ im Munde schaute nur manchmal mit einem verstoffenen Lächeln nach dem schmucken Bärbele hin, das steif wie eine Puppe da saß und auf den Griff seines Schirmes niedersah.

Endlich nach einer Weile sagte der Xaver:

„So, also in Dienstcht gehsch?“

„Jo“, nickte das Mädchen.

„I fürcht nur“, meinte er, „dort wisse sie's am End au schon.“

„Dann seh i mi uf d' Isebahn“, preßte das Mädchen hervor.

„Du hasch aber Kurasch!“ verwunderte er sich.

„Lieber gang i nach Amerika, als daß i mi Witwe schimpfe laß.“

„Weisch, Bärbele, i will dir was sage — mer kenne uns doch schon so lang — i hab dir doch immer d' Apfel g'stohle ins Busche — weisch nimme? i mein, da könnt mer schon e bißle Vertraue habe“ —

Jetzt sah sie ihn mit blühenden Augen an: „Du — du bisch der Erscht g'si, der mi so g'heiß hat“ —

„I will's jo gern wieder gut mache“, meinte er, „und i wüßt au wie — oder — hasch's vergesse, was mer schon als Kinder z'samme usg'macht habe?“

Sie wurde dunkelrot: „I — i — jo, i hab's vergesse“ —

„Des isch aber schad — denn schau — wenn mer's jeh so gmacht hätte, wie i mir's denkt hab — i hab mir nämlich denkt — mer fahre nit wit — mer kehre um und rucke e bißle z'samme — und dann — no, do werde sie's glei merke, die zwei sin einig — und — us isch's mit der Witwe — völlig us —“

Aber i will di nit dränge“, meinte er, als er das laute Atmen des jungen Mädchens hörte, „i sag dir's nur — nett wär's schon — was meinsch?“

Er stieß sie in die Seite, dabei verlor er sein Pfeifchen, bemerkte es nicht und schob die Mütze aus der Stirne, denn ihm war heiß.

„Weisch was, Bärbele“, flüsterte er ihr ins Ohr, „jeh b'finnsch di — derweil zähl i bis uf drei — und hab i drei zählt, und du sagst nit nei — dreh i um — und d' Witwe isch begrabe.“

's Bärbele seufzte noch einmal tief auf, zugleich aber flog ein Lächeln über sein dunkelrotes Gesicht. „Drei“, schrie der Bursche, beugte sich vor und gab dem Bärbele einen schallenden Kuß —

Und heidi ging's ins Dorf zurück.

## Der Simplon-Tunnel.

Die ersten Spatenstiche zum Simplontunnel geschahen im November 1898 und zwar gleichzeitig auf der italienischen Seite in Ivrea und auf der Schweizer in Brig. Am 24. Februar 1905 erfolgte der Durchschlag des letzten Felsenstückes im Tunnel, ein Ereignis, das folgende Depesche der Welt ankündigte: „Heute Morgen 7 Uhr 20 Minuten sprengten die Minen unerwartet die letzte 2½ m dicke Scheidewand. Es herrschte Jubel und freudige Bewegung. Alles ist glatt abgelaufen.“

Damit ist ein Riesenwerk vollendet, auf das unsere Technik wahrlich stolz sein kann. Dieses



Nationalrat Sulzer-Ziegler.

Bauwerk darf füglich eins der Wunder der Neuzeit genannt werden; und so lange auch an ihm gearbeitet wurde, so viele Tausende von Händen und Hunderten von Maschinen dafür tätig waren, heute stehen wir doch davor wie vor einem Wunder. Es ist, als hätte sich ein langer Traum der europäischen Völker erfüllt. Es war

schon seit Jahrzehnten als dringendes Bedürfnis empfunden worden, den uralten Simplonpaß auch dem modernen Eisenbahnverkehr zu erschließen, wie das nach und nach bei andern Alpenübergängen, dem Semmering, dem Arlberg, dem Brenner, dem St. Gotthardt und dem Mont Cenis, geschehen war. Aber hier, wo selbstverständlich nur ein Durchbruch in Frage kommen konnte, boten sich derartige Schwierigkeiten, daß die Ausführung immer wieder verschoben wurde. Im Herbst 1898 endlich wurde der Staatsvertrag zwischen der Schweiz und Italien abgeschlossen, der den Bau des Tunnels sicherte. Das große Werk übernahm die Firma Brand, Brandau u. Co., die ihren Sitz in Hamburg hat, gemeinsam mit der Firma Locher u. Co. und den Gebrüdern Sulzer in Winterthur, mit Unterstützung der Winterthurer Nationalbank. Unter den Ingenieuren, welche die Bauausführung selbst leiteten — Deutsche, Schweizer und Italiener — seien folgende besonders hervorgehoben. Auf

©Hörsjoggs-Kalender.

der Südseite stand an der Spitze der Bohrmaschinenabteilung Oberingenieur Hans Weiskner von Gebr. Sulzer. Chef der Tunnelleitung und der äußeren Anlagen war der aus Ulten stammende Konrad Pressel, der Sohn des 1902 in hohem Alter zu Konstantinopel verstorbenen, durch seine Eisenbahnbauten berühmten Ingenieurs Wilhelm v. Pressel. Die Bauleitung auf der Nordseite lag in den Händen des Württembergers Hermann Häußler, dem die Schweiz eine Reihe großartiger Tiefbauten verdankt. Die Zahl der beschäftigten Arbeiter, fast lauter Italiener, betrug im Maximum 4000.

Es wurde rund 6½ Jahre lang an dem Tunnel gearbeitet, eine verhältnismäßig kurze Zeit für die riesige Länge von 19770 m, zumal wenn man bedenkt, daß der 1882 vollendete St. Gotthardtunnel mit seinen nahezu 15 km eine Bauzeit von 8 Jahren beanspruchte. Unser Tunnel ist der längste der Welt. Er unterscheidet sich von anderen



Chefingenieur Brandau.

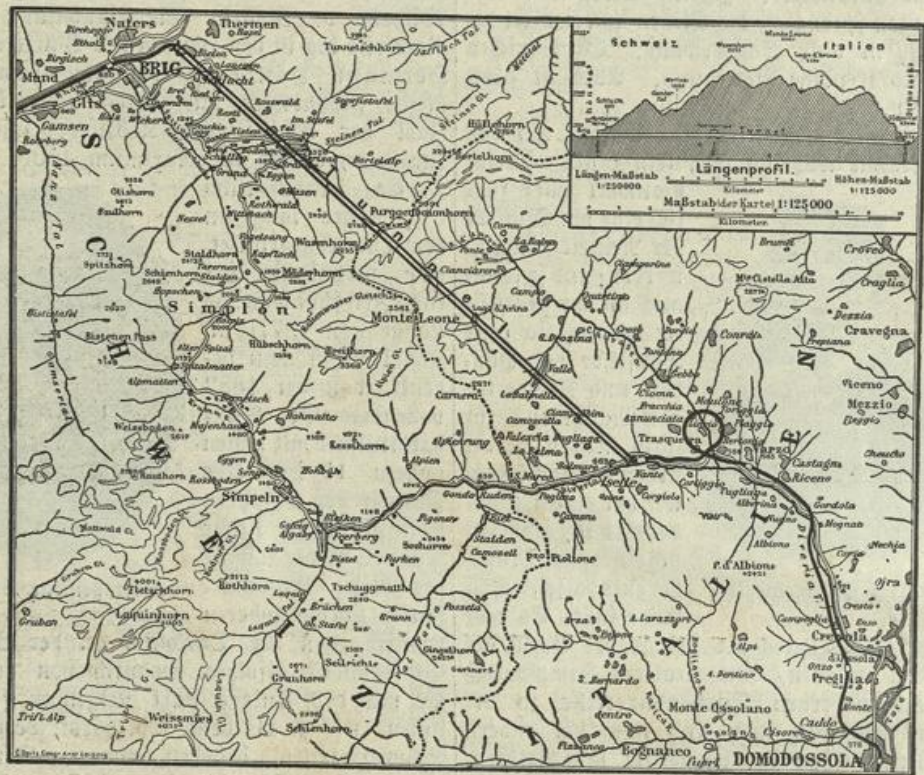
dadurch, daß der Durchschlag an der Basis des Gebirgsstocks erfolgte, wodurch von vornherein die mit der Anlage stark steigender Zufahrtslinien, wie z. B. beim Gotthardt, verbundenen Schwierigkeiten behoben waren. Der Nordeingang des Tunnels liegt 687 m hoch, der Südeingang 634 m.

Der gewaltige Fortschritt dieses modernsten Tiefbaumerkes gegenüber den früheren Tunnelanlagen besteht darin, daß zwei schmälere eingelegte Parallel-Tunnels geschaffen wurden anstatt eines breiteren zweigelegigen. Die Entfernung der beiden Stollen beträgt 17 m; alle 200 m sind Querstollen zur Verbindung beider angebracht. Die Breite eines jeden Längsstollens beträgt 5 m, die Höhe 6 m. Vorerst wird nur der eine völlig ausgebaut und in Betrieb genommen werden.

Von der gewaltigen Leistung, die menschliche Tatkraft und Ausdauer hier vollbracht hat, mögen nachstehende Zahlen einen Begriff geben. Weit mehr als 1000000 cbm Erd- und Stein-

massen, 570 000 auf der Nordseite, 500 000 auf der Südseite wurden ununterbrochen unter großen Schwierigkeiten aus dem Innern des Berges herausbefördert. Im Norden waren nicht weniger als 155 000 Maschinenbohrlöcher in einer Gesamtlänge von 300 000 m, im Süden 195 434 Maschinenbohrlöcher mit 260 000 m Länge notwendig. Die Zahl der Handbohrungen betrug auf der Nordseite  $1\frac{1}{2}$  Mill., auf der

gesorgt. Mit Luftkompressoren wurden 30—40 cbm Luft in der Sekunde vom seitlichen Stollen in den Hauptstollen getrieben und Wasserkühlleitungen den Arbeitsstellen zugeführt. Durch Lokomotiven mit komprimierter Luft wurde die Beförderung der Arbeitsmannschaft, des Materials, des Dynamits und des Schuttes besorgt, wozu ein besonderer „Bahnhof“ mitten im Tunnel errichtet worden war. Zur Bewältigung aller



Karte der Simploneisenbahn von Brig bis Dom. doffola.

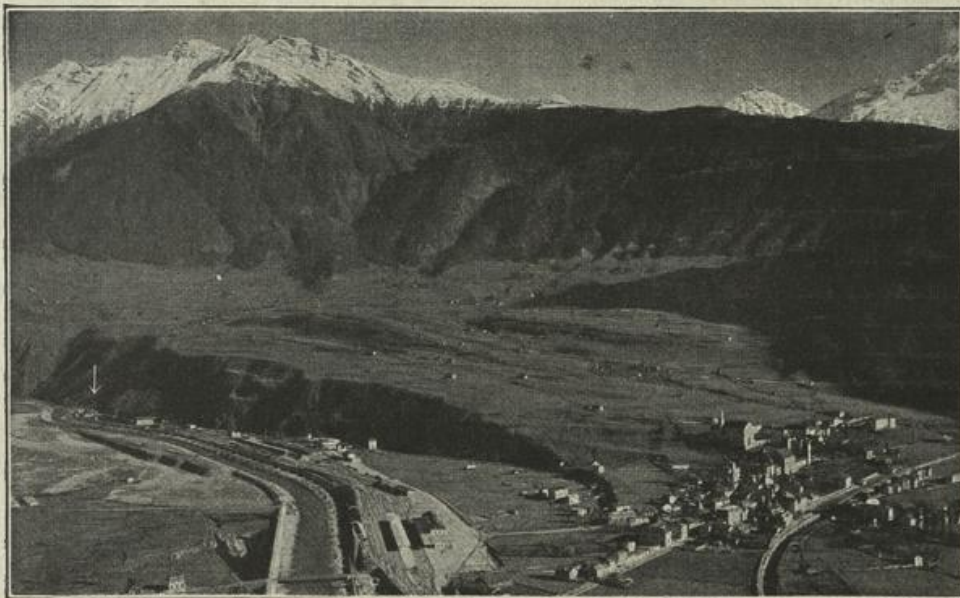
Südseite mehr als 2 Mill. Dafür brauchte man insgesamt 19 800 000 Maschinenbohrer- und gegen 24 Mill. Handbohrerschneiden, eine ungeheure Menge von Stahl. Zum Zweck von Sprengungen wurden auf der Nordseite 552 000 kg Dynamit verwendet, auf der Südseite 790 000 kg. Ferner waren etwa 4 Mill. Bündelapfeln nötig und Bündelschnüre in einer Länge von 5300 km. Der günstigste Fortschritt betrug 9 m am Tage; an Tagen, wo mit besonders hartem Gestein zu arbeiten war, blieb man oft unter 4 m zurück. Für die Gesundheit der Arbeiter war in großartiger Weise durch umfassende Vorichtsmaßregeln

Ventilations- und Bohrarbeiten mußten ununterbrochen 2400 Pferdekkräfte wirken.

Der Tunnelbau hatte der Natur der Sache nach mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, insbesondere mit den Gefahren des Wassers und der Hitze. Riefige Wassermassen sind oft ganz unvermutet aus den Felsen hervorgebrochen, bis zu 1200 Sekundenlitern. Am 30. September 1901 wurde die erste Quelle angeschlagen. In den 1242 Tagen, die seitdem bis zur Vollendung des ganzen Baues verflossen sind, wurden täglich 86 400 Kubikmeter, insgesamt also  $104\frac{1}{2}$  Millionen Kubikmeter



Südseite des Simplontunnels: Ausmündung bei Iselle.



Nordseite des Simplontunnels: Einmündung bei Brig.

Wasser abgeführt — eine Wassermasse, die vereinigt unübersehbare Überschwemmungen herbeiführen müßte. Im Nordstollen ist die Temperatur bis zu 55° C. gestiegen; und nicht selten sprudelte heißes Wasser aus dem Gestein hervor. Welche riesigen, schier unerfüllbaren Anforderungen durch solche Nebenumstände an die Technik gestellt wurden, vermag der Laie kaum zu ermessen. Und manchmal wuchsen in der Tat die Schwierigkeiten derart, daß ein Gefühl der Ohnmacht gegenüber der furchtbaren Naturgewalt die Menschen überkam; bald aber brach sich kühner Wagemut und Unternehmungsgeist wieder Bahn.

Im Spätjahr 1905 soll der Tunnel dem großen Durchgangsverkehr, dem er zu dienen berufen ist, übergeben werden. Er verbindet die Station Brig an der Jura-Simplon-Bahn im Norden und die Station Domodossola an der Mailänder Strecke im Süden. Die Eröffnung der neuen

Linie bedeutet eine ganz erhebliche Kürzung des Weges von Deutschland nach Genua und an die Riviera sowie namentlich von Paris nach Italien. Wer jetzt von der französischen Hauptstadt nach Mailand reisen will, fährt in 15 Stunden mit dem Schnellzug dorthin, während man bisher 18 Stunden dazu benötigte. Eine derartige Abkürzung bedeutet im Völkerverkehr einen unschätzbaren Vorsprung. Nicht nur die Schweiz und Italien, die ganze Kulturwelt darf die Vorteile dieser grandiosen technischen Leistung genießen.

Wir schließen mit folgendem, der Berliner Zeitung „Der Tag“ entnommenen Gedichte:

„Aber nun ist die Schranke durchbrochen,  
Von Millionen Patronen zer Sprengt,  
Von Millionen Bohrern durchstoßen,  
Frei ist die Bahn, nicht länger beengt,  
Frei für der Völker Wandern und Wandeln,  
Frei für ihr Suchen und Schaffen und Handeln.“

## Die Worte des Glaubens.

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltlich schwer,  
Sie gehen von Munde zu Munde;  
Doch stammen sie nicht von außen her,  
Das Herz nur gibt davon Kunde.  
Dem Menschen ist aller Wert geraubt,  
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,  
Und würd' er in Ketten geboren.  
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,  
Nicht den Mißbrauch rasender Tore;  
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,  
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,  
Der Mensch kann sie üben im Leben,  
Und sollt' er auch straucheln überall,  
Er kann nach der göttlichen streben,  
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,  
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,  
Wie auch der menschliche wanke;  
Hoch über der Zeit und dem Raume webt  
Lebendig der höchste Gedanke,  
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,  
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltlich schwer,  
Sie pflanzt von Munde zu Munde,  
Und stammen sie gleich nicht von außen her,  
Euer Innres gibt davon die Kunde.  
Dem Menschen ist nimmer sein Wert geraubt,  
Solang' er noch an die drei Worte glaubt.

Friedrich Schiller.



## Weltbegebenheiten.

Der Kalender ist ein Jahrbuch: er berichtet über die Weltbegebenheiten eines ganzen Jahres; aber wir können doch zufrieden sein, wenn wir nach rechts und links schauen, nach Osten und Westen, und so eine Vergleichung ist immer gut. Wir haben über kein besonders großes Unglück zu klagen innerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle. Das größte Unglück war noch der gewaltige Bergmanns-ausstand. Aber auch der hat sein Gutes gehabt: er hat viele Schäden und Mißstände aufgedeckt und im großen Ganzen auch die Willigkeit bei Volk und Regierung, sie nach Möglichkeit abzustellen. Die deutschen Arbeiter haben die musterhafteste Ordnung bewiesen, und die weitesten Kreise haben gezeigt, daß sie ein Mitgefühl haben für die schwer arbeitenden Volksmassen, und die Entrüstung über ungerechten Druck der Bergherren führt dazu, die gerechten Forderungen einer humanen Behandlung der Arbeiter in einem guten Berggesetz durchzusetzen. Die Verkürzung der Schichtzeit, An-

dem Wetter: derung der Lohnauszahlung, würdigere Behandlung der Beamten, Wahl von Arbeiter-Inspektoren: das sind Dinge, welche jeder ernstlich Denkende jedem deutschen Volksgenossen zugestehen muß. Auch neue Organisation des Handwerks erstrebt man, nachdem für die Großindustrie so viel getan ist. — Nichts Neues ist die Leere der Reichskassen, welcher durch Reformen der Reichsfinanzen, besonders die Erbschaftsteuer aufgehoben werden soll. Die Handelsverträge, welche jetzt glücklich abgeschlossen sind, sollen auch dazu beitragen. Und endlich soll die Eisenbahnbetriebsgemeinschaft die Kassen der Einzelstaaten füllen. Sie soll uns Süddeutschen die IV. Wagenklasse beschützen, wogegen allerlei Bedenken erhoben werden können; am meisten regt die Badener der drohende Fortfall des Kilometerheftes auf. — In der Justiz

### Deutschland

Der Kalender ist ein Jahrbuch: er berichtet über die Weltbegebenheiten eines ganzen Jahres; aber wir können doch zufrieden sein, wenn wir nach rechts und links schauen, nach Osten und Westen, und so eine Vergleichung ist immer gut. Wir haben über kein besonders großes Unglück zu klagen innerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle. Das größte Unglück war noch der gewaltige Bergmanns-ausstand. Aber auch der hat sein Gutes gehabt: er hat viele Schäden und Mißstände aufgedeckt und im großen Ganzen auch die Willigkeit bei Volk und Regierung, sie nach Möglichkeit abzustellen. Die deutschen Arbeiter haben die musterhafteste Ordnung bewiesen, und die weitesten Kreise haben gezeigt, daß sie ein Mitgefühl haben für die schwer arbeitenden Volksmassen, und die Entrüstung über ungerechten Druck der Bergherren führt dazu, die gerechten Forderungen einer humanen Behandlung der Arbeiter in einem guten Berggesetz durchzusetzen. Die Verkürzung der Schichtzeit, An-



Generalleutnant v. Trotha,  
Kommandeur der deutschen Truppen  
in Südwestafrika.



Sultan von Marokko,  
dessen Unabhängigkeit von den  
Franzosen bedroht wird.

Nicht am sonnigsten sieht es gerade in unserm eigenen Vaterlande, im lieben

deutschen die IV. Wagenklasse be-

haben sich seit Einführung der neuen Rechtsbücher recht viele Mißstände ergeben, welche durch Reformen gehoben werden sollen. Also allerlei Reformbedürfnisse; wo sind die Reformatoren? — Anfang Juni wurde der Reichstag unerwartet vertagt und damit der Toleranzantrag, aber auch manche mühselige Arbeit der fleißigen Abgeordneten begraben. Die unfleißigen und die ewigen Nörgler sind schuld an diesem un-

berg sich in großen Massen aufstellten. Unter den größten Strapazen und Entbehrungen, Hitze, Wassermangel, Gewaltmärschen kämpften die braven deutschen Truppen gegen den wohlbewaffneten, gutgeübten Feind in unglaublichen Gegenden: Felsen, Gestrüpp, Wüsteneien. Die Hereros wurden zurückdrängt, zum Teil auf englisches Gebiet. Da empörten sich aber unvermutet die bisher treuen Witbois und kämpften



Bilder aus Deutsch-Südwestafrika: Gefangene Witbois auf einer Polizeistation.

rühmlichen Ausgang. Sie haben die Schwindsucht verbreitet: leere Bänke, leere Geschwätze, leere Köpfe waren Tagesordnung; noch nie war die höchste Volksbehörde so langweilig. Vielleicht bringt die gewaltige Wendung der Dinge in Ostafrika auch einen neuen Zug in die künftigen Verhandlungen des deutschen Parlaments.

Dunkle Punkte zeigen sich für uns noch immer im schwarzen Erdteil. Der Aufstand in Südwestafrika ist noch immer nicht ganz niedergeschlagen und kostet täglich neue Opfer an Menschenleben und Geld. Generalleutnant Trotha ist mit Truppen und Pferden nach dem Südwesten abgerückt, wo die Hereros am Water-

statt gegen, jetzt an der Seite ihrer Todfeinde: der Hereros. Oberst Leutwein, der seine einstigen Verbündeten unter Hendrik Witboi niederschlagen sollte, trat diese Aufgabe auch an Trotha ab und kehrte in seine badische Heimat zurück. Doch sind die Häuptlinge Samuel Maherero, Morenga u. a. über die Grenze geworfen und entwaffnet. Auf die Köpfe der andern hat Trotha Preise ausgeschrieben, was nicht allen Leuten gefällt. Noch herrscht keine Ruhe im Land und bis die letzten unruhigen Köpfe unterworfen sind und Südwestafrika die friedliche Kolonisationsarbeit wieder aufnehmen kann, wird's noch eine Weile dauern. Also sieht's

noch nicht rosig im dunkeln Afrika aus für uns. Der ganze Schaden beträgt nur einige hundert — Millionen.

Dagegen hat der diplomatische Petrus Wolkenstieher, der Reichskanzler, die trübe Wolke verdrängt, welche über Marokko in Nordwestafrika hing — die Franzosen wollten mit Hilfe der Engländer uns dort die Sonne verdecken

weile eine Braut geholt und zwar, wie sein Ur-Urgroßvater gleichen Namens vor mehr als hundert Jahren aus dem Hause Mecklenburg-Schwerin. Am 6. Juni ist in Berlin die Hochzeit aufs großartigste gefeiert worden; wobei der Reichskanzler zum Fürsten erhoben wurde. Möge die Kronprinzessin Cecilie wie einst ihre Urahne, die Königin Luise, die Liebe und Ver-



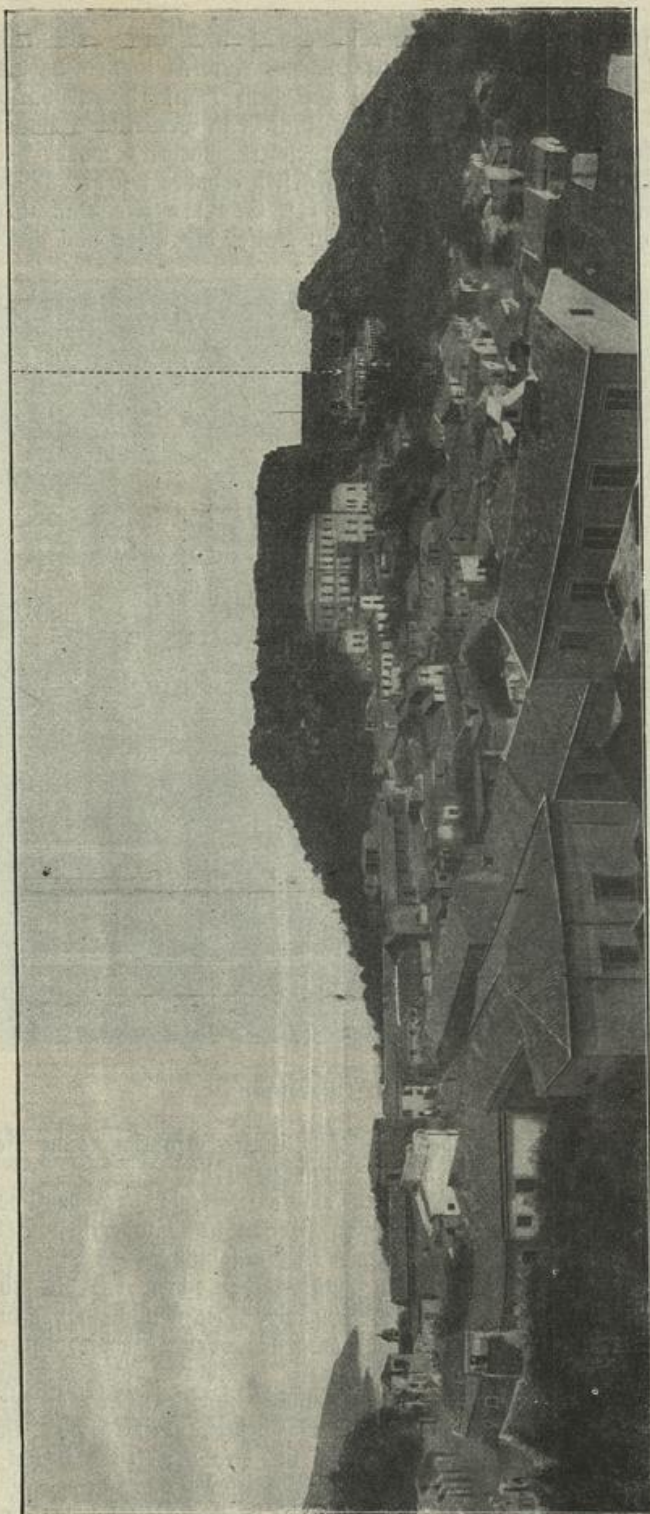
Bilder von der Kaiserreise: Hafen von Tanger (Marokko).

durch einen französischen Staatsvertrag, der einer Oberherrschaft über dies Sultanat so ziemlich gleich sah. Da schickte Bülow den Kaiser an die Marokkanische Küste und eine Gesandtschaft in die maurische Residenz, und so mußte der Franzose mit abgefägten Hosen wieder abziehen und der Minister des Auswärtigen, Delcassé, sogar die Platte putzen. Der Kaiser behnte dann seine Meeresfahrt nach Sizilien aus, wohin die Kaiserin mit dem Prinzen Eitel Friedrich zur Kur gekommen war; denn der Prinz war zu Kaisersgeburtstag bedenklich erkrankt, ist aber jetzt gottlob wieder hergestellt. Der älteste Kaiserjohn, der Kronprinz gar hat sich mittler-

ehrung des deutschen Volkes erfahren, ohne die Prüfungen einer schweren Zeit!

Außer dieser Hochzeit feierte das deutsche Volk auch in allen Kreisen den hundertsten Gedächtnistag seines Lieblingsdichters Schiller. In den letzten Jahrzehnten schien es, als ob der Dichter des deutschen Idealismus von dem jungen Geschlecht vergessen oder überholt würde durch die „Modernen“. Aber sein Todestag bewies doch, daß Schiller noch lebt, daß er der ewig junge ist; ja mit neuer Geistesgewalt ist er auferstanden und hat den Spuk verschucht, der mit Spitalluft und Mystikdunst umgeben der deutschen Dichtung den Atem verfehen wollte.

Hotel Zimeo, Wohnung der Kaiserin.



Bilder von der Kaiserreise: Ansicht von Taormina (Insel Sizilien): Blick gegen das antike Theater.

Vielleicht wirkt der Dichter der Freiheit, wie vor 50 Jahren bei seinem hundertsten Geburtstage mit, die Sticlust der Reaktion zu vertreiben, die sich da und dort über unser Volk gelagert hat. Dazu ist auch der Universitätsstreit zu rechnen, der über die Beschränkung der akademischen Freiheit von dem preussischen Kultusminister Studt entfacht, aber endlich durch Nachgiebigkeit des Ministers glücklich beigelegt worden ist.

Aus den deutschen Einzelstaaten ist nicht viel zu berichten. In Baden ist die Verfassungsreform mit dem neuen Wahlgesetz in Kraft getreten. Minister Brauer wurde ersetzt durch Marschall. In Bayern will Zentrum und Sozialdemokratie auch ein Wahlgesetz, das ihnen für immer die Alleinherrschaft garantiert, die Minister wollen nimmer mitspielen. In Württemberg verhinderte dagegen das Zentrum eine Verfassungsreform. Elsaß-Lothringen möchte aus einem preussisch regierten Land ein Bundesstaat werden. Sonst macht es durch seine „Kirchhofskandale“ von sich zu reden. Hessen feierte den 400. Geburtstag seines berühmten Landgrafen Philipp des Großmütigen. Es hat jetzt wieder eine Großherzogin, indem der Landesfürst sich mit der Prinzessin Leonore zu Solms-Hohensolms vermählt hat. Ebenso hat der Großherzog von Mecklenburg, der Bruder der Kronprinzessin sich vermählt. Auch der junge Herzog Karl Eduard von Sachsen-Koburg-Gotha hat sich verlobt, und zwar mit einer Nichte der Kaiserin, Prinzessin Adelheid von Schleswig-Holstein.

Gestorben sind von deutschen Fürsten: 1. König Georg von Sachsen, welchem König Friedrich August folgte; 2. Graf Ernst von

Lippe-Detmold, dessen Nachfolger Graf Leopold von Lippe-Biesterfeld ist; 3. Alexandrine von Sachsen-Koburg-Gotha, die letzte Schwester des Großherzogs von Baden; 4. Großherzogin Karoline

Lisza mußte gehen. Lange suchte man nach einem neuen Ministerium, das jetzt endlich gefunden ist. Das Verhältnis Ungarns zu Österreich wird immer mehr gelockert. Heißt's am Ende



Das jungvermählte deutsche Kronprinzenpaar.

von Sachsen-Weimar, erst 22 Jahre alt; 5. Fürst Herbert Bismarck; 6. Fürst Leopold von Hohenzollern, der im Jahre 1870 von den Spaniern zum König gewählt wurde und die ungeschuldige Ursache d. h. den schuldvollen Vorwand gab für den französischen Krieg gegen Deutschland.

#### Osterreich-Ungarn.

In Österreich sagt man: „Es wird fortgewurstelt.“ Es geht aber doch, — so lang es geht. Eben ist Ministerpräsident Gautsch auf Körper gefolgt. Nur manchmal gibt's einen kleinen oder größeren Kadau, meist vom „Patriotismus“ irgend einer Nationalität verursacht. Den kleinen Kadau betrieb Innsbruck, als dort eine italienische Fakultät eröffnet werden sollte; da gab's Trümmer, Wunden und sogar einen Toten. Den großen Kadau besorgten die



Prinz Friedrich Leopold von Preußen, in das russische Hauptquartier kommandiert.

Ungarn im Parlament. Lisza drohte als der starke Mann die „Obstruktion“ zu unterbrechen, durch eine stramme Hausordnung. Darauf gab's eine — große Keilerei — im Reichstag. Der wurde aufgelöst. Aber die Opposition siegte und

auch noch (wie in Norwegen): Los von Österreich?

wird zwar

#### Die Schweiz

billiger regiert als ein anderes Land, aber kostspielig ist das Staatsleben dort doch auch: Schule, Heer, Bahn- und Tunnelbauten verschlingen viel Geld. Die lebenden Schulen in den einzelnen Kantonen werden jetzt aus der großen Kasse der Bundeskasse gesprengt, daß die welken Pflänzlein schön aufleben. Die Verherrlichung von Verbrechen der anarchistischen Propaganda soll nach dem Gesetz vom 7. April 1904 bestraft werden. Dennoch wurde der russische Gesandte durch einen russischen Anarchisten verwundet. Die Schweizer Offiziere wurden von Kuropatkin aus dem russischen Hauptquartier fortgewünscht, weil sie ausgeplaudert hätten. Dazu hatte die Schweiz einen kleinen Krieg: einen Zollkrieg mit Italien. Doch ist er glücklich beigelegt und der Handelsvertrag mit Italien zustande gekommen. Auch der mit Deutschland. Der Präsident fürs laufende Jahr ist Marc Ruchet. Eine neue Militärorganisation

wurde veröffentlicht: darauf dient die Mannschaft vom 20.—33. Jahr, die Landwehr vom 34.—39., der Landsturm vom 40.—50. Jahr. 6 Regimenter Alpenjäger bilden eine Gebirgsinfanterie. Neu eingerichtet wird der obligatorische Militär-Vorunterricht vom 16. Jahr mit 60 Stunden. Die Rekrutenschule dauert für die Reiterei 80, sonst 60 Tage, also für die Infanterie 15 Tage mehr. — Die Jungfraubahn ist jetzt wieder um ein gutes Stück vorgerückt, bis zum Eismeer. Das Hauptereignis, in dem Lande ist die endliche Fertig-

Passagiere aus und prügeln die Eisenbahner. Da waren die zufrieden und fuhren weiter. 's gibt eben allerlei Mittel, sich und anderen zu helfen. — In Rom wurde das vom deutschen Kaiser geschenkte Goethe-Denkmal enthüllt. Eine deutsche Schule besteht auch dort.

Der junge König von

### Spanien

macht eben im Rosenmonat 1905 seine Besuchsreise. In Paris haben sie ihm freilich eine seltsame Rose nach dem Wagen geschleubert —



Großherzog und Großherzogin von Hessen.

ellung des Simplontunnels. In Basel brannte das Theater ab.

### Italien

ist das einzige Land der Welt, das einen Überschuß in seinem Staatshaushalt aufweist. Dazu hat es jetzt auch noch den ersehnten Kronprinzen bekommen und nach langer ministerloser Zeit auch ein neues Ministerium. Was will's noch mehr? Es sucht seine Volksschulen und die Volksbildung zu verbessern und zu erweitern, für die Sicherstellung seiner Arbeiter zu sorgen, die Eisenbahnen zu verstaatlichen. Weil es so gar schön friedlich zugegangen wäre, dachten die Eisenbahner, es wäre zu langweilig, eine Abwechslung müßte es sein, wenn sie ein bißchen streikten und die Leute ärgerten. Das ist ihnen denn auch gelungen, aber sonst nichts. Ja einigenorts, wo die Streikenden den Zug aufs Feld hinausführten und warten ließen, stiegen die

eine Bombe: nicht die Pariser, denn die sind von einem König entzückt, obwohl sie Republikaner sind, sondern seine eigenen Landeskinder. Glücklicherweise hat das Geschick ihn und den Präsidenten Loubet, der mit Alfons XIII. im Wagen fuhr, nicht getroffen. Aber andere arme Leute haben darüber ihr Leben oder ihre Gesundheit eingebüßt. Von Paris ist er nach London: man sagt, er wolle sich dort unter den Prinzessinnen eine Braut holen. Möglich wär's schon. König Eduard hat schon in Spanien mit Alfons schön getan und die Freundschaft Spaniens ist dem stolzen England schon etwas wert. Es prahlt jetzt nicht mehr mit seiner „glorreichen Vereinsammung“. Sonst ist im

### Süden von Europa

nichts Merkwürdiges passiert. Kreta möchte zwar gern griechisch werden, aber die Mächte wollen's nicht leiden. Die Türkei ist freilich

keine Macht, sondern eine Ohnmacht. Sie kann im eigenen Hause gegen die Bandenführer nicht Ordnung schaffen; sie steht unter europäischer Kuratel.



Der neue König  
Friedrich August von Sachsen.

### Von Holland und Belgien

ist nichts Besonderes zu melden. Nur daß der alte Krüger 80-jährig heimgegangen ist und auch in seinem von ihm selbst geschaffenen Vaterlande zur verdienten Ruhe bestattet wurde.

### Dänemark

hat einen seiner schönsten Dampfer mit hunderten von Menschen auf der Fahrt nach Amerika verloren. Zwischen

### Schweden-Norwegen

muß man jetzt wohl ein Komma statt einem Bindestrich machen. Wenigstens wollen das die Norweger. Das Storting, was dort der Reichstag ist, hat die Absetzung des schwedischen Königs beschlossen, nicht aus Abneigung gegen das Königshaus, sondern aus Abneigung gegen die „Union“ mit dem Nachbarreich, mit dem das Land doch so stark zusammen gewachsen ist, wie weiland die flämischen Zwillinge. Sie wollen

vielmehr einen eigenen König haben, zwar auch einen Bernabotte, aber Norwegen soll für sich sein, oder gar eine Republik. So wird es



Leopold, Graf zu Lippe-Biesterfeld,  
der angefeindete Regent des Fürstentums Lippe.

kommen, daß der älteste Sohn des Kronprinzen, der Enkel unseres badischen Großherzogs, der sich soeben mit der Prinzessin Margarete von Connaught vermählt hat, nur schwedischer König wird statt von Schweden-Norwegen. Umgekehrt hat der Republik

### Frankreich

eine handvoll Leute so über Nacht einen König verschaffen wollen. Die tolle Verschwörung wurde aber zeitig unschädlich gemacht — für die Urheber, für das Land war sie's von vornherein. In Marseille gab's unter den Seeleuten ein Riesenstreik. Das Streiken ist ja zur Zeit in Europa eine Mode-Krankheit, wie die Influenza, welche bald da, bald dort ausbricht. Der Kriegsminister André wurde beschuldigt, er lasse die politische Gesinnung der Offiziere durch Freimaurer überwachen, und mußte darum abdanken. Er, der Kriegsminister, bekam in offener Parlamentsitzung eine Ohrfeige von einem



Prinzessin Luise v. Koburg.  
wurde für geistig gesund erklärt.

feigen Kerle, Syveton, der dann an ausgeströmtem Gas starb, ob durch Selbstmord oder vergiftet,



Priester Gapon,  
Führer der Arbeiter während der  
blutigen Ereignisse am 22. Januar.

Luft lag und von dem Papst durch Koramieren zweier Bischöfe hervorgerufen wurde, wird durchgeführt, wenn auch die Suppe nicht so heiß gegessen wird, als sie anfangs gekocht war. So emanzipiert sich die älteste „Tochter der Kirche“ von dem hl. Vater, während andere, wie Spanien und Deutschland sich ihm enger anschließen. Da Frankreich an seiner russischen Bundesgenossenschaft wenig Ehre und Freude erlebte, so hat es um so lieber in die Hand eingeschlagen, die ihm England bot: die war freilich leer, oder vielmehr schlimmer als leer, es war marokkanisches Pech daran, und Frankreich hatte Mühe, das loszuwerden; sein auswärtiger Minister Delcassé ist schließlich dran hängen geblieben.

weiß man nicht. Der zähe Ministerpräsident Combes mußte endlich auch zurücktreten; er war für französische Begriffe schon zu lange dran gewesen, da mußte ein anderer in den hohen Sessel. Das ist Rouvier, welcher die Republikaner besser einigen soll. Die von Combes geplante Trennung von Kirche und Staat, welche längst in der

### England.

Während andere Leute Pech haben, hat England — Schwein. Japan führt ihm den Krieg gegen seinen Erbfeind Rußland, vernichtet dessen Heere und Flotten und England braucht keinen Finger krumm zu machen und keinen Mann und kein Schiff aufs Spiel zu setzen, im Gegenteil: es macht gute Geschäfte mit Gelbleihen und Lieferungen an Japan, und nimmt Tibet für sich in Beschlag, während sein russischer Nachbar ihm nicht auf die Hände klopfen kann. Es hezt auch die Völker aneinander, um im Trüben zu fischen; namentlich hezt es bei Amerika, Japan und Frankreich gegen Deutschland. Das alles aus Brotneid über die deutsche Konkurrenz. Ein gefährlicher Konkurrent wächst dem „Onkel Sam“ in „Bruder Jonathan“ (Amerika) her. Vielleicht zieht England auch an Japan einen groß, wenigstens kann das mit der Zeit ein „Schreckenskind“ für England werden so gut wie Rußland. Übrigens macht der neue Ring überall Besuche auf dem Kontinent, während die alte Queen Jahrzehnte lang auf ihrer Insel daheim blieb. Im altehrwürdigen Parlament hat zum erstenmal, seitdem es existiert,



v. Plehwe,  
russ. Minister des Innern; wurde  
das Opfer eines Bombenattentates.



Der in Moskau durch eine Bombe getötete  
Großfürst Sergius und seine Gemahlin  
(Schwester des Großherzogs von Hessen).

eine „Obstruktion“ gespuckt: die bösen kontinentalen Beispiele verderben sogar die gute Sitte des ättigen Old England. — Im Transvaal wissen



die Engländer keine rechte Ordnung zu schaffen. Von Zeit zu Zeit hört man, die chinesischen Kuli überfallen dort die Weißen, oder Schwarze und Weiße fallen über-



Marschall Oyama,  
Oberbefehlshaber der japanischen Armee,  
Sieger von Mutden.

einander her. Der Better in Amerika hats auch nicht schlecht in der Welt. Ackerbau, Gewerbe und Handel blühen, der Wohlstand wächst trotz aller großen Unglücksfälle, die es da immer wieder gibt, z. B. der Untergang eines Schiffes mit tausend deutschen Kindern und Müttern bei einer Spaziersfahrt im Hafen von New-York. Auch das Land und seine Macht wächst. Wieder hat das Sternenbanner 2 neue Sterne bekommen: 2 Territorien, Aklahoma und Neu-Mexiko, sind zu „Staaten“ geworden und die dominikanische Republik unter die Vormund-



General Stöffel,  
der Verteidiger von Port Arthur.

schaft der Union gestellt, sie verwaltet ihre Finanzen, „regelt“ ihre Schulden und — regiert den unbotmäßigen Nigger-Staat. Die Philippinen, welche von Spanien ruiniert waren, werden kultiviert und amerikanisiert. In Washington waren die Yankees so gnädig, das Standbild des alten Fritz aufzustellen, das ihnen der deutsche Kaiser geschenkt hat. — Der kriegsglückliche Roosevelt, der ungekrönte Kaiser von Amerika, ist natürlich wieder zum Präsidenten gewählt und geht in dem Weltkonzert — man darf nicht mehr vom „europäischen Konzert“ reden — die erste Violine, während Rußland den Brummbaß spielt, aber jetzt dem amerikanischen Präsidenten die Friedensschalmei reicht.

Denn in

## Rußland

geht jetzt alles drunter und drüber. Es ist zur Zeit das unglücklichste Land der Welt. Im Krieg leuchtet ihm kein Glück und kein Stern: keinen einzigen Sieg hat es gewonnen, lauter Niederlagen, und was für Schreckliche, erlitten zu Wasser und zu Land. Im eigenen Volke wächst die Unzufriedenheit mit der Regierung, der Bureaucratie, den politischen und sozialen Zuständen, von Tag zu Tag und macht sie sich in Krawallen, Ausständen und Aufständen, Attentaten und Meutereien in unaufhörlicher Reihe Luft. Der Generalgouverneur Bobrikow, der über Finnland die Knute schwang, der Minister des Innern, Plehwe, der sich durch seine Gewaltmaßregeln gegen Finnland und Armenien und als Friedensgegner verhaßt gemacht hatte, und viele andere höhere Beamte fielen als Opfer der Volksraube, schließlich auch der Oheim des Kaisers, Großfürst Sergius, der als böser Geist des Hofes und der schroff selbstherrlichen und kirchlichen („orthodoxen“) Partei galt. Sogar gegen den Kaiser selbst, der ja auch als „Väterchen“, d. h. als hl. Vater der russischen Kirche verehrt wird, wurde beim Fest der Wasserweihe aus einem Geschütz der aufgestellten Artillerie eine Granate geschleudert! Überall entstanden Streiks. Am



Der japanische General  
Kuroki,  
Führer der I. Armee.

22. Januar zogen Arbeitermassen unter Führung eines Priesters Gapon nach dem Winterpalais, um dem Zaren eine Vorstellung zu überreichen. Es wurde vom Militär auf sie, wehrlose Männer und Frauen, mit Knuten, Säbeln, Bajonetten und Gewehren geschlagen, gehauen, gestochen und geschossen, so daß zahllose Tote und Verwundete liegen blieben. Dadurch wurde der Haß gegen



Admiral Roschdjeswensky,  
Oberbefehlshaber der russischen, bei  
der Insel Tsuschima vernichteten  
Flotte.

22. Januar zogen Arbeitermassen unter Führung eines Priesters Gapon nach dem Winterpalais, um dem Zaren eine Vorstellung zu überreichen. Es wurde vom Militär auf sie, wehrlose Männer und Frauen, mit Knuten, Säbeln, Bajonetten und Gewehren geschlagen, gehauen, gestochen und geschossen, so daß zahllose Tote und Verwundete liegen blieben. Dadurch wurde der Haß gegen

die grausame Beamtenſchaft, ja ſelbſt gegen den Kaiſer aufs ärgſte entſacht. Studenten, Profeſſoren, Ärzte, Advokaten, Stadträte, ſogar Adelige hielten Verſammlungen und begehrten

Auſhören des Krieges, Abſchaffung der unbeſchränkten kaiſerlichen Selbſtherrſchaft in Staat und Kirche, der ungerechten Juſtiz, der harten Polizeiſeße, Einführung einer Verfaſſung und Schutz gegen Beamten- und Polizeiwillkür.

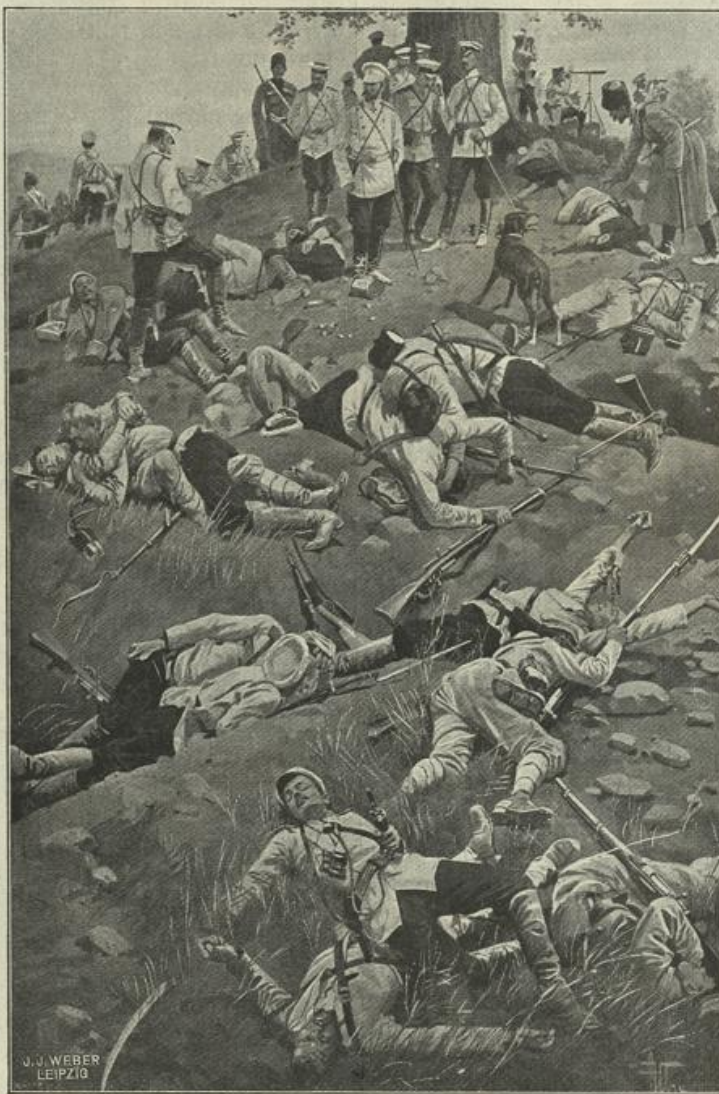
Aus Freude über die Geburt eines Kronprinzen ſchaffte der Zar die Prügelſtrafe bei den Bauern ab, ſpäter erklärte er auch größere Freiheit in Religionsſachen, ſo daß Rücktritt aus der Staatskirche nicht mehr als Rebellion mit Sibirien beſtraft werden ſoll. Man berät auch über eine Art landſtändiſche Verfaſſung — was allerdings in dem weitleſen Reich mit ſeiner ſo verſchieden-

artigen und größtenteils verwahrloſten und unwiſſenden Bevölkerung eine ſchwere Sache iſt. Jedenfalls aber zwingt die unermehliche Erſchöpfung an Menſchen und Kriegsmaterial, an Geld und Intelligenz Rußland zu Reformen. Endlich verhandelt man auch über den Frieden nach dem gräßlichen Krieg.

### Der ruſſiſch-japaniſche Krieg.

Er beſchäftigte alle Gemüter, alle Zeitungen und Telegraphen am meiſten; auch die Staaten und Regierungen. Denn von ſeinem Ausfall

hängt ſehr weſentlich die äußere Politik der Zukunft ab. Und der Ausfall war für die Ruſſen auf allen Punkten unglücklich, für die Japaner nach jeder Seite hin erfolgreich. Zu Lande in der Mandſchurei befehligte der japaniſche Oberfeldherr Oyama mit den beiden Generälen Oku und Kuroki; auf ruſſiſcher Seite Kuropatkin, den der Volkswitz umtaufte in Kuroki-pakt-ihn. Und er pakte ihn bei Liaojang, ſo daß der Ruſſe ſich der feurigen Umarmung des „gelben Zwerges“ mit Mühe erwehrte und nach Mukden zurückwich. Und er pakte ihn bei Mukden und obwohl der Ruſſe ſich zehn



Von den Kämpfen um Mukden: General Kuropatkin beſichtigt den Putilowhügel.

Tage lang verzweifelt wehrte, wurde er doch wieder zurückgedrängt. Jetzt wurde der unglückliche ruſſiſche Befehlshaber abberufen und durch Lennewitſch erſetzt, der jetzt den Japanern bei Charbin gegenüberſteht. Die beiden Gegner verſchnaufen, beobachten, verſtärken, verſchanzen ſich, bis der blutige Tanz wieder losgeht oder

von Petersburg und Tokio das Wort Friede! | japanische Admiral Togo versteckt und alle Vor-  
 ertönt. Mittlerweile wurde in der Ostsee eine | bereitungen getroffen zu ihrem Empfang; er hatte  
 neue Flotte gerüstet, neue Schiffe | auch durch die Nähe der befreundeten  
 vollendet, alte hergerichtet, Matrosen | Küste. Am 27. Mai bei stürmischer  
 und Schiffsfeuerwerker eingeübt. | See griff er plötzlich die Russen  
 Diese baltische Flotte sollte Port | an. Zuwiderer Wind, altmodische  
 Arthur befreien und Wladiwostok | Schiffe, unzureichende Geschütze, un-  
 Luft machen. Aber sie konnte nicht | zulängliche Munition und Kohlen,  
 ausfahren, und dann hatte sie häß- | Aufklärer und Torpedo, eine schlecht  
 liches Mißgeschick: bei Hull war | eingeeübte Mannschaft, Mutlosigkeit  
 eine englische Fischerflotille, die | der Besatzung, Kopflosigkeit der  
 sahen die Russen in ihrer Angst | Führer auf der russischen Seite,  
 (man sagte auch: im Wutky-Kausch) | erstklassige Schiffe, zahlreiche Tor-  
 für japanische Torpedos an und | pedo, größte Treffweite und Treff-  
 schossen darauf. Mit Mühe wurde | sicherheit der Geschütze, begeisterter  
 der böse Handel beigelegt; vielleicht | Mut der Japaner, welche für die  
 war es aber bei den Engländern | Sicherheit und Größe ihres Vater-  
 doch nicht so ganz sauber, weil sie, | landes kämpften, Umficht der Kapi-  
 nachdem sie arg geschrien, so klein- | tane und Genialität der Oberst-  
 laut nachgaben. Dann fuhr die | kommandierenden: dies alles zu-  
 russische Flotte unter Admiral | sammen brachte den Russen eine  
 Roschdjestwensky langsam um | Niederlage bei, die in der Welt-  
 Afrika rechts und links herum nach | geschichte ihres Gleichen sucht. Fast  
 Osten, ins sichere Verderben, prophe- | die ganze Flotte und Mannschaft  
 zeiten kopfschüttelnd die meisten, | ist vernichtet oder genommen, drei  
 nur wenige bewunderten den russi- | Admirale, darunter Roschdjestwensky,  
 schen Mut. Unmöglich erschien das | und 5000 Russen gefangen. —  
 Unternehmen und unnütz, denn | Damit ist für die Russen Port  
 schon vor Auslaufen der Flotte | Arthur endgültig verloren, Wladi-  
 war (am 2. Januar) das heiß um- | wostok aufs äußerste bedroht und  
 strittene Port Arthur gefallen, die | die Mandschurei den Japanern  
 gewaltige Festung und die tapfere | preisgegeben. Der Mikado kann den  
 Besatzung unter General Stössel | Frieden, und einen harten Frieden  
 mußte sich mit allen Vorräten an | diktieren: die mandschurische Eisen-  
 General Nogi ergeben; beide Gene- | bahn begehren, Korea beherrschen,  
 rale erhielten vom deutschen Kaiser | Sachalin fordern, eine große Kriegs-  
 den Orden Pour le mérite. Die | kostenrechnung einreichen, vielleicht  
 Geschütze und die Mannschaften | Wladiwostok entfestigen. Jedenfalls  
 vor Port Arthur konnten schon am | ist es mit der Herrschaft Rußlands  
 Schaho und bei Mukden gegen die | im fernen Asien auf absehbare  
 Russen verwendet werden; die er- | Zeit vorbei, und der prahlerische  
 oberte Festung wurde sofort von | Name Wladiwostok: „Beherrscherin  
 den Japanern für sie selbst wieder | des Ostens“ zum Spott geworden.  
 hergerichtet. Endlich erschien die | Eine förmliche Revolution ist  
 baltische Flotte, nachdem sie sich | endlich in Rußland ausgebrochen:  
 an der Küste von Afrika und Asien | in der polnischen Stadt Lodz kam  
 lange aufgehalten unter Protesten | es zu einem großen Aufruhr, bei  
 verschiedener Mächte gegen An- | dem mehrere Tausend Menschen  
 legen und Kohleneinnahme, in den | ums Leben kamen. Noch schrecklicher  
 japanischen Gewässern. Zwischen | war es in der großen südrussischen  
 Korea und der japanischen Insel | Meer geschahen. Nicht genug, daß die Schlachtflotte  
 Tsuschima wollten sie durchfahren | gegen Port Handels- und Industriestadt Odessa am schwarzen  
 Arthur und Wladiwostok zu. Dort aber hatte sich der Meer geschahen. Nicht genug, daß die Schlachtflotte



Der japanische Admiral Togo,  
 der das russische Geschwader in  
 der Seeschlacht bei Tsuschima  
 vernichtete.



König Oskar  
 von Schweden-Norwegen.

Zeit dazu gehabt und Gelegenheit  
 auch durch die Nähe der befreundeten  
 Küste. Am 27. Mai bei stürmischer  
 See griff er plötzlich die Russen  
 an. Zuwiderer Wind, altmodische  
 Schiffe, unzureichende Geschütze, un-  
 zulängliche Munition und Kohlen,  
 Aufklärer und Torpedo, eine schlecht  
 eingeeübte Mannschaft, Mutlosigkeit  
 der Besatzung, Kopflosigkeit der  
 Führer auf der russischen Seite,  
 erstklassige Schiffe, zahlreiche Tor-  
 pedo, größte Treffweite und Treff-  
 sicherheit der Geschütze, begeisterter  
 Mut der Japaner, welche für die  
 Sicherheit und Größe ihres Vater-  
 landes kämpften, Umficht der Kapi-  
 tane und Genialität der Oberst-  
 kommandierenden: dies alles zu-  
 sammen brachte den Russen eine  
 Niederlage bei, die in der Welt-  
 geschichte ihres Gleichen sucht. Fast  
 die ganze Flotte und Mannschaft  
 ist vernichtet oder genommen, drei  
 Admirale, darunter Roschdjestwensky,  
 und 5000 Russen gefangen. —  
 Damit ist für die Russen Port  
 Arthur endgültig verloren, Wladi-  
 wostok aufs äußerste bedroht und  
 die Mandschurei den Japanern  
 preisgegeben. Der Mikado kann den  
 Frieden, und einen harten Frieden  
 diktieren: die mandschurische Eisen-  
 bahn begehren, Korea beherrschen,  
 Sachalin fordern, eine große Kriegs-  
 kostenrechnung einreichen, vielleicht  
 Wladiwostok entfestigen. Jedenfalls  
 ist es mit der Herrschaft Rußlands  
 im fernen Asien auf absehbare  
 Zeit vorbei, und der prahlerische  
 Name Wladiwostok: „Beherrscherin  
 des Ostens“ zum Spott geworden.

Eine förmliche Revolution ist  
 endlich in Rußland ausgebrochen:  
 in der polnischen Stadt Lodz kam  
 es zu einem großen Aufruhr, bei  
 dem mehrere Tausend Menschen  
 ums Leben kamen. Noch schrecklicher  
 war es in der großen südrussischen  
 Meer geschahen. Nicht genug, daß die Schlachtflotte

im fernen Osten vernichtet ist, in der Schwarzmeerflotte brach auch noch eine Meuterei aus. Auf dem „Potemkin“ werfen die Seesoldaten ihre Offiziere ins Wasser, dampften vor Odessa und drohten die Stadt zu beschießen, wenn sie ihr er nicht zu Willen wäre. Die Warenlager am Hafen und mehrere Schiffe im Hafen wurden vom Pöbel in Brand gesteckt, an 50 Millionen Rubel Eigentum zerstört, dann begann eine furchtbare Schießerei und Mezelei zwischen den städtischen Aufrührern und dem Militär, wobei 7000 Menschen getötet worden sein sollen. Einige Schiffe erschienen, um den Potemkin zur Ergebung zu bringen oder mit seinen 750 Mann in den Grund zu bohren. Aber mehrere der Schiffe, die das tun sollten, widersetzten sich und machten mit den Meuturern gemeinsame Sache; der Potemkin ergab sich erst nach einigen Wochen der rumänischen Regierung. — Leider sind es viele deutsche Unternehmungen, welche in den Industriestädten Rußlands zu Schaden kommen. — Man weiß nicht, was noch alles in dem unseligen Land geschieht. Hoffentlich auch Erleichterungen für die armen Unterdrückten in Deutsch-Rußland und Finnland.

Aber auch für die andern Mächte, für die gesamte Weltlage, ist der Ausgang dieses verlust- und gewinnreichen Krieges von folgenschwere Bedeutung. Die ungeheure Erschöpfung und Erschütterung Rußlands wird es zu Reformen im Innern nötigen und vor auswärtigen Abenteuern bewahren. Damit ist die Bedrohung

Deutschlands von Osten her sehr abgeschwächt, um so mehr als die russische Bündnisfähigkeit sehr herabgemindert wird; Frankreich sieht sich jetzt schon nach andern Bundesgenossen um. Ferner: Rußland ist auf eine lange Reihe von Jahren aus der Reihe der Seemächte gestrichen. Den Vorteil daraus wird der alte Gegner und Nebenbuhler Rußlands in Asien, England, ziehen. Andererseits wird Japan von jetzt an das gelbe Meer beherrschen. Sein angeborenes großes Selbstgefühl wird sich noch mehr steigern, vielleicht überspannen.

Jedenfalls ist das Ergebnis des Krieges die überraschende neue Lage, daß Japan als Großmacht den europäischen Großmächten und Amerika an die Seite tritt, daß ein Zweig der gelben Rasse, ein heidnisches Volk, der bisher herrschenden weißen und christlichen Völkerfamilie sich als ebenbürtig anreicht.

Wenn so der schreckliche Krieg, der zugleich die Furchtbarkeit und große Verheerungskraft der modernen Waffen gezeigt hat, dazu beiträgt, daß die Völker im friedlichen Wettstreit nach der Palme ringen, die Kultur, Wohlstand, Bildung, Gesittung und Frömmigkeit fördern, dann ist auch dieser Kampf, dem alle Menschen mit graufigem Entsetzen zusahen, schließlich nicht nur ein Übel gewesen. Aber nötig ist's nicht, daß man bloß aus dem Unglück eine blutige Lehre zieht. Lernen, bessern können und sollen wir auch in der stillen Schule des Friedens.



Prinz Gustav Adolf von Schweden-Norwegen,  
(Enkel des Großherzogs von Baden).



Prinzessin Margarete Victoria von Connaught,  
Gemahlin des Prinzen Gustav Adolf von Schweden.